P.o.germ. 118 gd-24,1

<36620200540013

<36620200540013

Bayer. Staatsbibliothek

Walter von Montbarry,

Großmeister des Tempelordens.

YOUNG.

We ransack Tombs for Pastime; from the Dust
Call up the sleeping Hero; bid him tredd
The Scene for our Amusement.

Erster Theil.

Frankfurt und Leipzig.
1809.

[Benedikte Naubert]
[Weygand]

P.o. germ. 118 gd-24,1

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Dr.
FRESENIUS

4

Walter von Montbarry,

Großmeister des Tempelordens.

Erster Theil.

Erstes Kapitel.

Hunberga von Montdarry.

Wüßte ich, meine Leser! daß ihr jenen Trieb, der mich von meiner Kindheit an zu den Begebenheiten der Vorwelt hinriß, und mir so manche Stunde der Wonne und seligen Schwermuth gewährte, mit mir gemein hättet; wüßte ich, daß ihr gern in dem heiligen Dunkel weiltet, das die Zeiten des grauen Alterthums deckt, und euch an den seltsamen Gestalten ergötztet, die die Geschichte aus jenen Dämmerungen hervorgehen heißt, ich würde glauben, der bloße Titel dieser Blätter müßte eure Neugier reitzen, und ihr würdet es gern sehen, daß ich noch einmahl die Feder ergreife, um euch etwas von längst verflossenen Zeiten zu erzählen; Mährchen oder Wahrheit, oder wie es euch dasselbe zu nennen beliebt.

Ich will es einmahl annehmen, daß ihr dieses Buch mit der Begierde ergreift wie ich wünsche, aber was erwartet ihr von demselben? Habt ihr vielleicht zuweilen von alter deutscher oder brittischer Treue und Redlichkeit gehört, von jenem hohen Grad von Frömmigkeit, Andacht, Freundschaft und Liebe, welche man bey unsern Vorfahren angetroffen haben soll, und freut ihr euch, an meiner Hand in ein Land voll Heilige und Helden überzugehn, und in ihrer Gesellschaft auf einige Zeit die Mängel der Welt in

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

welcher ihr lebt zu vergessen? — Solltet ihr so hohe Begriffe von denenjenigen haben, mit welchen ich euch bekannt machen will, so rathe ich euch, diese Blätter ungelesen zu lassen, ihr werdet nur wenig von dem finden was ihr sucht: Menschen, bloße Menschen, wie sie jetzt sind und wie sie jemahls waren, werdet ihr sehen. Vielleicht hier und da einen Zug von Tugend, welcher jetzt aus der Mode gekommen ist, aber auch auf der andern Seite, Unordnungen, von welchen unsere Zeiten, dem Himmel sey Dank nichts wissen. Vielleicht Irrthümer von anderer Art, als ihr sie an euren Zeitgenossen gewahr werdet, aber immer doch Irrthümer, und solche, die unsern Vorfahren eben so schwer zu überwinden waren, als uns die unsrigen, die wir vielleicht selbst kaum kennen, und die erst unsere Urenkel mit Nahmen nennen, und sie bewundern oder belachen werden.

Vielleicht gehört eine lange Vorrede zu einen Roman auch zu der Zahl belachenswürdiger Thorheiten; und ich will also die gegenwärtige nicht verlängern, sondern euch den Anfang meiner Geschichte ohne weitern Umschweif geben, und es euch überlassen, wie viel Nutzen und Vergnügen ihr daraus schöpfen könnt oder wollt —

Unter welchem Grad der Länge oder der Breite der Ort lag, an welchen ich euch in meiner Erzählung zuerst führen will, ist mir nie kund worden, nur so viel weiß ich, daß er ein stattlich befestigtes Schloß mit Nahmen Montçon war, welches ihr aber nicht mit jenem Schloß Montçon verwechseln müßt, welches Raimund Berengar, Graf von Barcellona, weiland den Tempelherren schenkte. — Das Schloß,

von welchem ich spreche, gehörte dem Grafen von Flandern Theoderich, der es kurze Zeit vor seinem Zuge ins heilige Land hatte erbauen lassen, und es seiner jungen Gemahlin Hunberga zur Wohnung in seiner Abwesenheit hinterließ.

Sehr jung war Hunberga aus dem Hause Montbarry, als ihr alter Gemahl nach Palästina zog, aber eine Zeit von fünfzehn Jahren, in welcher Theoderich sie einer Art von frühem Wittwenstande überließ, hatten freylich in dem Jahre, da meine Geschichte eigentlich anhebt, etwas von der ersten Blüthe ihrer Reitze hinweggenommen; doch blühte sie noch, und zwar mit jenen höhern dauerhaften Reitzen, die nur wenige besitzen und die ihr den Vorzug vor ihren Töchtern und Enkelinnen gaben, deren sie unterschiedliche hatte.

Man will behaupten, daß diese Donnen es ihrer Mutter und Großmutter sehr verdacht haben sollen, daß sie es wagen durfte sie zu verdunkeln; aber wenn man die Sache beym Lichte besieht, so hatten sie wenig Recht ihr Vorwürfe zu machen; Hunberga war nie selbst Mutter gewesen, und diejenigen, welche ihr diesen Nahmen gaben, waren Kinder aus Theoderichs erster Ehe, und an Jahren ihr zum Theil völlig gleich, wo nicht überlegen.

Indessen sagt man, daß diese Gleichheit an Jahren der Grund mancher Zwistigkeiten in dieser Familie ohne Oberhaupt war. Hunberga ließ sich in ihrem zwey und dreyßigsten Jahre ungern Mutter und Großmutter nennen, und nützte diesen Nahmen nur dann, wenn sie Gehorsam forderte; ihre sogenannten Kinder hingegen, vornehmlich die Töchter, gebrauch-

ten sich dieses Prädikats nie anders, als wenn sie zu verstehn geben wollten, daß sie mehr Ansprüche auf Jugend und Schönheit hätten, als diejenige, welche ihre Mutter vorstellte.

Verdrießlichkeiten von dieser Art, waren Ursach, daß Theoderichs Gemahlin nie bereitwilliger war, den Töchtern ihres Gemahls zu dienen, als wenn sich Gelegenheit zeigte, sie zu vermählen. Weder Vorbitten, noch Bothschaften an Theoderichen nach Palästina, weder Putz die jungen Damen in den Augen ihrer Liebhaber reitzender zu machen, noch Lob ihrer Verdienste, noch verschwenderische Ausstattung aus ihren eignen Mitteln, wurde alsdann gespart, und sie trieb dieses Werk so eifrig, daß um das Jahr 1174, als wo unsere Geschichte eigentlich ihren Anfang nimmt, niemand mehr von ihnen zu verheyrathen übrig war, als ein paar Enkelinnen Theoderichs, welche aber nicht bey ihr, sondern bey ihren Eltern lebten, daß sich also damahls keine von diesen unangenehmen Kreaturen mehr zu Montzon befand.

Hunberga lebte die meiste Zeit auf ihrem einsamen Schlosse ganz glücklich, ausser wenn Graf Philipp, Theoderichs ältester Sohn, welcher in seines Vaters Abseyn die Regierung führte, etwa mit seiner Gemahlin und seinen beyden Töchtern — eben den vorerwähnten noch zu verheyrathenden Enkelinnen Theoderichs — etwa an hohen Festtagen das Schloß besuchte, und Hunbergen durch seine und der Seinigen lästige Gegenwart, die ehemahligen Drangsalen wieder ins Gedächtniß brachte. — Um meinen Lesern zu erklären wie das geschah, brauche ich nichts

weiter zu sagen, als: Philipp war ein heimtückischer bösartiger Mann, seine Gemahlinn Remigia war am französischen Hofe erzogen, und ihr Kopf war mit allen Thorheiten der damahligen Mode erfüllt, so wie ihr Herz dem Herzen ihres Gemahls vollkommen gleich war. Ihre Töchter, Anna und Edita — doch wir werden diese Damen näher kennen lernen; jetzt laßt uns Hunbergens Hofhaltung etwas genauer betrachten.

Auch sie war am Hofe erzogen, aber nicht an dem fantastischen Hofe von Frankreich, sondern in England, wo es zwar auch nicht an Thorheiten fehlte, aber doch immer Thorheiten von einer feinern und edleren Art, als die, von welchen Remigiens Kopf schwärmte. Hunbergens Hauptleidenschaft war Liebe zur Pracht, und zu dem damahligen herrschenden Ton der Galanterie. Die erste hatte sie in den ersten Jahren ihres Ehe- oder vielmehr Wittwenstandes veranlaßt, ihrem Schlosse das Ansehen einer ziemlichen königlichen Residenz zu geben, und die andere nebst ihrer Schönheit und Liebe zu den schönen Künsten, hatte ihr aus England ein Gefolge von Minstrels, — oder um mich deutlicher auszudrücken, von Harfnern, Dichtern und Sängern nachgezogen, dessen sich selbst König Alfred, glorwürdigsten Andenkens, nicht hätte schämen dürfen.

Ich hoffe, meine Leser werden nicht so unbewandert in den Sitten damahliger Zeiten seyn, sich unter diesen Minstrels blos einen Haufen lohnsüchtiger Schmeichler oder herumziehender Tonkünstler aus dem niedrigsten Stande vorzustellen; es ist wahr, es gab auch schlechte Leute unter diesem ruhmvollen Orden; aber im Ganzen genommen, war der Name Minstrel

ein Titel, dessen sich selbst Könige nicht schämten, und der von den jüngern Söhnen der höchsten Häuser sehr oft als eine Art einträglicher Bedienung angenommen ward. Auch befanden sich diese Herren bey dieser Stelle wirklich nicht übel; Gold und Kleinodien flogen ihnen zu wo sie hinkamen, und man sagt, daß ihnen von den zärtlichen und empfindsamen Damen jener Zeit, ihre süßen Lieder oft noch mit etwas bessern, mit dem höchsten Grad schwärmerischer, romantischer Liebe belohnt wurde, welcher das Karakteristische der damahligen schönen Welt ausmachte.

Wir haben keine Ursache zu glauben, daß Hunberga jemahls einen von den Sängern ihrer Schönheit auf diese Art gelohnt habe, da wir aus glaubwürdigen Nachrichten wissen, daß ihr Herz nach dem frühen Verlust ihres ersten und einigen Liebhabers, nie einer neuen Liebe fähig war; dem ohngeachtet ließ es die Lästersucht der Kinder Theoderichs nicht an Winken fehlen, die sie bey der Welt in so einen Verdacht hätten bringen können. Sie bemühten sich, allen ihren Handlungen eine falsche Auslegung zu geben, und Hunberga war zu stolz, oder nicht behutsam genug, sich allemahl für Dingen zu hüten, welche ein zweydeutiges Licht auf ihre Aufführung werfen konnten. Man rechnete es ihr in jenen strengen Zeiten zur Sünde, daß sie in Abwesenheit ihres Gemahls, da es der Wohlstand erfordert hätte, sich in ein Kloster einzuschliessen, oder mitten in der Welt ein klösterliches Leben zu führen, ihr Schloß zum Schauplatz der Pracht und der Freude machte. Man sprach mit Achselzucken von gewissen Reisen, die sie in der funfzehnjährigen Abwesenheit ihres Gemahls, zwey oder dreymahl nach England ge-

than hatte, vornehmlich von der letzten, von welcher sie in einer sehr verdächtigen Begleitung zurückkam. — Doch ich sehe mich genöthigt, ehe ich von dieser Sache spreche, um meinen Lesern verständlich zu seyn, einige Begebenheiten aus dem vorigen Leben der Gräfin von Flandern etwas genauer anzuführen.

Hunberga von Montbarry bekam nach dem frühzeitigen Tode ihrer Eltern, einen weitläuftigen Anverwandten ihres Hauses, Lord Walter Clifford zum Vormund, und ward also genöthigt, in ihrem zwölften Jahre nach England zu gehen, wo sie mit Lord Walters Tochter, der schönen Rosemunde, erzogen ward.

Rosemundens Liebe zur Einsamkeit, und Hunbergens Sehnsucht nach dem Leben in der großen Welt, trennte diese beyden Freundinnen in ihrem funfzehnten Jahre. Henrich des andern Gemahlin, Eleonore, foderte beyde Fräuleins nach Hofe, aber nur Hunberga folgte dem königlichen Rufe, dahingegen Rosemunde das Landleben vorzog.

Daß es der reizenden Hunberga an einem Hofe, wie König Henrichs Hof war, nicht an Verehrern fehlte, und daß einer derselben den Weg zu ihrem Herzen fand, ist fast unnöthig zu sagen; auch meldet anfangs die Geschichte nichts umständliches von dieser Sache, nicht einmahl den Nahmen des Liebhabers, nicht einmahl die Art, wie er in den erstern Jahren seines Glücks seiner Gebieterin entrissen wurde; man kann nicht einmahl mit Zuverläßigkeit muthmaßen, ob die Trennung dieser beyden Liebenden durch den Tod des Liebhabers oder auf andere Art geschah. — Unwiederbringlich mußte der Verlust des Geliebten seyn, denn untröstlich war Hunberga über denselben, und sie war in ihrer tiefen

Schwermuth so schön, daß sie die Augen des vornehmsten und schönsten Ritters am ganzen Hofe, die Augen des Königs selbst auf sich zog.

Henrichs Absichten auf Hunbergen, konnten nicht die rechtmäßigsten seyn, denn ach! er war verheyrathet; verheyrathet mit einer Gemahlin, welche seine Mutter hätte seyn können, und die sich auch so ziemlich ein strenges mütterliches Ansehen über ihn zu geben wußte.

Königin Eleonore bewachte ihren Gemahl immer mit hundert Augen, und seine aufkeimende Leidenschaft für Hunbergen konnte ihr also nicht lange verborgen bleiben. Das Fräulein von Montbarry wurde die Liebe des Einen und die Eifersucht der Andern fast zu gleicher Zeit gewahr, und sann eben auf Mittel, wie sie nicht allein den Hof, sondern, um vor Henrichs Nachstellungen sicher zu seyn, England ganz und gar verlassen wollte, als zu glücklicher Stunde ihr Bruder, der Tempelherr Andreas, aus dem heiligen Lande zurück kam. Der alte Graf Theoderich von Flandern befand sich in seiner Gesellschaft. — Eben war er von seinem ersten glücklichen Kreuzzuge zurück gekommen, in welchem er mit dreyhundert Mann Thaten gethan hatte, welche vorher die vereinigte Macht der Ludewige, Balduine und Konrade nicht hatte ausrichten können. Ein wenig aufgeblasen durch dieses Glück dachte er schon auf den zweyten Kreuzzug, und kam nur deswegen nebst seinem Gefährten Andreas nach England, um in dem Herzen des Königs das Feuer der Andacht und der Tapferkeit anzuzünden, das in dem seinigen glühte, um zu sehen, ob er die Verstärkung seiner

Macht finden, und durch dieselbe die Herrschaft der Ungläubigen aus dem Grunde tilgen könnte.

Theoderichs Absicht schlug fehl, aber er erreichte eine andere, die er sich zu Anfang nicht vorgesetzt hatte. Andreas schöne Schwester eroberte sein Herz, und sie, die einen Beschützer brauchte, trug kein Bedenken, ihm ihre Hand zu geben, und ihm die Treue zu geloben, die sie nicht sowohl ihm, als ihrem verlornen Liebhaber, unbrüchig zu halten gedachte.

Ihre Abreise nach Flandern, welche Königin Eleonore auf alle Weise beförderte, und welcher der König keine Hinderniß in den Weg legen konnte; ihre baldige Trennung von ihrem Gemahl, welcher seinen heiligen Grimm wider die Ungläubigen ihr zu Liebe nicht aufgab, und die Verdrießlichkeiten mit ihren Stiefkindern sind theils unnöthig zu erwähnen, theils schon erwähnt worden, und ich habe also meinen Lesern über nichts weiter Aufklärung zu geben, als über die Ursache ihrer Reisen nach England, deren ich vorhin gedachte, und die ihr bey ihren Feinden eben nicht zum besten ausgelegt wurden; aber man wird mir verzeihen, daß ich der Welt hierüber zur Zeit noch wenig Licht zu geben weiß; vielleicht bin ich in der Folge glücklicher. Die letzte Reise Hunbergens ist indessen zu wichtig für meine Geschichte, als daß ich sie ganz mit Stillschweigen übergehen sollte; aber was werde ich von derselben sagen können? Nichts — als Hunburga kehrte zurück, doch nicht wie sonst allein, sondern in einer Begleitung, die zu seltsamen, und dem guten Ruf der Dame sehr nachtheiligen Muthmassungen Anlaß gab.

Ihr vornehmster Begleiter war ein Knabe von fünf oder sechs Jahren, schön wie die Liebe, und ihr so theuer, daß er nicht von ihr aus den Augen gelassen ward; ihm folgte ein anderer, der etwa noch einmal so alt, etwas weniger schön, Hunbergen weniger wichtig, und mehr blos um des ersten willen da zu seyn schien.

Ganz Monçon richtete sich hoch auf über diese Erscheinung. Einige Töchter und Enkelinnen Theoderichs, welche in Hunbergens Abwesenheit das Schloß besucht hatten, schickten in der Eile Boten zu ihrem Bruder und Vetter Graf Philipen und an Dame Remigien, und an Theoderichs zweyten Sohn Mathias von Boulogne, und an den Verwandten des Hauses Montbarry, Sanct Bernharden, Abt von Clairvaux, und wer weiß an wen alles, um ihnen, eben nicht auf die mildeste Art, von Hunbergens Rückkunft und ihrer seltsamen Begleitung Nachricht zu geben.

Alle diese genannte Personen erschienen, und hatten sich theils mit neugierigen Fragen, theils mit spitzigen Anmerkungen, theils mit frommen Vorstellungen zur Genüge versehen; aber sie vermogten wenig von dem allen anzubringen, denn Hunbergens Freymüthigkeit, und die lächelnde Miene, mit welchen sie ihnen die beyden mitgebrachten Kinder vorstellte, setzte sie aus aller Fassung. Meine Freunde, sagte sie, indem sie die beyden schönen Knaben ihnen zeigte, hier seht ihr meine Söhne, Walter von Montbarry und Blondel von Nesle. — Und das Recht, fiel ihr Graf Philipp in die Rede, das diese jungen Herrn haben, Söhne unserer Mutter zu heissen? — Mein Gemahl ist von allem benachrichtiget, erwiederte Hun-

berga, und wie mich dünkt, ist dieser der Einige, dem ich von meinen Handlungen Rechenschaft zu geben habe. — Philipp schwieg, und warf einen hämischen Blick auf die Kinder, welcher ihm von Hunbergen mit einem verächtlichen Lächeln vergolten ward.

Zweytes Kapitel.

Walter und Blondel.

Die Nachrichten, auf welche ich mich gründe, fangen eigentlich zu der Zeit an, da die beyden Knaben schon fünf oder sechs Jahr zu Montçon gelebt hatten, und Walter also zehn oder eilf, Blondel aber etwa funfzehn Jahr alt war; weil mir aber die Lücke von ihrer Ankunft auf dem Schlosse bis dahin zu groß dünkte, so bin ich genöthigt gewesen, um sie auszufüllen, und das ausfindig zu machen, was ich meinen Lesern in diesem Kapitel liefere, unterschiedliche Schriften nachzulesen, welche sich oft sehr widersprachen, und es hat mir in der That einige Mühe gekostet, das zu treffen, was der Wahrheit am nächsten kam. — Was ich fand', will ich Auszugsweise hersetzen.

Die Gäste, welche sich zu Schloß Montçon eingefunden hatten, um die beyden jungen Fremdlinge in Augenschein zu nehmen, fanden nicht für gut, dasselbe sobald zu verlassen. Der heilige Bernhard, der mit verschiedenen Theilen von Hunbergens Lebensart nicht zufrieden war, und über den gegenwärtigen

Vorfall gar viel zu sagen und zu fragen hatte, ohne ihr doch im Grunde etwas Tadelnswürdiges mit Recht vorwerfen zu können, empfahl sich am ersten. Sein wirklich frommes und argloses Herz, die Neigung, die er für Hunbergen sowohl als für ihren Bruder Andreas von Kindheit auf gehabt hatte, und vor allen die Schönheit und Holdseligkeit der Kinder, von denen hier die Rede war, und die er sich nicht enthalten konnte zu lieben, machten ihn geneigt, seine Ohren von dem boshaften Geschwätz der Kinder Theoderichs abzuwenden, die Aufklärung des Geheimnisses von der Zeit zu erwarten, und so lange diese noch mangelte, Hunbergen lieber selten zu sehen, als sie durch Fragen und Vorwürfe zu beunruhigen.

Mathias von Boulogne, Theoderichs zweyter Sohn, ein ganz gutartiges Geschöpf, das niemand leid that, von niemand aus eignem Antriebe Böses dachte, und immer nur dahin gieng, wo es von andern hingeführt ward, folgte diesesmahl, wider seine Gewohnheit, nicht dem grössern Haufen, sondern dem Abt von Clairvaux und verließ Graf Philippen und seine zahlreiche Familie zu Montçon, welches noch sobald nicht von diesen Gästen befreyt ward.

Neugier, blosse Neugier war es, was diese Herren und Damen bey der Gräfin von Flandern zurück hielt. Sie sahen, daß es ihnen unmöglich war, die beyden Knaben, welche ihnen so zuwider waren, von der Stelle, auf welche sie Hunberga gesetzt hatte, hinweg zu drängen, und sie wollten wenigstens nachforschen — zu erfahren suchen — wie? — woher? — warum? und was die Fragen alle waren, die sie sich selbst wegen Walters und Blondels thaten.

Hun-

Hunbergen oder ihren treuen Leuten etwas abzufragen war vergebliche Mühe; man beschloß also endlich, sich an die Hauptpersonen, an die beyden Kinder selbst zu wenden, und durch Liebkosungen und Geschenke etwas aus ihnen zu bringen zu suchen. Auch dieses war umsonst. Walter war zu jung und viel zu flüchtig, als daß man etwas mit ihm hätte anfangen können, und Blondel war für sein Alter so schlau, behauptete schon so ganz den Charakter, den er in der Folge bey tausend Gelegenheiten zeigte, daß die jungen Fräuleins, Anna und Edita, welche mit ihm von einem Alter waren, und von ihrer Mutter immer an ihn abgeschickt wurden, entweder immer ganz unverrichteter Sachen, oder mit so verwirrten abentheuerlichen Erzählungen erfüllt zurück kamen, daß niemand daraus klug werden konnte.

Hunberga ward endlich von ihren Aufmerkern befreyt, und behielt nunmehr freye Hand, ihre Kinder in Ruhe zu erziehen wie es ihr beliebte. Wie sie solche aber erzog, das zu sagen, bin ich nicht im Stande, denn theils ist mir es unbekannt, theils trage ich auch Bedenken, die Gräfin von Flandern, welche das Erziehungswesen nie systematisch studiert hatte, und folglich tausend Fehler machen mußte, dem Tadel der heutigen Welt bloszustellen. Genug, Walter und Blondel wuchsen heran, und das, was sie nachmals wurden, mag beweisen, wie ihre Erziehung beschaffen gewesen seyn mag.

Ein großes Glück für die Knaben mogte es wohl seyn, daß Hunberga zu der Zeit, da sie die meiste Aufsicht brauchten, bereits von den Lieblingsthorheiten ihrer ersten Jugend, der Liebe zur Pracht und

Bewunderung zurückgekommen war, und beynahe keine Leidenschaft mehr kannte, als die für ihre sogenannten Kinder. — Was diese große Aenderung bey der Gräfin von Flandern verursachte, sollen meine Leser gleich erfahren.

Der Zuwachs von etlichen Jahren, die Entfernung ihrer ehemaligen Höflinge, welche theils vom Schicksal hin und her zerstreut wurden, theils jüngern und neuern Schönheiten zugeflattert waren, würde wohl allein nicht im Stande gewesen seyn, sie von ihrer ehemaligen Denkungsart abzukehren, wenn es nicht eine unumgängliche Nothwendigkeit erfordert hätte, sich zu ändern und die ganze Einrichtung zu Montçon umzuschmelzen und einzuschränken. — Zu der Zeit, als Hunberga Theoderichen die Hand gab, war sowohl dieser, als ihr Bruder, der Tempelherr, mit unermeßlichen Schätzen aus Palästina zurückgekehrt. Theoderich machte seiner jungen Gemahlin verschwenderische Geschenke, und richtete sie zu Montçon fast königlich ein. Andreas war noch freygebiger gegen seine Schwester, und man kann also nicht zweifelhaft seyn, wo sie die Mittel hernahm, ihren Hof auf so eine glänzende Art zu halten. Als wenig Jahre drauf Tempelherr Andreas, Großmeister seines Ordens ward, und Theoderich und er immer gleiches Glück wider die Ungläubigen hatten, so fehlte es kein Jahr an Bothschaften aus Palästina und an reichen Zuwachs, von der Beute der Sarazenen zu Hunbergens Schätzen; aber, o Unbeständigkeit des Glücks. Theoderichs Siege wurden geringer; Andreas sahe sich genöthiget, der Kabale zu Liebe sein Großmeisteramt niederzulegen; Bothschaften aus dem heiligen Lande ka-

men noch fleißig an, aber was sie mitbrachten, waren höchstens, von den Sarazenen eroberte Siegszeichen, und was sie abholten — die Schätze, welche Hunbergens Gemahl und Bruder, in glücklichern Zeiten von ihren Feinden erbeutet hatten.

Ruhig sahe die großmüthige Hunberga ihre Reichthümer nach der Quelle zurück fliessen, aus welcher sie gekommen waren. Philipp, Theoderichs Sohn, so fromm und gottselig auch sein Aeusseres nach der Weise seiner Zeiten war, gab die kleinste Beysteuer zu Unterjochung der Ungläubigen, nicht ohne Murren, ungeachtet er sie aus den Schätzen seines Vaters gab. Immer sprach er von Verpfändung dieser oder jener Herrschaft, wenn von der Eroberung einer morgenländischen Festung die Rede war, und von Vermehrung seiner Familie und seines Aufwands, wenn neue Völker nach Palästina geschickt werden sollten. Er schien gänzlich vergessen zu haben, daß er nur seines Vaters Statthalter war, und nichts von dem, was er verwaltete, noch zur Zeit als sein Eigenthum ansehen konnte.

Hunberga, deren Vorstellungen bey ihm ganz fruchtlos waren, ward endlich seines unedeln Betragens überdrüßig, und sah es gern, wenn Theoderichs Forderungen allein an sie gerichtet waren, die sie allemahl ohne Murren und überflüssig befriedigte. Sie war zu fromm, irgend etwas zu schonen, wenn es zum Besten der Christenheit nöthig war, zu edemüthig, dem etwas zu versagen, von dem alles herkam, was sie besaß, und — sollen wir es sagen, zu unbedachtsam, als daß sie hätte denken sollen, wie sie einst selbst in Mangel gerathen und dann bey ih-

res Gemahls Kindern wenig Hülfe finden konnte. Der Segen des Himmels, die natürliche Folge eines jeden guten Werks, und die Eroberung aller christlichen Festungen, welche in den Händen der Sarazenen waren, und die ihnen, ihren Gedanken nach, unausbleiblich entrissen werden würden, mußte, wie sie meynte, jede Lücke wieder ausfüllen, welche die fatale ewig dauernde Kreuzfahrt ihres Gemahls in ihren Schätzen machte.

Ziemlich groß war diese Lücke; die wenigen Höflinge, welche ihr die Zeit noch gelassen hatte, verminderten sich immer mehr, die Freude und Krone ihres Hofs, die Sänger ihres Glücks und ihrer Schönheit, die Minstrels, waren bis auf einen alten redlichen Britten, den sie noch mit von König Heinrichs Hofe gebracht hatte, verschwunden, der Raub der Ungläubigen, das Gold und die Kleinodien, welche ehedem zu Montçon dem Auge eines jeden entgegen schimmerten, wurden jetzt in wohlverwahrte Kasten verschlossen, und bald darauf auch da nicht mehr gefunden; kurz, die Residenz der Gräfin von Flandern ward gar bald in das Schloß einer mäßig bemittelten Edelfrau verwandelt.

Hunberga sah dieses anfänglich mit Bedauern, und nach und nach mit philosophischer Gleichgültigkeit an. Das Wachsthum und die Schönheit Walters, und Blondels munterer Geist, täuschten ihr die Sorgen wegen der Zukunft hinweg, und versüßten ihr alles Ungemach, das sie theils schon erfuhr, theils in der Folge noch befürchten mußte.

Ich erwähnte vorhin des einigen Minstrels, welcher sich noch bey der Gräfin von Flandern aufhielt,

und er ist für unsern Walter eine zu wichtige Person, als daß ich meinen Lesern nicht noch etwas von ihm sagen sollte. War er nicht der Erste, der unserm Helden und seinem liebenswürdigen Gefährten Tugend und Frömmigkeit in die Seele goß? War ers nicht, der dich, o Walter, jene unbewegliche Festigkeit, jenen Heldenmuth in der Sache der Tugend, jene Größe im Unglück lehrte, durch welche du dich in der Geschichte deiner Zeiten verewigtest? — Und du, lieblicher Sänger Blondel, schmückte er nicht deine Seele bey dem heitern frohen Muthe, der ihr von Natur eigen war, auch noch mit Dankbarkeit, Edelmuth und Treue, Treue bis zum Tode? War ers nicht, der dich die zauberischen Harmonien lehrte, mit denen du den Helden, den meine Leser jetzt noch nicht kennen, der Nacht des Gefängnisses entrissest, und ihn seinem traurenden Volke wiedergabst? — Doch dies sind Geheimnisse, welche hinter den Vorhang der Zukunft gehören, und die ich meinen Lesern nicht zu früh entdecken darf.

Rollo hieß der Barde, von welchem ich spreche, zwar in England gebohren, aber wie sein Name ausweist, von alter normännischer Abkunft, und wie er sich oft rühmte, ein Urenkel des berühmten Talifer, welcher mit seinem Gesange von Karls und Rolands Thaten, die Engländer schon fast aus dem Felde schlug, ehe Wilhelm des Eroberers Schwert sie berührte. — Nicht selten sang Rollo dieses Lied seines Uranherrn, und Blondel, der es für den höchsten Triumph der Ton- und Dichtkunst ansah, welche er über alles schätzte, hatte es zu seinem Lieblingsgesange gemacht, den er bald mit eben dem Feuer, mit eben dem Ausdruck,

wie sein Meister spielte und sang. — Der kleine Walter hörte weit lieber das Lied von König Alfreds Thaten, den er einst im Heldenmuth nachzuahmen gedachte, oder, wenn ihn ein Trieb zu stiller Schwermuth, eine Ahndung seiner eignen Schicksale überfiel, den traurigen Gesang vom französischen Prinzen Klodowig, den seine boshafte Stiefmutter auf dem Schlosse Noisi umkommen ließ.

So wuchsen die Knaben heran, und erreichten ihr zehntes und fünfzehntes Jahr, mit welchem, wie ich schon gesagt habe, die Nachrichten anheben, welche den Grund meiner Geschichte ausmachen, und mit dem ich auch für gut halte ein neues Kapitel anzufangen.

Drittes Kapitel.

Die Weihnachtsfeyer.

Es war Weihnachten. — Doch ehe ich weiter erzähle, muß ich euch, lieben Leser! erst einen Begriff von diesem Feste, und der Art machen, wie es in Altengland und Frankreich gefeyert wurde. — Der Geist der Andacht, welcher damahls nebst der Liebe zum Vergnügen, die ganze christliche Welt gleich stark beherrschte, hatte das Weihnachtsfest, nebst dem Pfingstfeste, zu den vornehmsten des Jahrs gemacht. Von dem letzten sehen wir aus den ältesten Balladen, den Denkmahlen,

und beynahe einigen Urkunden des grauen Alterthums, daß es zu König Arthurs Zeiten immer mit ritterlichen Spielen, und andern rauschenden Lustbarkeiten gefeyert ward. Das Weihnachtsfest konnte zwar wegen der rauhen Jahrszeit nicht auf diese Art ausgezeichnet werden, demohngeachtet aber war seine Feyer nicht minder herrlich und glänzend. Von den entferntesten Gegenden des Landes versammelten sich dann alle Glieder der adelichen und fürstlichen Familien, zu der Person, die sie für ihr Oberhaupt erkannten, oder der sie mit diesem Vorzuge schmeicheln wollten, und brachten drey oder auch wohl noch einmahl so viel Tage in dem Hauptsitz der Familie zu. Die Morgen dieser heiligen Tage wurden dem Gottesdienste gewidmet, bey welchen man sich in einer langen feyerlichen Prozession einfand; die Mittage vergiengen mit Schmausen, und die Abende unter Tanz, Gesang, Trunk und Saitenspiel, wobey man, wie die Geschichte meldet, nicht eben allemahl in den löblichen Schranken der Mäßigkeit blieb.

Ein vornehmes Stück der Weihnachtsfeyer habe ich zu erwähnen vergessen, nehmlich die christliche Mildthätigkeit. Niemand ward an diesen Tagen von den Thoren der Palläste unbeschenkt zurück gewiesen. Die Reichen hielten offne Tafeln, an welchen die Aermsten und Elendesten willkommen waren. Die Hungrigen wurden gespeist, die Nackenden gekleidet, und die Pilger mit sochen Triumph, solcher Freude aufgenommen, als glaubte man in ihrer Person denjenigen selbst zu bewirthen, zu dessen Andenken das Fest gefeyert ward.

Man wird vielleicht denken, daß die Ausübung dieser Werke der Liebe den Hausbedienten überlassen ward, damit nicht die Herren und Gebieter, durch den

Anblick und die Bewirthung elender, kranker und das zärtliche Auge beleidigender Personen, im Genuß der Freude gestört würden; aber man kennt die Sitten damahliger Zeiten noch nicht, wenn man sich solche Gedanken machen kann. Kein Fürst, kein König schämte sich zu solcher Zeit, das Recht der Gastfreyheit selbst zu verwalten, und als etwas weiter hin, ohngefähr um die Jahre, in welche unsere Geschichte fällt, die Großen anfiengen, es sich hierinnen etwas bequemer zu machen, so trugen sie, unter dem Vorwand, die Jugend bey Zeiten zu den Werken der Wohlthätigkeit zu gewöhnen, die Bewirthung der Armen ihren Kindern auf, wobey sie auch noch den Vortheil hatten, ihre aufblühenden Söhne und Töchter mit guter Art von dem Anblicke ihrer Ausschweifungen ausschließen zu können, von denen sie sich nicht allemahl allzugewissenhaft enthielten, und die sie zwar auf andere Art zu verbüssen dachten, aber es für die schwerste, und weder durch Gebet noch Wallfahrt auszusöhnende Sünde hielten, der Jugend durch solche Auftritte ein Aergerniß zu geben.

In Hunbergens Hause herrschte nun freylich keine Art von Zügellosigkeit, wenn nicht zuweilen ihre Gäste sich mehrere Freyheit herausnahmen, als ihnen vergönnt war, auch war sie fromm genug, die Werke der Liebe mit eigner Hand auszuüben, und sie hatte also keine Ursach, ihren Kindern dieses Amt aufzutragen; indessen war es jezt einmahl so gewöhnlich, sie bequemte sich nach der Mode, und seit etlichen Jahren waren Walter und Blondel, und die jungen Fräuleins, Anna und Edita allemahl diejenigen, welche die Bewirthung der Armen und Fremdlinge zu verwalten hatten.

Die beyden Fräuleins, welche schon frühzeitig jenen Trieb zu Neid, Geiz und Hochmuth sehen ließen, welcher Graf Philippen und Dame Remigien beseelte, hatten diese Mühe allemahl ungern über sich genommen; theils mißfiel ihnen die ganze Sache, und sie meinten, daß man seine Gastfreyheit und Freygebigkeit wohl bey andern Gegenständen als schmutzigen Bettlern könnte sehen lassen, theils schämten sie sich der Gesellschaft, in welcher sie ihr aufgetragenes Amt verwalten mußten. Walter und Blondel, ob sie gleich den Namen der Söhne vom Hause führten, waren doch viel zu gering in ihren Augen, als daß sie sich gern in eine Reihe mit ihnen hätten stellen lassen, und das, was sonst Kinder von einem Alter mit einander verbindet, gleicher Geschmack an unschuldigen Kleinigkeiten, gleich wenig Ansprüche auf Glanz und Grösse, gleicher Hang zur Freude und Geselligkeit, hatte nie Statt bey ihnen gefunden, denn wenn sie gleich, dem Verstande und dem Aeusserlichen nach, noch lange Kinder blieben, da andere ihres Alters schon längst wie Erwachsene dachten und handelten, so waren sie dem Herzen nach doch nie Kinder gewesen.

Jetzt hatten sie ihr funfzehentes Jahr zurückgelegt, und dieses Jahr war, für sie so wichtig gewesen, daß ich es nicht ganz mit Stillschweigen übergehen kann. — Frau Remigia, ihre Mutter, hatte den unglücklichen Einfall, ihre beyden Töchter mit an den französischen Hof zu nehmen, und wer Ludwigs Hof kennt, wie er damahls war, der kann sich vorstellen, daß der Aufenthalt an demselben vollends alle Reliquien von Frömmigkeit und guter Denkungsart aus den Herzen der jungen Fräulein hinweg räumen

wußte. — Ich sage, wer Ludwigs Hof kennt, dieses Königs, der, ob er gleich selbst Vater war, doch boshaft genug dachte, einen andern Vater, den König von England, in beständiger Uneinigkeit mit seinen Söhnen zu erhalten, ihn, der ihre noch unverdorbenen Herzen durch Schmeicheleyen von ihrem Vater abzuwenden, der durch die Schönheit und Liebe seiner Töchter, Margarethe und Alice, denen er alle Ausschweifungen gestattete, diese jungen Prinzen so künstlich zu verführen wußte. — Was konnte ein Hof, wo es so zugieng, wo Arglist, Politik und Ausgelassenheit Staatsklugheit genannt wurde, für eine Schule für junge Personen seyn!

Die Vermählung von König Ludwigs Tochter Margarethe, mit König Heinrichs von England Sohn, der mit seinem Vater gleichen Nahmen führte, war in eben dem Jahre vollzogen worden, da Remigia mit ihren Töchtern nach Hofe kam, und die Feste, welche diese Eheverbindung, und die darauf folgende Krönung der Neuvermählten zu König Heinrichs Nachfolgern, nach sich zog, waren so glänzend und so mannigfaltig, daß das Gehirn der Mutter und vornehmlich der Töchter, von welchem wir sprechen, ganz schwindelnd davon gemacht ward. Was zu Rouen, wo alle diese Feyerlichkeiten gehalten wurden, mit unsern Damen vorfiel, ob sie gefielen oder nicht gefielen, ob sie überhaupt gar nur bemerkt wurden, weiß ich nicht, genug, sie glaubten, am Hofe in ihrem eigenen Elemente zu seyn, verliessen ihn ungern, wollten sich gern von dem diesmahlige n Weihnachtsbesuch bey Hunbergen ausschliessen, fanden Montçon abscheulich, und begegneten der vortreflichen Gräfin

von Flandern störriger und unerehrbietiger als jemahls. — Diese Dame fand auch an ihnen weniger Wohlgefallen als zuvor je, und fand sie auf alle Art zu ihrem Nachtheil verändert. Schon ihr Anzug beleidigte das Auge, und der Abt von Clairvaux, welchen sie zu Montçon antrafen, machte ihnen ihre langherabhangenden Haare, und die zugespitzten hohen Schuhe, welche sie trugen, und deren Schnäbel mit goldenen Ketten an den Knieen vermittelst eines Demantknopfes befestiget waren, welcher das Gewand auf eine leichtsinnige Art zurück warf, zur schweren Sünde, und that sie beynahe gar in den Bann. Diese, vornehmlich in den Augen der damahligen Geistlichen, abscheuliche Tracht, war schon vor hundert Jahren von dem Bischof Anselm in den Abgrund der Hölle verwiesen worden, und man stelle sich das Aergerniß des heiligen Bernhards vor, als er solche seinen Gedanken nach, längst vergessene Unziemlichkeiten, aus der Asche wieder hervorkommen sahe. — Was die Fräuleins zu ihrer Vertheidigung sagten, ist in meiner Urkunde nicht umständlich aufgezeichnet; es wird nur erwähnt, daß sie die jetzige Mode, und das Beyspiel der französischen Prinzessin Alice, welche auch dergleichen zu tragen pflegte, vorwandten; welches Letztere wir doch zu ihrem Besten nicht glauben wollen; denn wehe ihnen, wenn sie zu Rouen mit Alicen Umgang hatten, und sich nach ihr bilden wollten, nach einer Prinzessin, welche schon damahls, so jung sie auch war, wegen ihrer zügellosen Lebensart in ganz Europa bekannt war, und von welcher wir wünschen, daß sich unsere Leser ihren Nahmen merken mögen, weil wir in diesen Blättern, vor-

nehmlich im andern Theile dieses Buchs, noch mehr von ihr hören werden.

Nach dem, was ich bisher gesagt habe, kann man wohl denken, daß Anna und Edita bey der dießmahligen Weihnachtsfeyer, weniger Lust als jemahls zu dem Amte hatten, das sie bisher bey ähnlichen Gelegenheiten mit Walter und Blondel gemeinschaftlich zu verwalten pflegten. — Man hatte ihnen zu Rouen gesagt, daß ein fünfzehnjähriges Fräulein kein Kind mehr sey, und sie wollten diese neuerlernte Wahrheit zuerst dadurch beweisen, daß sie sich von der Bewirthung der Armen, die sie im vorigen Jahre, da sie noch Kinder waren, hatten mit übernehmen müssen, ausschlossen.

Ungeachtet sie diese Weigerung bey ihrer Großmutter mit dem gewöhnlichen Uebermuthe vorbrachten, so schwieg doch Hunberga, weil sie dem Abt von Clairvaux keinen neuen Anlaß zu Unwillen geben wollte. Anna und Edita setzten sich mit der höfischen Miene, die sie von Rouen mitgebracht hatten, an die Tafel der Erwachsenen, und Walter und Blondel hüpften freudig zu ihrem angenehmen Geschäft, entzückt, daß sie es diesmahl allein, ohne ihre lästigen Gehülfinnen verwalten sollten, denen alles, was die Knaben bey solchen Gelegenheiten für die Armen thaten, immer zu viel, immer überflüssig zu seyn schien, und die auf diese Art oft Anlaß zu tausend kleinen Zänkereyen gaben.

Viertes Kapitel.

Die Pilgerin.

Walter und Blondel hatten noch nie ein so glückliches Weihnachtsfest erlebt, als das gegenwärtige. Heiterkeit und laute Freude herrschten unter den Gästen, welche sie bedienten. Gewiß, daß niemand sie bemerkte und ihre Handlungen tadelte, hatte ein jeder die Gaben der Gräfin von Flandern, die er auszutheilen hatte, mit seinem eigenen kleinen Vermögen vermehrt; sie freuten sich über die Freude der Armen, und vergassen über die Anmuth ihrer Beschäftigung ganz und gar, daß sie das Recht hatten, nachdem die ersten Bedürfnisse ihrer Gäste durch ihre eigne Hand befriedigt waren, ihre fernere Bewirthung den Bedienten zu überlassen, und den ihnen an Hunbergens Tafel aufbehaltenen Platz einzunehmen. — Blondel, welcher glaubte, daß keine Freude ohne Saitenspiel vollkommen sey, war eben im Begriff seine Harfe zu hohlen, und die Gesellschaft der gesättigten und erfreuten Armen, mit dem Gesang von Karl und Roland zu bewirthen, als dem jungen Walter, welcher diesesmahl die Hauptdirektion des Fests der Armen auf sich hatte, angesagt ward, es hätten sich noch zween Pilger an der Pforte gemeldet, welche begehrten eingelassen zu werden. Mit der reizendsten Freundlichkeit und mit geflügelter Eil lief der Knabe hin, die Fremdlinge zu bewillkommen, aber als er sie zu Gesichte bekam,

und der ältere von ihnen den braunen Mantel, in den er gehüllt war, ein wenig zurückschlug, so zeigte sich ihm eine so herrliche majestätische Gestalt, daß er voll Bestürzung stehen blieb, und kein Wort aufzubringen vermogte. Er ward mit glühender Röthe übergossen, schlug die Augen nieder, glaubte dem, der vor ihm stand zu wenig Ehre erzeigt zu haben, und konnte sich nach einer langen Weile erst entschliessen, die Hand des Mannes, der ihn mit Verwunderung betrachtete, zu ergreifen und ihn mit dem Ton der kindischen Unschuld, welcher in seinem zehnten Jahre, das er eben erst zurückgelegt hatte, noch ganz sein eigen war, um Verzeihung zu bitten, wenn er ihm nicht ehrerbiethig genug entgegen gekommen wäre. Um meinen Fehler wieder gut zu machen, setzte er hinzu, will ich euch nicht an die Tafel der übrigen Pilger setzen, sondern euch zu meiner Mutter führen. Ihr seyd so edel und groß, daß kein Fürst euch einen Platz an seiner Seite versagen würde. Der Pilger schwieg, und winkte seinem Begleiter, einer jugendlichen dicht verhüllten schlanken Gestalt, ihm zu folgen. Auch Blondel folgte, weil ihm die Erscheinung der beyden Waller eben so aufgefallen war wie seinem Freunde.

Wie der junge Walter seine Worte bey Hunbergen anbrachte, als er um einen Platz an ihrer Tafel für die beyden Pilgrime bat, ist unnöthig zu erwähnen. Hunberga willigte mit einem gefälligen Lächeln in die Bitte ihres Lieblings. Philipp und Remigia richteten sich hoch auf. Der Abt von Clairvaux rückte zu, und Anna und Edita, neben welchen die Fremden, zunächst bey Sankt Bernharden Platz nehmen sollten, standen

mit höhnischer Miene, und einigen halbausgesprochenen verächtlichen Ausrufungen auf, um das Zimmer zu verlassen, als auf einmahl der ältere Pilger seinen Mantel abwarf, und in völliger Tempelherrn Kleidung vor der Gesellschaft da stand.

O mein Bruder! mein geliebter Bruder Andreas, schrie die Gräfin von Flandern, und stürzte halb ohnmächtig in seine Arme. — Andreas und Hunberga hielten sich lange sprachlos umschlossen. — Die Thränen der Gräfin von Flandern flossen noch häufiger, als die ihres Bruders, theils weil sie ein Frauenzimmer war, theils weil sie wirklich mehr in dem Tempelherrn wiedergefunden zu haben glaubte, als er in ihr. Sie sahe in ihm nicht allein den Bruder, sondern auch den Tröster in mancherley heimlichen Kummer, der ihr am Herzen nagte, denjenigen, der, wenn er auch nicht helfen konnte, doch ganz der Mann war, vor dem sie ihr beklemmtes Herz ausschütten konnte.

Manche meiner Leser werden fragen, warum sie Sankt Bernharden, dessen Gesellschaft sie immer haben konnte, nicht zu ihrem Vertrauten erwählte, denn seit die ihm und allen Geistlichen verhaßten Minstrels das Schloß verlassen hatten, war sein Besuch zu Montçon nichts Seltnes; aber so fromm und gut der Abt von Clairvaux auch war, so hatte er doch seine gewissen Eigenheiten, dachte in manchen Stücken zu streng und in andern zu milde gegen Personen, die es nicht verdienten, und Hunberga getraute sich deswegen nie ihm das Innerste ihres Herzens sehn zu lassen.

Die Vorstellung, in ihrem trauten Bruder alles gefunden zu haben, was sie wünschte, verlängerte ihre Umarmungen: sie drückte ihn fester an ihr Herz, ver-

goß neue Thränen, und niemand wagte es, ihr Entzücken zu stören. Graf Philipp und Remigia waren aufgestanden, und hatten sich dem Tempelherrn mit vielen höfischen Verbeugungen genähert; der Abt von Clairvaux, entzückt seinen Liebling Andreas wieder zu sehen, hatte sich einer seiner Hände bemächtigt, und wartete auf den Angenblick, da er seine Freude in Worte könnte ausbrechen lassen, indessen der kleine Walter die andere Hand des Fremden hielt.

Niemand sprach, bis der Knabe, dem die stumme Scene zu lange dauerte, das Stillschweigen brach, und eine Frage, die er an die Gräfin von Flandern thun wollte, mit dem Worte Mutter anfieng. Mutter? wiederholte der Tempelherr, indem er sich aus Hunbergens Armen losmachte, und bald sie bald Waltern, der seine Hand noch immer fest hielt, ansah. — Hunberga trocknete mit einem kleinen Lächeln ihre Thränen. Hat dir mein Gemahl nie etwas davon entdeckt, wie sich meine Familie in seiner Abwesenheit vermehrt hat? fragte sie. Nein, antwortete Andreas. Kann seyn; versetzte Hunberga, ich bat ihn, als ich ihm von meinen Walter schrieb, um Verschwiegenheit, die er doch gegen dich nicht hätte zu beobachten gebraucht. Mit diesen Worten führte die Gräfin von Flandern ihren Bruder an ein Fenster, und begann ein ziemlich langes und sehr emsiges Gespräch mit ihm, welches, wie es schien, beyde auf die angenehmste Art interessirte, und das durch nichts als durch öftere Blicke und Winke auf Waltern und Blondeln unterbrochen ward. — Was der Inhalt dieses Gesprächs war, darnach wären wir fast so neugierig als Philipp und Remigia, welche den Abt von Clairvaux zwischen sich nahmen, und sich, um den

Spre-

Sprechenden recht nahe zu seyn, an das nächste Fenster stellten. Sankt Bernhard, welcher, wie man wohl denken kann, nicht neugierig war, ward nur darum in ihre Gesellschaft gezogen, damit er dem Posten, den sie sich wählten, durch seine alles heiligende Gegenwart, ein weniger verdächtiges Ansehen geben mögte. Graf Philipp bemühte sich den Abt zu unterhalten, indessen Remigia alle ihre Hörkraft anstrengte, etwas von der Unterhaltung des Tempelherrn mit seiner Schwester zu verstehen. Sehr heimlich mußte ihr Gespräch seyn, denn die Geschichte, welche Remigien ein sehr feines Gehör zuschreibt, versichert, daß sie nichts verstanden habe.

Die Horchenden und die Sprechenden, würden vielleicht noch lange in ihrer Beschäftigung fortgefahren seyn, wenn sie nicht durch eine kleine Unruhe, welche sich bey der Tafel unter den jungen Leuten erhub, gestört worden wären. — Die Person, welche Hunbergens Bruder begleitete, und die, nachdem sie ihren Mantel abgeworfen hatte, im grauen Pilgerkleide mit breiten Hut und zurückgeschlagenen Flor, da stand, und dem Auge das schönste Mädchen zeigte, das sich denken läßt, hatte, während sich jedermann, selbst Walter und Blondel um den Tempelherrn drängte, von den Hauptpersonen unbemerkt, und nur den forschenden und verächtlichen Blicken von Graf Philipps Töchtern, ausgesetzt da gestanden, welche an der rührenden Scene zwischen Andreas und Hunbergen wenig Antheil nahmen. Aber sobald als die Gräfin von Flandern mit ihrem Bruder heimlich zu sprechen anfieng, besannen sich Walter und Blondel, daß sie noch einen Gast zu bewillkommen hatten, und wandten sich zu der Pilgerin

Es würde unnöthig seyn, den Eindruck, den der Anblick der schönen Fremden auf Hunbergens Söhne machte, und die Art, mit welcher sie selbe bewillkommten zu beschreiben. Das Wohlgefallen das sie an ihr hatten, wurde dadurch vermehrt, daß sie an Jahren ihnen so gleich, recht wie zu ihrer Gespielin bestimmt zu seyn schien. Dem Ansehen nach war sie nicht älter wie Walter, ungeachtet sie ihrer Grösse und ihrem gesetzten Betragen nach Blondeln noch übertraf. — Die Bewillkommungskomplimente der beyden Knaben schlossen sich damit, daß sie der jungen Pilgerin einen Platz zwischen, oder zunächst den beyden Fräuleins anweisen wollten, eine Verwegenheit, welche von den Schwestern so ungnädig vermerkt wurde, daß sie ihren Unwillen mit den empfindlichsten, und selbst gegen die Fremde ziemlich beleidigenden Worten äusserten. Die Pilgerinn ließ es dabey bewenden, daß sie das Betragen dieser Damen mit verwunderungsvollen Augen, ohne ein Wort zu sprechen, ansah; aber Walter und Blondel waren nicht so geduldig, und es kam zwischen ihnen und Graf Philipps Töchtern zu einem so harten Wortwechsel, daß diejenigen aus der Gesellschaft, welche das Recht hatten, ihnen Friede zu gebieten, schon längst hätten aufmerksam werden müssen, wenn nicht, wie wir schon erwähnt haben, theils Neugierde, theils emsiges Gespräch, ihre Aufmerksamkeit blos auf einen einzigen Gegenstand eingeschränkt hätte. — Der Abt von Clairvaux merkte am ersten was unter den jungen Leuten vorgieng, und Andreas nebst Hunbergen, welche eben mit ihrem Gespräche fertig waren, wendeten sich auch nunmehr zu der Tafel, um die Ursach des kleinen Tumults, der sich erhob, zu erfahren.

Walter, ohne erst zu warten bis er befragt wurde, trug die Sache mit der ihm eigenen Naivetät vor, und Andreas warf, nachdem der Knabe seine Klage zu Ende gebracht hatte, einen verachtenden Blick auf Graf Philipps Töchter, und ergriff die Hand der Pilgerin, um sie Hunbergen zuzuführen. — Hier, meine Schwester, sagte er, indem er ihre und des jungen Mädchens Hände in einander legte, hier übergebe ich dir Mathilden Gräfin von Tripoli, Graf Raimunds Tochter. Sie ward aus wichtigen Ursachen mir von ihren Eltern anvertraut, und ich versprach ihnen, ihr, so lange bis sie selbe in ihr Vaterland zurückberufen, Schutz und Aufenthalt bey dir zu verschaffen; nimm sie von meinen Händen an, und laß sie wenn du mich liebst, deine Tochter seyn, so wie Walter und Blondel deine Söhne sind.

Hunberga schloß Mathilden in ihre Arme, und Graf Raimunds Tochter bewies, durch die Art, mit welcher sie ihre neue Mutter anredete, daß ihr bisheriges Stillschweigen nicht aus Mangel am Verstande, sondern theils aus wohlanständiger jungfräulicher Schüchternheit, theils aus Erstaunen über das, was um sie her vorgieng, hergeflossen war.

Anna und Edita errötheten, als sie den Nahmen der Pilgerin hörten, doch ein wenig über den neuen Beweis, den sie, zu ihrer eigenen Beschimpfung, wieder einmahl von ihrer schlechten Denkungsart gegeben hatten, und machten, um ihren Fehler zu verbessern, einen weiten Platz zwischen sich, den aber Mathilde, auf Andreas Befehl nicht einnehmen, sondern sich zwischen ihn und Waltern setzen mußte; denn daß dieser und Blondel nun nicht mehr daran

dachten zu ihrer vorigen Gesellschaft zurück zu kehren, daß läßt sich wohl denken.

Die Bewillkommung des Tempelherrn gieng nunmehr auch bey den andern an, welche von Graf Philipp und den Seinigen mit vielem Wortgepränge, von Sankt Bernharden aber mit nicht viel mehr als einem treuherzigen Händedruck und ein paar Freudenthränen abgelegt wurde.

Nachdem das Gespräch etwas ruhiger und allgemeiner geworden war, erhuben sich Fragen mancher Art, unter denen die vornehmste, welche Graf Philipp aufwarf, diese war: wie es käme, daß Graf Raimund von Tripoli, sich der Gesellschaft seiner Tochter berauben, und sie so weit von sich schicken könnte?

Ich denke unter lauter Freunden zu seyn, antwortete Andreas, und will euch also den wahren Grund der Sache ohne Rückhalt sagen. Ihr kennt den Hof zu Jerusalem, König Balduins Schwäche, und seiner Gemahlin Leichtsinn, wenn ihre Aufführung nicht einen härtern Namen verdient. — Unter dem Namen des ersten Staatsministers ist Graf Raimund noch immer des Königs Vormund, so wie er vormahls, in seinen unmündigen Jahren war. Der Name und das Amt, das er führt, würden ihm Gelegenheit zu den herrlichsten, ruhmvollesten Handlungen geben, wenn Königin Sybille nicht allem Guten, was er unternimmt, Hindernisse in den Weg zu legen wüßte. Um ihre Macht indessen nicht zu sehr wachsen zu lassen, ist er genöthigt den Hof fast nie zu verlassen, aber seine junge Tochter der ausgelassenen Lebensart, die zu Jerusalem, so wie heut zu Tage an

den meisten königlichen Höfen herrscht, zu überlassen, das war nie seine Absicht, und er erwartete mit Ungeduld die Zeit, da sie die erste unverständige Kindheit zurückgelegt hatte, um sie so weit als möglich von Jerusalem zu entfernen. Gehe hin Mathilde, sagte er zu ihr, sey lieber Zeit Lebens eine Pilgerin, als eine nichtswürdige Schmeichlerin Sybillens, oder wohl gar mit der Zeit eine Nachahmerin ihrer ausgelassenen Lebensart. — Mich, da ich ohnedem in Geschäften meines Ordens, und meines Freundes Theoderich nach Europa mußte, machte er zu ihrem Begleiter und Beschützer, und sie mit Schätzen zu versehen, wovon sie lange Zeit ihrem Stande gemäß hätte leben können, vergaß er so wenig als man es von seinem Reichthum und seiner väterlichen Liebe erwarten konnte. — Leider haben wir durch einen Sturm auf dem adriatischen Meer alles eingebüßt, und außer unserm Leben nicht vielmehr als unsere Pilgerkleider bey Aquileja ans Land gebracht, ein Schade, der leicht zu ersetzen ist, da ich meines Freundes Raimunds besten Schatz geborgen, und ihn sicher in deine Arme, geliebte Schwester, geliefert habe. — Nimm dich Mathildens an, sie ist gut, sehr gut. — Ach, und sehr schön, unterbrach ihn Walter mit halblauter Stimme, indem er seinen Blick von seiner Beysitzerin, die er immer verstohlen angesehen hatte, wegwandte, und ihn seufzend zur Erde senkte. — Schön? wiederholte Andreas, nein, mein Sohn, nicht außerordentlich, ich versichere euch, daß Mathilde, wenigstens in ihrem Vaterlande, wo alle Mädchen schön sind, blos eine mittelmäßige Rolle spielt. Mathildens Ansprüche auf Schönheit waren ihrem Gedanken nach so gering,

daß sie die Worte des Tempelherrn, die ein anderes Mädchen sehr beleidigt haben würden, und die er im Grunde nur darum sagte, weil er seine schöne Gefährtin für dem Gifte der Eitelkeit bewahren wollte, mit einer sittsamen Verbeugung beantwortete. — Doch war sie Mädchen genug, daß ihre Wangen über Walters ungekünsteltes Lob voll Freude glühten. Ein dankender, schnell auf ihn gerichteter und eben so schnell weggewandter Blick aus ihren redenden schwarzen Augen, lohnte ihn für das was er gesagt hatte.

Anna und Edita, welche, seit sie von dem Schiffbruche gehört hatten, schon wieder anfiengen sich ihrer eigenen Größe bewußt zu werden, brüsteten sich indessen, und hielten sich in ihrem Herzen für tausendmal schöner als die Fremde, worinnen sie sich aber gewaltig irrten. — Hatten sie vorher nicht besonders gefallen, so machten ihre matten unbedeuteten Gesichter, die übrigens, was Züge und Farbe anbelangte, schön genug hätten seyn mögen, gegen Mathildens geistvollen Blick, gegen die Anmuth die ihre kleinste Bewegung begleitete, nunmehr vollends eine schlechte Figur. — Ich sage, Mathildens geistvoller Blick, denn ob gleich jeder Zug ihres schönen Gesichts ihren Charakter ausdrückte, welcher durchaus holdselige, kunstlose, ungeschmückte Einfalt war, so bewies doch ihr beseeltes Auge, daß nicht Einfalt des Verstandes, sondern Einfalt des Herzens in ihr wohnte, jene Taubeneinfalt, der schönste Zug, den wir an einer weiblichen Seele kennen. Frömmigkeit, Unschuld, Mißtrauen gegen sich selbst, Bereitwilligkeit Andern Vorzug und höhere Achtung zu überlassen, Furcht zu beleidigen, Biegsamkeit, Versöhnlichkeit, innige allum-

fassende Liebe gegen jedes Geschöpf, und — Himmel, wo soll ich Worte hernehmen, all das Herrliche zu schildern, das in des Mädchens Seele wohnte, und so laut aus ihrem ganzen Aeußerlichen sprach!

Doch ihr sollt sie handeln sehen, neben Annen und Editen handeln sehen, und am Ende meines Buchs sagen, was ihr von ihr haltet.

Fünftes Kapitel.

Eine dreyfache feste Freundschaft wird geschlossen.

Das Gespräch an der Tafel ward lebhafter. Walter, Mathilde und Blondel wurden vertrauter. Sankt Bernhard sprach mit Andreas von den Angelegenheiten der Christenheit. Graf Philipp erkundigte sich ehrenhalber nach seinem Vater, und Dame Remigia nach Herzog Henrichen von Sachsen und Bayern, den sie von langen Jahren her kannte, und welchen im vorigen Jahre auch Andacht und Ruhmsucht nach dem heiligen Lande trieb, wo er aber eben keine große Dinge ausrichtete. Hunberga saß in sich selbst gekehrt da, und bedachte was sie alles bey der ersten einsamen Stunde mit ihrem Bruder bereden müßte. Graf Mathias von Boulogne beschäftigte sich zu sehr mit seinem Pokal, als daß er an dem was gesprochen wurde, anders als durch abgebrochene Worte hätte Antheil nehmen sollen, und auf diese Art fand ein jedes in dieser Gesellschaft Unterhaltung nach seinem Geschmack,

nur Graf Philipps Töchtern ward, wie ihnen in den meisten Gesellschaften zu geschehen pflegte, die Zeit lang. — Unter der gegenwärtigen Versammlung war fast niemand, der nicht etwas wider sie hatte, oder sie für zu unbedeutend hielt, sich mit ihnen abzugeben. Mathilde, welche gutherzig genug war, ihnen ihr voriges ungesittetes Betragen gegen sie zu vergeben und zu vergessen, that manchen Versuch mit ihnen ins Gespräch zu kommen, aber sie ward allemal mit so kurzen Worten abgefertiget, daß sie endlich der fruchtlosen Bemühungen, die Fräuleins aus ihrem unbehaglichen Zustande zu reißen, müde ward, und sich blos mit Walter und Blondel unterhielt. Sehr interessant ward das Gespräch unter diesen Dreyen.

Die Knaben hatten ihr so viel zu sagen, und machten sie in kurzem mit allen Dingen in und um Montçon so bekannt, daß ihr fast keine Frage mehr zu thun überblieb als Eine, die sie aus Furcht und Bescheidenheit zehnmahl auf der Zunge hatte, ohne sie einmahl vorbringen zu können. Annens und Editens Gegenwart schreckte sie noch mehr ab, denn, ob sie gleich Waltern und Blondeln eben nicht länger kannte als diese, so waren Hunbergens Söhne ihr doch bereits wie alte Freunde, dahingegen die Fräuleins ihr mit ihren abgebrochenen Worten, und mit der kleinsten ihrer Bewegungen Zwang auflegten, und es ihr immer war, als wenn sie mit Waltern und seinem Freunde tausend Dinge abzuthun hätte, davon die beyden Schwestern nichts wissen dürften.

Die Frage, deren ich gedacht habe, blieb also in ihrem Herzen verschlossen, und sie würde es vielleicht noch lange nicht gewagt haben sie vorzubringen,

wenn sich nicht nach aufgehobener Tafel Gelegenheit gefunden hätte, mit den beyden Knaben allein zu seyn, und wenn ihr bey dieser Gelegenheit nicht Blondel von ungefähr den Zweifel selbst benommen hätte, den sie hegte ohne ihn äussern zu dürfen.

Wie gefällt dir der Bruder unserer Gräfin? fragte er Waltern. — O ein herrlicher Mann! rief Walter mit zusammengeschlagenen Händen, und aufgehobenen Augen, und sein Kleid, wie schön das ist! der weite weiße Mantel und das rothe Kreuz, und das blinkende Schwert am goldnen Gürtel, und der schöne breite weiße Hut! Wie nennt man diese Herren in eurem Lande, Fräulein? fuhr er fort, indem er sich zu Mathilden wandte. Tempelherren, erwiederte die Pilgerin. O so einer muß ich auch werden; fiel ihr der Knabe in die Rede, ich will hin und ihn bitten, daß er mich mit in sein Land nimmt, und mir auch so einen Mantel, so ein Kreuz und Schwert giebt. — Was willst du machen? sprach Blondel, indem er ihn aufhielt, weißt du auch, daß du den Ritter von Montbarry heute schon beleidigt hast? — Ich? fragte der Andre mit erschrockenem Blicke. — Bedenke das Wort, erwiederte Blondel mit warnendem Ton, den er sich, als einige Jahr älter wie sein Freund, zuweilen erlaubte, bedenke das Wort, das du zu unserer Wohlthäterin sagtest; du nanntest sie Mutter, und wie oft habe ich dir gesagt, daß sie nicht deine — O schweige, schweige! rief Walter, indem er sich bemühte seinem Freund den Mund zuzuhalten. — Laßt euren Freund doch ausreden, Herr von Montbarry, sagte die Pilgerin, seht ihr mich für eine Fremde an? Der Herr von Nesle kennt mich besser,

sonst würde er nicht in meiner Gegenwart so gesprochen haben. Blondel erröthete, denn er fühlte den ganzen Verweis in Mathildens Worten. In Wahrheit, Fräulein, fieng er nach einer Weile an, ihr habt Recht, ihr seyd mir schon so bekannt, und meinem Herzen so lieb, als wenn ihr mit uns aufgewachsen wäret. Dort die beyden Fräuleins können es bezeugen, ob ich so bereitwillig bin, von meines Freundes Geheimnissen zu plaudern. — Wir wollen nicht mehr davon reden, fiel ihm Walter ins Wort, jetzt sage mir, warum der Ritter Andreas auf mich zürnen sollte. Was habe ich denn gethan, daß ich die Gräfin Mutter nannte? — In Wahrheit, sprach Mathilde, als sie sahe, daß Blondel zu antworten verzog; ich merkte es selbst, daß dem Tempelherrn der Nahme Mutter anstößig war, und ich kam daher am ersten auf die Gedanken, daß ihr kein Recht haben müßtet, ihn der Gräfin von Flandern zu geben. — Euch die Wahrheit zu gestehen, Fräulein, erwiederte Blondel — O wenn du die Wahrheit gestehen willst — rief Walter mit halbweinender Stimme, indem er sein glühendes Gesicht in beyden Händen verbarg und eilig davon lief. — Blondel trug Bedenken seinen Freund zu kränken, und Mathilde weiter zu fragen, welches Walter, der sich hinter die Gräfin von Flandern gestellt hatte, und kein Auge von seinem Freunde und der Pilgerin verwandte, gewahr ward, und Blondeln zurief, er mögte dem Fräulein nur alles sagen, er wolle für ihr kein Geheimniß haben. — Nun so erzählt mir, Herr von Nesle, erwiederte Mathilde mit bittendem Blick; ihr offenbart eure Heimlichkeiten der besten Freundin eures Walter. — In der That, fieng

Blondel an, ich weiß auch nicht vielmehr zu sagen, als ihr schon denken könnt, daß Walter so wenig der Sohn unsrer Gräfin ist als ich. Zwar erlaubte sie es, gebot uns beynahe, sie Mutter zu nennen; aber seit ich erwachsen bin, denn ihr müßt wissen, ich bin schon fünfzehn Jahr, seitdem hüte ich mich wohl ihr diesen Nahmen anders zu geben, als wenn wir allein sind; denn gebt nur einmahl acht, wie sich die Gesichter, besonders in Graf Philipps Familie, verändern, wenn die Gräfin von Flandern uns einmahl ihre Söhne, oder Walter sie Mutter nennt. Wie dieser Ausdruck den Ritter Andreas befremdete, habt ihr selbst gesehen. — Aber mein Gott! fiel ihm Mathilde ein, wer seyd ihr denn alle beyde? — Ich will euch alles sagen, was ich weiß, versetzte Blondel. — Was meine Herkunft betrift, so kann ich euch gute Rechenschaft geben. Ich bin ein Engländer, und mein Vater war der Besitzer oder Verwalter eines sehr schönen Schlosses. Auf diesem Schlosse wohnte außer uns und unsern Bedienten kein einziger Mensch als eine schöne, sehr schöne Dame, noch schöner als die Gräfin von Flandern. Diese Dame hatte zwey Kinder beständig um sich, die gewiß, ganz gewiß ihre Söhne waren, der jüngste von ihnen ist mein Walter, und der älteste, so viel ich mich besinnen kann, hieß Gotfried, war genau mit mir von einem Alter, und mein liebster Freund und Spielgeselle; denn ich war damahls wohl schon zehn Jahr, und Walter, der kaum fünf Jahre hatte, war zu meinem Gesellschafter viel zu klein und kindisch. — Zu der schönen Dame, die ich für meines Walters Mutter halte, kam sehr oft ein großer majestätischer Ritter, der so

herrlich wie ein König aussahe, und den ich, wie mich dünkt, auch einmahl habe König nennen hören. Aber einmahl, ein einzigesmahl kam in meines Vaters Abwesenheit, der Walters Mutters sehr zu bewachen und niemand vor sie zu lassen pflegte, eine häßliche alte Dame zu ihr, die wie eine Furie wüthete, meines Walters Mutter grausam ausschalt, und ihr mit Gewalt ihren ältesten Sohn mit sich hinweg nahm. Ich weiß nicht, ob dieses böse Weib sich nicht vielleicht gar würde an ihr vergriffen haben, wenn nicht in dem Augenblick der Ritter, den ich für einen König halte, erschienen wäre, vor welchen sich die alte Dame nicht wollte sehen lassen, eilig davon lief und Gottfrieden durch einen ihrer Leute, deren sie viele bey sich hatte, hinweg tragen ließ. Die schöne junge Dame — warum habe ich doch ihren Nahmen nicht behalten! — klagte dem Ritter, den sie oft umarmte und ihn ihren Geliebten nannte, was ihr begegnet war, aber als sie mich und Waltern gewahr wurden, die wir uns aus Furcht für dem wüthenden Weibe, das eben erst hinweg gegangen war, versteckt hatten und nun hervor kamen, so brachen sie von ihrem Gespräch ab, und schickten uns fort. Wenig Tage darauf besuchte die Gräfin von Flandern, die ich schon einmahl, als ich noch sehr klein war, auf unserm Schlosse gesehen hatte, meines Walters Mutter, und nahm mit ihrer Bewilligung, als sie abreiste, nicht allein Waltern mit sich, sondern sie bath auch meinen Vater, mich mit reisen zu lassen, damit Walter einen Gesellschafter hätte. Wir reisten also ab, und langten hier zu Montçon an, wo wir nun schon fünf Jahr gelebt haben. — Sehet Fräulein, das ist die Geschichte, die ich euch

erzählen kann, und die ich Waltern schon so oft erzählt habe, denn er war, da alles dieses sich zutrug, noch so klein, daß er sich nichts Zusammenhängendes davon erinnern kann. Auch sieht es die Gräfin von Flandern nicht gern, wenn man davon spricht, und ich bin herzlich froh, daß in meiner Kindheit, wenn Graf Philipps Leute mir etwas abfragen wollten, ich ihnen allemahl aus Schalkheit unrichtigen Bescheid gab; denn aus Klugheit that ich es damahls nicht, sondern nur aus natürlichem Widerwillen gegen die Frager. —

Also gegen mich hat Blondel von Nesle keinen Widerwillen? fragte Mathilde mit einem schalkhaften Lächeln. — Mein Gott, Fräulein! erwiederte Blondel, wie könnt ihr so fragen? Mein Freund und ich sind ganz von euch eingenommen, und freuen uns schon darauf, wenn Montçon wieder von verdrüßlichen Leuten gereinigt seyn wird, daß wir eure Gesellschaft in Ruhe genießen können. —

Walter merkte, daß sein Freund und seine neue Freundin mit dem ihm unangenehmen Theil ihres Gesprächs fertig waren, und nahte sich ihnen mit immer noch glühenden Wangen. — Mathilde, die ungeachtet sie in Walters Alter war, doch schon weit weniger kindisches an sich hatte als er, tröstete ihn, und fragte, was denn in der Geschichte, die sie so eben gehört hätte, enthalten wäre, dessen er sich zu schämen habe?

Ach ich weiß es selbst nicht, Fräulein! erwiederte er mit einem traurigen Blick, aber bedenkt es nur selbst: Bin ich Hunbergens Sohn nicht, wie Blondel sagt, und wie ich fast selbst glauben muß,

was bin ich denn? Ein armes von seinen Eltern verlassenes Kind, das die Besitzerin dieses Schlosses nur aus Mitleiden liebt, das sie heut oder morgen, oder wenn es ihr beliebt, von sich stoßen kann, ohne daß es ihr jemand verdenkt; aber nein, das kann, das wird sie nicht, denn — denn sie ist doch meine Mutter.

Blondel und Mathilde lachten und ersterer that Waltern den Vorschlag, ihre neue Freundin ihrem Lehrmeister, dem alten Rollo, vorzustellen, welches auch sogleich ins Werk gerichtet ward. Auch wurde dieser Tag durch den Entschluß feyerlich gemacht, den die drey jungen Leute vor den Augen ihres Lehrers faßten, daß inskünftige unter ihnen die Titel, Herr von Montbarry und Fräulein und Herr von Nesle, gänzlich verbannt, und die Namen, Walter, Blondel und Mathilde, nebst dem geschwisterlichen Du eingeführt werden sollten.

Sechstes Kapitel.

Ein sehr ernsthaftes Gespräch.

Die Freundschaft, welche diese drey jungen Leute unter einander gestiftet, und der vertrauliche Ton, den sie eingeführt hatten, zeigte sich in allen ihren Blicken und Handlungen; am wenigsten ließ sich ihr geschloßnes Bündniß bey den gesellschaftlichen Spielen bergen, welche diesen Abend, nach hergebrachter

Sitte, vorgenommen wurden. Niemand freute sich über ihre Einigkeit mehr als Hunberga und Andreas; so wie hingegen Graf Philipps-Familie ihr Mißfallen darüber, durch tausend höhnische Blicke und Anspielungen, merklich blicken ließ. — Der zweyte Tag des Fests, welcher eigentlich der gesellschaftlichen Freude noch mehr gewidmet seyn sollte als der erste, ward diesesmal von jedem Theil der Gesellschaft, der zusammen gehörte, in besondern Unterredungen zugebracht. Wovon Walters, Blondels und Mathildens Gespräche eigentlich handelten, kann man sich aus der Probe, die wir im vorigen Kapitel gegeben haben, vorstellen. — Philipp und Remigia handelten besonders die Ankunft des Tempelherrn unter sich ab, welche ihnen auf keine Weise lieb war. Philipp ahndete neue Befehle seines Vaters, zu Subsidiengeldern, um den Krieg in Palästina fortführen zu können, und nahm sich vor, diese Befehle so wenig als jemals zu befolgen, und alle Mittel zu ergreifen, um die väterlichen Forderungen mit Anstand ablehnen zu können. Remigia meynte, dieses würde bey der Anwesenheit eines Abgeschickten, wie der Tempelherr war, nicht so leicht seyn, als wenn sie, so wie bisher, mit der gutwilligen Hunberga allein zu thun hätten. Ueberhaupt war ihr der Ritter Andreas ein Dorn im Auge; sie beneidete Hunbergen um die Stütze, die sie an diesem Helden gefunden hatte, und wünschte Mittel ausfindig machen zu können, wie er auf die Seite zu schaffen wäre. — Auch Anna und Edita, welche doch noch nicht zu den geheimsten Berathschlagungen ihrer Eltern zugelassen wurden, hatten einen heimlichen Groll wider Hunbergens edeln Bruder.

denn gar nicht zu gedenken, daß er Mathilden, diesen Gegenstand ihres Hasses und Neides, in das Schloß gebracht, und zur Theilnehmerin von Hunbergens Gunstbezeugungen gemacht hatte, welche sie, so gering sie dieselben auch schätzten, doch mit niemand theilen wollten, so hatte er sich auch des vorigen Abends beym Spiele gewaltig gegen sie vergangen, und ihnen ein Wort ans Herz gelegt, das sie ihm nicht vergessen konnten, und welches auch in der That nur einem stolzen Tempelherrn zu verzeihen war, welcher Wahrheit sagte, wo und wie es ihm einfiel, es mochte nun Ritter oder Dame, König oder Bettler seyn, den er vor sich hatte. — Blondel hatte des vergangenen Abends ein Spiel aufgebracht, das unserm Vergleichungsspiel ziemlich ähnlich war, und das dem ältern Theil der Gesellschaft so sinnreich vorkam, daß sie sich in demselben mit den jungen Leuten vereinigten. — Gleich zu Anfang gab der schlaue Erfinder des Spiels, welcher Graf Philipps Töchter so gern demüthigen mogte, und welchem der Widerwille des Tempelherrn gegen diese Damen in die Augen leuchtete, dem geistlichen Ritter auf, die beyden Fräuleins mit etwas zu vergleichen. — Andreas sahe die Schwestern eine Weile von der Seite an, und zog darauf zwey geringe sarazenische Silbermünzen hervor, welche durch langen Gebrauch ganz glatt geworden waren, und alles Gepräg verlohren hatten. — Sehet diese glänzenden Silberstücke, sagte er, indem er sie auf den Tisch warf, diesen sind meine schönen Muhmen ähnlich; untersucht Gehalt und Gepräg, so werdet ihr die Richtigkeit der Vergleichung finden.

So

So passend das war, was Hunbergens Bruder sagte, — denn ein paar unbedeutendere, sich unter einander ähnlichere, und ihrem wahren Gehalt nach schwerer zu bestimmende Geschöpfe, als die Fräuleins waren, konnte es wohl nicht geben — so hoch ward doch dasselbe von ihnen und ihren erlauchten Eltern aufgenommen. Ihre Wangen glühten mit bläulichter Röthe, und Worte des Unwillens schwebten auf ihren Lippen. Graf Philipp schwieg und zog die Augenbraunen zusammen, und Dame Remigia, welche in der Eil keine andere beißende Erwiederung seiner Rede, als einen Vorwurf wegen seiner Armuth, finden konnte, fragte mit einem höhnischen Lächeln, ob diese Münzen das Einzige wären, was er von den sarazenischen Schätzen mit übergebracht hätte? — Ja, Gräfin, antwortete der Tempelherr, das Einzige. — Nicht Schätze zu überbringen bin ich gekommen, sondern die wieder abzuholen, die Theoderich so oft, so reichlich in sein Land schickte, nicht damit sie auf euren Kleidern und in euren Palästen glänzen, sondern damit sie zum Besten seines Landes, und zum Wohl der Christenheit angewendet werden sollten.

Hunberga sahe, daß sich ein Ungewitter auf Philipps Stirne zusammen zog, und ihr ahndete, wie unglücklich es ablaufen würde, wenn es losbrechen sollte; sie eilte also, daß die Gesellschaft auseinander gieng, und glaubte dadurch alles Unglück abgewendet zu haben, da es doch leider nur aufgeschoben war.

Diese Dinge giengen, wie wir schon gemeldet haben, schon den ersten Abend nach Ankunft der Pilgrime vor. Den andern Tag des Festes brachte, wie vorhin erwähnt ward, ein jeder in der Gesellschaft

zu, die ihm lieb war. Was bey Graf Philippen geschmiedet ward, wissen wir; aber das noch nicht, was zwischen der Gräfin von Flandern und dem Tempelherrn vorgieng. Und o, meine Leser! könnte ich euch doch ihre Gespräche so mittheilen, wie sie von Mund zu Mund, von Herz zu Herzen giengen, könnte ich euch ganz und durch die Wiederholung ungeschwächt mittheilen, den Abschied der Liebenden von dem Geliebten, und die letzten Reden der trauernden Freundschaft!

Ja, Abschiedsreden waren es, die unter ihnen vorfielen, ungeachtet Hunberga gedachte, heute ihren Bruder, ihren so lang gewünschten Tröster, erst recht zu empfangen. Ueber das dritte Wort drängte sich, sie wußten selbst nicht wie, etwas von Trennung in ihre Reden, und wenn denn eins dem andern die Berührung dieses traurigen Tons verwies, so mußte immer des Ritters baldige Abreise, welche wirklich nicht lange ausgesetzt werden durfte, die Schuld tragen; denn da er durch Wind, Wetter und andere Unfälle sehr lang auf seinem Wege aufgehalten worden war, und da Theoderichs und seiner Völker Bedürfnisse, welche den Tempelherrn vornehmlich nach Europa getrieben hatten, dringend waren, so war er gesonnen, gleich nach Empfang der Summen, welche der Graf von Flandern von seinem Sohne forderte, wieder abzureisen.

Hunberga zitterte, wenn sie an Forderungen gedachte, welche an Graf Philippen gemacht werden sollten, an ihn, der alle Besitzungen seines Vaters schon längst als sein Eigenthum ansah, ihn, der allemal den besten Theil der sarazenischen Beute, die

Theoderich sonst nach Flandern zu schicken pflegte, an sich riß, und dennoch bey denen am besten beglaubigten Forderungen des alten Grafen, widerspenstig war, und die Zahlung auf Hunbergen zu wälzen wußte. — Was konnte der Ritter von Montbarry zu gewarten haben, wenn er einsam und ohne Gefolge gegen den mächtigen Philipp auftrat, und Befehle von seinem Vater an ihn brachte, die er mit nichts beweisen konnte? — Hunberga zitterte, — aber sie hüthete sich, ihren Bruder ihre Gedanken merken zu lassen. Es war, als wenn sich alles, was geschehen könnte, ihr in einem Spiegel zeigte. Sie kannte den steifen unbiegsamen Sinn ihres Bruders, und nahm sich daher nach reifer Ueberlegung vor, ihm nichts von allen dem zu sagen, was ihr so schwer auf dem Herzen lag; nichts von der schlechten Beschaffenheit ihrer gegenwärtigen Glücksumstände; nichts von Graf Philipps und seiner Familie schlechtem Betragen gegen sie; nicht davon, daß sie seit langer Zeit es allein war, welche Theoderichs Forderungen befriedigt, und sich dadurch fast gänzlich erschöpft hatte.

Sie gab vor, daß sie aus Begierde auch etwas zum Besten des heiligen Landes zu thun, diesesmahl schlechterdings von keinen Forderungen an Theoderichs Sohn hören, sondern alles, was ihr Gemahl verlangte, allein übernehmen wollte. — Habt ihr beyde, du und Theoderich, mich nicht vormahls mit Schätzen überhäuft? sagte sie, indem sie ein Kästchen mit Juwelen, fast das letzte, was sie noch von Kostbarkeiten besaß, herbey trug, — und meynst du nicht, daß dieser Schmuck, der mich an meinem Hochzeittage zierte, und der eben auch von meines Gemahls

freygebigen Händen herrührte, hinlänglich seyn wird, seinen gegenwärtigen Bedürfnissen abzuhelfen? — Glaube aber nicht, fuhr sie lächelnd fort, daß ich umsonst die Zahlmeisterinn des Grafen von Flandern seyn will; nein, nein, ich verlange dagegen eine grosße Gefälligkeit von dir: Du mußt mich und meine Söhne mit dir nehmen. Ich bin es müde, länger unter Fremden zu wohnen, und fremd werden mir Theoderichs Kinder ewig bleiben. Philipp mag Montçon auch hinnehmen, bis mein Gemahl zurück kommt, und alles aus seinen Händen fodert.

Hunberga hatte gute Zeit, diese Rede, welche mit einigen Thränen, die ihren lächelnden Mund Lügen straften, beschlossen wurde, zu Ende zu bringen, denn ihr Bruder war in ein tiefes Nachdenken versunken, welches ihn die Antwort vergessen ließ. — Laß dich erbitten, mein Bruder, fuhr sie fort, indem sie seine Hand an ihre Lippen drückte, nimm mich und meine Kinder mit dir; du kennst ihre Herkunft, du liebst ihre aufkeimenden Tugenden, und du wirst bey genauerer Kenntniß, immer mehr Liebenswürdiges an ihnen finden, nimm sie mit dir, und laß sie einst werden was du bist. —

Und Mathilde? unterbrach sie der Tempelherr, indem er wie aus einem Traum erwachte, — was soll aus dieser werden? Sie kam, Schutz bey dir zu suchen, und darf schlechterdings jetzt noch nicht in ihr Vaterland zurückkehren. — Mathilde? erwiederte die Gräfin, verzeihe, daß ich nicht an sie dachte. — Nun gut, fuhr sie nach einem kleinen Stillschweigen fort, so nimm Walter und Blondel allein mit dir und bringe mich nebst meiner neuen Pflegetochter in

ein Kloster, denn ich will keinen Augenblick mehr ohne dich auf diesem Schlosse bleiben. —

Laß die Sache überlegen, Schwester! erwiederte Andreas, indem er aufstand. Nimm indessen deine Juwelen wieder zu dir; ich schlage sie nicht aus, so wenig als ich deine Bitte ganz zu verwerfen gesonnen bin. — Und du versprichst mir, sagte sie, indem sie ihn in ihre Arme schloß, mit Philippen nichts von unsern Angelegenheiten zu reden? Denn diese Dinge gehen dießmahl blos dich und mich an. — Willst du deinen Bruder durch ein Versprechen binden? versetzte er, indem er sich von ihr loszumachen suchte, lege mir lieber einen Eid auf, oder feßle meine Hände, eines würde einem Manne von meinem Stande so anständig seyn als das andere.

Hunberga ließ die Arme sinken, die ihn umfaßt hielten, und sah mit trübem Blicke zur Erde, er aber drückte ihre Hand und verließ schnell das Zimmer.

Siebentes Kapitel.

Dicht an unsre Freuden schließen
Tod und Untergang sich an.

Die gute Gräfin von Flandern glaubte ihre Sachen sehr fein angelegt, und alles was sie ihrem Bruder verhehlen, ihm zu ihren und seinem Besten verhehlen

wollte, aufs schlaueste versteckt zu haben, aber sie irrte gar sehr. — Fast nicht ein Wort, nicht ein Blick von ihr war, der ihm nicht alles sagte, was sie verbergen wollte. — Die ausschweifende Freude bey seinem ersten Anblick, die ängstliche Furcht für der Trennung von ihm, alles, alles zeigte ihm, wie unglücklich sie vor seiner Ankunft war, wie unglücklich sie nach seinem Abschied zu werden fürchtete.

Ihre nahe ans Aengstliche gränzende Bemühung, alle Unterhandlung zwischen ihm und Graf Philippen zu verhüten, ihre dringende Bitte, sie mit nach dem gelobten Lande zu nehmen, und da ihr diese abgeschlagen ward, die Bereitwilligkeit, mit welcher sie den Aufenthalt in einem Kloster, an welchen sie sonst nie einen Geschmack bezeigt hatte, der vollen Freyheit auf ihrem Schlosse vorzog, diese und noch viel andere unnennbare Umstände, sprachen laut davon, wie gekränkt ihr Herz, wie unangenehm ihre ganze Verfassung seyn mußte. Und was war der Grund dieser Unbehaglichkeit? — O diesen zu errathen, konnte einem Manne wie der Ritter von Montbarry war, nicht schwer werden. — War es ihm gleich nicht möglich, den ganzen Umfang von Graf Philipps feindseligen Gesinnungen gegen die Gräfin von Flandern, und so manchen wider sie und ihre Kinder gefaßten schwarzen Anschlag, der, wie Hunberga wohl wußte, bald zur Reife kommen mußte, zu durchschauen, so hatte er doch schon den ersten Tag genug von Philippen und den Seinigen gesehn und gehört, um errathen zu können, daß sie, sie es allein seyn mußten, welche Theoderichs Gemahlinn das Leben schwer machten. — Auch war ihm das sehr bescheidene und

mittelmäßige Ansehn nicht entgangen, das alles in ihrem Schlosse führte, und das so sehr mit ihrer ehemahligen Liebe zu Glanz und Pracht kontrastirte. Hielt er nun gegen diesen Anstrich von Niedrigkeit, den Pomp, mit welchen Graf Philipp und seine Familie sich zeigten, und gegen Hunbergens freygebiges Erbieten, Philipps kalte Erkundigung nach seinem Vater und die sonderbare Art, mit welcher gestern die vorläufige Bekanntmachung von Theoderichs Aufträgen aufgenommen wurde, so wußte er alles was er wissen wollte, so wußte er sogar das, was ihm Hunbergens lächelnde freudige Blicke ableugnen wollten, daß ihr liebster Schatz, ihr Brautschmuck, nicht das erste, sondern das letzte war, was sie dem gemeinen Besten aufopferte, was sie ihm aufopfern konnte.

Man stelle sich die Empfindung eines solchen Bruders wie Andreas vor, wenn er eine solche Schwester wie Hunberga gekränkt und aufs Aeusserste gebracht sieht, wenn neue Beweise ihrer Großmuth, die Bosheit ihrer Feinde doppelt sichtbar machen. — Rache und Wuth kochte in seinem Herzen. Er konnte kaum das Ende ihrer Rede erwarten. Er riß sich, wie wir gesehen haben, fast mit beleidigendem Ungestüm aus ihren Armen, um nur in Freyheit zu seyn, um das was er fühlte, nur auslassen, es in Thränen auslassen zu können. — Ja, meine Leser! so unglaublich es euch dünkt, Thränen flossen von seinen Wangen; aber wehe dem, der die Thränen eines Helden erregt, mit Blutströmen müssen sie abgewaschen werden.

Ohne Zweifel würde Graf Philipp dem Verderben entgegen gegangen seyn, wenn er dem Ritter in diesen schrecklichen Augenblicken in den Weg gekommen wäre;

aber er war sicher, heilige Mauern schützten ihn. Nachdem er mit Remigien eines Schlusses zum Verderben des Tempelherrn einig geworden war, eilte er dem Gottesdienste beyzuwohnen, den er nie versäumte, und von welchem sich Hunberga, um ruhig mit ihrem Bruder sprechen zü können, diesesmahl ausgeschlossen hatte. — Andreas gieng, nachdem er die Gräfin von Flandern verlassen hatte, halb in Gedanken auch dahin, und wir wissen nicht, ob die ungeheuchelte Frömmigkeit, die in seinem Herzen wohnte, und die an diesem Orte neue Nahrung bekam, seine wüthenden Leidenschaften bändigte, oder ob es die Zeit von einigen Stunden war, die ihn zur Ueberlegung brachte, und ihm die Gefahr vorstellte, in welche er sich und seine Schwester durch Uebereilung stürzen würde. Genug, er verließ ganz umgeändert das Gotteshaus.

In ziemlicher ruhiger Fassung fanden sich die beyden heimlichen Feinde bey der Tafel ein. Hunberga setzte sich zitternd nieder, und erschrack bey jedem Worte, das ihr Bruder während der Mahlzeit sagte, weil sie bey jedem fürchtete, es möchte dasjenige zum Gegenstand haben, wovon Andreas ihr nicht hatte versprechen wollen zu schweigen.

Wir wissen nicht, ob die düstern Wolken, die der Gräfin von Flandern so bange machten, nicht diesmahl wirklich ohne Sturm vorübergezogen wären, wenn nicht ein starker Wind sie gefaßt, und schnell herbeygetrieben hätte. Einmahl ist soviel gewiß, daß Andreas gar nicht gesonnen war, in Hunbergens Gegenwart ein Wort von der unangenehmen Sache vorzubringen: er liebte sie zu sehr, als daß er sie nicht auch hierinnen hätte schonen sollen. Er trieb seine Vorsichtigkeit so

weit, daß er, um alle Möglichkeit eines Zwistes zu vermeiden, seine Worte nie an Graf Philippen oder jemand von seinen Leuten richtete, sondern er unterhielt sich während der Tafel mit niemand, als mit dem Abt von Clairvaux, oder mit seiner Schwester und ihren Kindern, unter welche nunmehr auch Mathilde gezählt ward.

Die Mahlzeit gieng zu Ende. Graf Philipp und sein Bruder Mathias von Boulogne hatten ihre Pokale schon zum fünftenmahle geleert. Sankt Bernhard, welcher zwischen Philippen und dem Tempelherrn saß, war aus Abscheu für dem Zeichen der Trunkenheit aufgestanden, welche sich immer mehr und mehr bey Theoderichs beyden Söhnen sehen ließen, und Hunberga, welche ihren Bruder kannte, daß er zu edel war, sich mit einem Trunkenen in Wortwechsel einzulassen, fieng bereits an frische Luft zu schöpfen, und das Böse was sie befürchtete, für diesmahl für überstanden zu halten. — Andreas kehrte sich nicht an die Zecher, er wandte sich, da er seinen zweyten Beysitzer den Abt verlohren hatte, zu seiner Schwester, und lobte, weil er in so großer Gesellschaft von nichts als gleichgültigen Dingen mit ihr sprechen konnte, die gegenwärtige Einrichtung ihres Hauses, die er der ehemahligen Pracht die zu Montçon herrschte weit vorzog. Hunberga seufzte, und Philipp fieng mit einem teuflischen Gelächter: Dank sey es meinem ehrlichen alten Vater, daß er seiner schönen Gemahlin die Mittel zur Ueppigkeit wieder entrissen hat, die er ihr ehedem so freygebig zuströmen ließ. — Wie versteht Philipp dieses? fragte der Tempelherr Hunbergen mit halblauter Stimme. — Du hörst ja, daß er betrunken ist, antwortete sie leise. Komm, setzte sie hinzu, laß uns aufstehen, ich will dir alles sagen,

wenn wir allein sind. — Betrunken? schrie Philipp, indem er den aufstehenden Ritter bey dem Zipfel seines Rocks faßte, wer sagt hier, daß ich betrunken bin? doch nicht dieser Bettler? — Bettler? schrie Andreas, indem er sein Schwert über die Hälfte entblößte und zurücktreten wollte, aber er vermogte es nicht, sondern sank in dem Augenblicke seiner Schwester empfindungslos in die Arme; denn Philipp hatte, ohne daß es jemand gewahr werden konnte, als etwa Remigia, welche neben ihm saß, ein Messer gezuckt, und dem Unglücklichen Tempelherrn, indem er die Hand an das Schwert legte, in die rechte Seite gedrückt.

Wie wird es möglich seyn, das zu beschreiben, was nach dieser That vorgieng, welche schneller als sich es denken läßt, mit den vor ihr hergehenden Worten zusammenhieng! Ein allgemeiner Aufstand, Hunberga neben ihrem sterbenden Bruder in Ohnmacht. Sankt Bernhard an seiner Seite, bemüht, ihm die Kleider aufzureißen und die schreckliche Wunde zu stopfen. Der weibliche Theil der Gesellschaft schreyend, und um Hülfe rufend. Walter und Blondel auf den Knien vor dem Tempelherrn und ihrer ohnmächtigen Mutter. Mathilde neben ihnen mit gerungenen, vor die Stirn gefalteten Händen, und gen Himmel gerichteten strömenden Augen. Graf Mathias schlafend in seinem Stuhl zurück gelehnt, und Philipp, dem nun die Betäubung der Trunkenheit wie eine Hülle von den Augen gefallen war, bald wie das Bild der Verzweiflung und des Entsetzens unbeweglich auf einer Stelle stehend, bald mit Sankt Bernharden zugleich bemüht, Andreas quellendes Blut zu stillen. Denn, obgleich der Tod des Ritters von Montbarry, Philipps einiger höchster Wunsch war, ob-

gleich alles was er in der Trunkenheit that und sprach, seine wahren Gesinnungen völlig ausdrückte, so würde er doch nüchtern gewiß nie öffentlich und eigenhändig die That gethan haben, die er nun verübt hatte, eine That, die zwar seinem Feinde das Leben kostete, aber zugleich ihn und seine Familie ins unausbleiblichste Verderben stürzen mußte.

Hunberga kam zu sich selbst. Philipp, der sich nie vor ihr gedemüthigt hatte, sank sprachlos mit bittendem Blick zu ihren Füssen. — Mörder! schrie sie, Mörder! fort aus meinen Augen! — Hiermit stieß sie ihn von sich und verbarg ihr Gesicht vor ihm, an den Busen ihres erblaßten Bruders. — Erlaubt mir, meine Leser! hier den Vorhang zuzuziehen. — Alle Bemühungen, den Tempelherrn zu sich selbst zu bringen, waren umsonst. Philipp ward von Remigien und dem Grafen von Boulogne, der sich endlich auch ermuntert hatte, und durch das Schrecken nüchtern geworden war, in einen Wagen gesetzt, und halb seines Bewußtseyns beraubt hinweggebracht; ihn begleitete sein ganzes Gefolge von Kindern und Bedienten, und ließ Schloß Montçon in der fürchterlichsten todtenähnlichen Einsamkeit, welche sich sowohl zu dem, was auf demselben vorgegangen war, schickte.

Achtes Kapitel.

Eine unerwartete Erscheinung.

Der Ritter von Montbarry kehrte nicht ins Leben zurück; das was die schmeichelnden Hoffnungen seiner Freunde für Ohnmacht hielten, war der ewige Schlaf, aus welchem keiner erwacht, die irdische Sonne zu sehen.

Rollo, welcher bey der Hülfe die man dem Ermordeten zu leisten suchte, als ein alter erfahrner Arzt die Hauptperson vorstellte, überließ den Leichnam endlich den segnenden und weihenden Händen des heiligen Bernhards, und wandte seine ganze Sorgfalt, auf die fast sterbende Hunberga. Wenn sie aus einer Ohnmacht erwachte, so war es nur, das war vor ihren Augen vorgegangen war, für Traum zu halten, sich dann lebhaft der Gewißheit ihres Unglücks bewußt zu werden, und von neuem empfindungslos hin zu sinken. Man brachte sie zu Bette. Der Leichnam des geistlichen Ritters ward aus dem Saale geschafft, und das laute Geräusch der festlichen Freude, das vor wenig Stunden das ganze Haus erfüllte, war in tiefe Todtenstille verkehrt.

Nachdem der Abt von Clairvaux die Ueberbleibsel des Tempelherren, denen Geistlichen, die zu seinem Gefolge gehörten, zur Bewachung überlassen hatte, brachte er die meiste Zeit in Hunbergens Zimmer zu. Die drey jungen Leute wußten nicht, wo sie sich am lieb-

sten aufhalten sollten, ob bey der unglücklichen Gräfin, oder bey der Leiche des geliebten Andreas; sie giengen von dem einen zu dem andern, und wo eins war, fanden sich immer bald darauf auch die beyden andern ein.

Mathilde, welche dem Ritter weit länger kannte als Walter und Blondel, war fast untröstlich, und jedes ihrer Worte diente dazu, den Kummer der beyden Knaben zu vermehren. Ach, ihr wißt nicht, sagte sie, was ihr in ihm alles verlohren habt; dieser Bruder eurer Wohltäterin, dieser große edle Mann, der im Stande war, mit dem ersten Blick jedes Herz zu gewinnen, dieser wäre euer Freund, euer Versorger geworden; ach, ihr wißt nicht, was er mit euch im Sinne hatte! —

Mathilde hatte recht, Andreas, der mit Graf Raimunds Tochter wie mit einer völlig erwachsenen Person umgehen konnte, hatte ihr schon des vorigen Abends, ehe er noch wußte, daß Hunberga das nehmliche wünschte, sein Wohlgefallen an den beyden Jünglingen entdeckt, und den Vorsatz geäußert, sie mit sich in das heilige Land zu nehmen, und sie zu seinem Orden zu erziehen.

Walter und Blondel sanken durch die Reden ihrer Freundin in noch tiefere Schwermüth, aus der sie sich nur empor rissen, um neue Fragen wegen des Tempelherrn an Mathilden zu thun; sie beantwortete was sie wußte, und was ihr die Thränen verstatteten auszusprechen. — Von seinem Orden weiß ich wenig mehr, als den Nahmen, sagte sie; aber, daß er ein Held, der beste Mann auf Erden, der beste Freund meines Vaters, sein Beystand wider die Kabalen der bösen Königin Sybille, daß er auch mein Freund, Vater, Lehrer,

Beschützer, daß er alles, alles war, was ich nur denken, nicht aussprechen kann, das weiß ich, und wollte es auch beweisen, wenn ichs vermögte. — Sie schwieg, und faßte nach einer Weile die weinenden Knaben bey der Hand, indem sie mit gebrochner Stimme sagte: Sie wollten lieber nicht wieder zu der Leiche gehn, um ihre Traurigkeit nicht zu vermehren; ein Vorsatz, der in der nächsten Stunde wieder gebrochen ward.

So vergiengen die Tage bis zur Beerdigung des Ritters von Montbarry, so vergiengen nachher noch viele andere. Die Zeit, welche Mathilde und ihre Gefährten nicht bey Hunbergens Bette zubrachten, wurde bey dem Grabe des Tempelherrn verweint, oder von Mathilden mit Erzählungen von ihm und seinen Thaten im heiligen Lande ausgefüllt. Zuweilen nahm auch Blondel seine Harfe mit an diesen geweihten Ort, und sang ein Lied zum Lobe, und zur Ruhe des Verstorbenen; denn Rollo hatte ihn in dem Glauben seiner Väter erzogen, daß die abgeschiedenen Seelen nicht ehe zur Ruhe kommen könnten, bis man ihr Andenken auf ihrem Grabe gefeyert, und ihre Thaten durch heilige Lieder der Vergessenheit entrissen hatte. — War dieser Glaube Wahrheit, so konnte wohl niemand sanfter ruhen, als Andreas; denn nie ist wohl ein Held so besungen und beweint, mit so frommen unschuldigen Thränen beweint worden, als er. — Walter zwar ließ es nicht bey Thränen bewenden; mehr als einmahl gelobte er auf dem Hügel, der Andreas Asche deckte, einst sein Blut an Graf Philippen zu rächen.

Die Zeit schlich auf diese Art bis zum Frühling

hin. Hunberga fühlte den wüthenden Kummer, der sie anfangs verzehrte, in eine stille Schwermuth verwandelt. Sankt Bernhard, welcher jetzt seinen tröstenden Zuspruch minder nöthig fand, war schon seit einiger Zeit nach Clairvaux zurück gekehrt, und die Kinder, welche das Grab des Ritters noch immer täglich besuchten, brachten nicht mehr alle ihre Zeit daselbst mit Weinen zu, sondern es ward nunmehr der Ort ihrer Spiele, die ihrem zunehmenden Alter und der Gesellschaft Blondels gemäß waren, welcher sich nun für völlig erwachsen hielt. Auch wurde mancher Kranz von den Veilchen des Grabes gewunden, und Hunbergen gebracht, doch ohne ihr den Ort zu nennen, wo sie gepflückt waren, denn die jungen Leute merkten nur gar zu gut, wieviel Schonung das Gemüth der unglücklichen Gräfin nöthig hatte.

Eines Abends, da die Dämmerung schon anfieng, die Gegend um das Grab her zu verschleyern, und die drey Freunde eben im Begriffe waren, nach dem Schlosse zurück zu kehren, machte sie ein entferntes Geräusch von ankommenden Reutern aufmerksam; sie sahen zurück, und erblickten einen Trupp geistlicher Herren, welche langsam das Thal herauf zogen, und die sie gleich für Sankt Bernharden mit seinem Gefolge erkannten.

Der Abt von Clairvaux war, wie wir im Anfang dieser Geschichte gemeldet haben, auch mit unter denen, welche an Walters und Blondels Erscheinung zu Montçon eben kein sonderliches Wohlgefallen hatten. Die Gewohnheit und die tausend liebenswürdigen Eigenschaften dieser Knaben hatten ihn nach der Zeit mit ihrer Anwesenheit ausgesöhnt, und nach des

Tempelherrn Tode waren seine Gesinnungen gegen sie vollends ganz umgeändert. Es sey nun, daß ihm das Betragen der jungen Leute bey dieser Begebenheit gefallen hatte, oder daß, wie einige versichern, Hunberga in ihrer Krankheit vertraulicher gegen ihn gewesen war, und ihm mehr von der Art entdeckt hatte, wie sie zu ihren beyden Söhnen gekommen war, als wir zur Zeit noch selbst wissen; genug, er liebte sie jetzt so sehr, und begegnete ihnen so mild und väterlich, daß sie und Mathilde, welche er gleich bey ihrer ersten Erscheinung mit besonderer Zuneigung angesehen hatte, ihn mit wahrhaft kindlicher Liebe verehrten, ihn oft unter sich dem verstorbenen Tempelherrn an die Seite setzten, und ihn aus diesem Grunde, so gern Sankt Andreas als Sankt Bernhard zu nennen pflegten; eine jugendliche Spielerey, die ihnen der ernste Mann gern verstattete.

Was bey dieser Bewandtniß die Erscheinung des Abts von Clairvaux für Empfindungen bey den drey Freunden erregte, läßt sich errathen. Sie liefen ihm mit einem Freudengeschrey entgegen, Blondel faßte sein Roß beym Zaume, um es vollends bis ins Schloß zu leiten, indessen Walter und Mathilde ihn mit tausend Liebkosungen überhäuften. Nachdem die erste Freude auf Mathildens Seite ein wenig vorüber war, und sie sich nun auch nach den andern geistlichen Herren umsah, ob einige Bekannte unter ihnen wären, welche einen Anspruch auf ihre Bewillkommnung machen könnten, so ward sie mit Schrecken gewahr, daß die Personen, welche zunächst hinter dem Abte ritten, keine Mönche, sondern ein paar dicht verschleyerte Damen waren.

Wer

Wir wissen nicht, was sie abhielt, Sankt Bernharden zu fragen, was er der Gräfin von Flandern für Gäste mit brachte; vielleicht dunkle Ahndung von der Wahrheit, welches sich doch kaum denken läßt: denn wir zweifeln sehr, ob selbst unsere Leser, die wir doch für weit einsichtsvoller als Mathilden halten, hierinnen glücklich rathen können; genug sie wandte ihre Augen geschwind ab und schwieg. Walter, der in demselben Augenblicke das nehmliche gesehen hatte, sahe Mathilden bedeutend an, und bat darauf den Abt um Erlaubniß, nebst seiner Freundin vorausgehen und der Gräfin die frohe Post seiner Ankunft bringen zu dürfen, die ihm doch jetzt, er wußte selbst nicht warum, nicht mehr ganz so erfreulich, wie zu Anfang vorkam.

Ohne Zweifel hatte Walter diese Bitte darum gethan, um Gelegenheit zu haben auf dem Wege mit Mathilden über diese Erscheinung zu sprechen; aber keins getrauete sich dem andern seine Gedanken zu entdecken, sie schwiegen beyde, und langten schweigend auf dem Schlosse an.

Hunberga ging ihrem Verwandten, sobald sie seine Ankunft vernahm, in dem Vorhof entgegen, und fand, daß er mit seinen beyden Begleiterinnen, von welchen ihr Walter und Mathilde nur ein paar flüchtige Worte gesagt hatten, bereits abgestiegen war.

Es ist nicht lange, meine Tochter, sagte der Abt, indem er sich ihr näherte, es ist nicht lange, daß ich euch verlassen habe, und ihr werdet euch wundern, daß ich meinen Besuch sobald wiederhohle; aber mein Geschäft ist dringend, und ich selbst mußte es bey euch ausrichten, um desto weniger eine abschlägige Ant-

wort befürchten zu dürfen. — Abschlägige Antwort? mein Vater, sagte Hunberga, indem sie die Hand des geistlichen Herrn mit zärtlicher Ehrfurcht an die Lippen drückte, was für eine harte Foderung könnte es wohl seyn, die ich euch zu Liebe nicht willig eingehen würde? — Vielleicht hart genug, mein Kind, erwiederte Sankt Bernhard. — Habt ihr verzeihen gelernt? Seyd ihr im Stande, denen die euch beleidigt haben, Gutes zu thun? — Ich hoffe es; sagte die Gräfin nach einem kleinen Bedenken, ich hoffe, daß wenn der mörderische Philipp selbst — — Nicht Philipp, unterbrach sie der Abt, auch nicht Remigia, aber ihre unglücklichen Töchter bitten um euren Schutz, bitten um eure Verzeihung, sie, die nur durch die Missethat ihres Vaters leiden, sie, die euch nicht selbst beleidigt haben; wollt ihr sie von euch stoßen? — Hunberga schwieg voll Erstaunen, und sahe bald Sankt Bernharden, bald seine Begleiterinnen an, die in dem Augenblicke ihre Schleyer zurück schlugen, und die wohlbekannten Angesichter von Fräulen Annen und Editen sehen ließen.

Mit etwas mehr Ehrfurcht, als sie sonst in der Gewohnheit hatten, faßten sie die Hände ihrer Großmutter, um sie zu küssen, und stammelten dabey einige unverständliche Worte, die von Hunbergen, welche nicht wußte, ob sie wachte oder träumte, mit einer kalten Umarmung erwiedert wurden. Erst nach einem langen Stillschweigen wandte sie sich zu dem Abte und fragte: Also wußten Graf Philips Töchter keinen andern Zufluchtsort, als bey mir? — Wo sind ihre Eltern? und wenn diese das Unglück von ihnen genommen hat, war nicht der Graf von Bon-

logne und manche andere von ihren Verwandten nä-
her zu dieser Ehre als ich? — Ey mein Kind, fiel ihr der Abt von Clairvaux in die Rede, wollt ihr die Gelegenheit ein gutes Werk auszuüben, von euch auf andere wälzen? wollt ihr — Gut, unterbrach ihn Hunberga, es sey! Kommt in meine Arme, setzte sie hinzu, indem sie die weinenden Fräuleins etwas freundlicher umfieng, kommt, und nehmt den Schutz und das kleine Glück an, das ich jetzt mit euch theilen kann. Vielleicht ist es euch möglich, durch Gehorsam und Liebe das Herzeleid in Vergessenheit zu bringen, das mir euer böser Vater angethan hat.

Walter und Blondel hatten sich gleich zu Anfang dieser Scene auf die Seite gewandt, und schienen in einem tiefsinnigen Gespräch begriffen zu seyn. Mathilde, welche sich wenig Freude von ihren neuen Gesellschafterinnen versprach, folgte der Gräfin und den beyden Fräuleins traurig in das Schloß, indessen Sankt Bernhard seinen geistlichen Begleitern noch einige Befehle gab, und dann sich gleichfalls auf das Schloß verfügte.

Neuntes Kapitel.

Ursachen und Folgen der Erscheinung von Graf Philipps Töchtern.

Unsere gute Freundin Mathilde machte sich tausend Vorwürfe über die Regungen des Unmuths, welche ihr die Ankunft von Graf Philipps Töchtern verursachte. Sie beschuldigte sich der Ungerechtigkeit gegen die beyden Schwestern, stellte sich ihre gegenwärtige Lage vor, welche sie eher zu Gegenständen des Mitleids als des Hasses machte, fragte sich selbst, wodurch sie ihr Anlaß zu dem Widerwillen gegeben hätten, welcher gegen sie tief im Grunde ihrer Seele lag; und als ihr gutes Herz alles als nichtig und unbedeutend verwarf, was ihr von ihrem schlechten Betragen am Weihnachtsfeste, und von alle dem einfiel, was Walter und Blondel ihr bisher von ihnen erzählt hatten, als sie sich vorstellte, daß alles vielleicht nicht Fehler des Herzens, sondern Folgen einer übermüthigen Erziehung seyn könnten, von welchen sie sich unter Hunbergens Augen gewiß bald bessern würden; so nahm sie sich vor, allen Verdruß gegen sie, aus ihrer Seele zu bannen, und ihnen nicht allein das Gesicht, sondern auch das Herz einer Freundin sehen zu lassen, sich alle mögliche Mühe zu geben, auch ihre Gewogenheit nach und nach zu erlangen.

Nachdem sie ihre Thränen, deren sie sich anfangs nicht hatte enthalten können, getrocknet und ein heiteres Gesicht angenommen hatte, eilte sie Hunbergens Befehle wegen ihrer neuen Gäste zu vernehmen, und erwies sich zu ihrer Aufnahme, und bey den Einrichtungen die zu ihrem künftigen Aufenthalte gemacht werden mußten, so geschäftig, versäumte sogar nichts was zu ihrem Vergnügen oder ihrer Bequemlichkeit dienen konnte, daß sie bald allen Unmuth aus ihrem Herzen verschwinden fühlte, und sich einzubilden anfieng, sie habe eine herzliche Freude über ihre neuen Gesellschafterinnen, da doch das süße Gefühl, das ihr schuldloses Herz durchdrang, im Grunde nur die Freude war, welche aus dem Bewußtseyn entstand, ihre Pflicht gethan und einen bösen Trieb ihrer Seele besiegt zu haben, wofür sie den Widerwillen gegen die beyden Fräuleins zu halten geneigt war.

Diese Damen hingegen, welche nicht so gewissenhaft waren, ließen es sich zwar recht wohlgefallen, von Mathilden bedient und bewirthet zu werden, aber im Ganzen erregte doch ihre Geschäftigkeit ihren Unwillen; sie gab ihr zu sehr das Ansehn einer Tochter des Hauses, welchen Namen sie ihr nicht gönnten, und vermehrte ihre Reize auf so unnennbare Art, daß sie selbst ihren neidischen Augen nicht ganz entgehen konnten.

Da sie übrigens Mathilden immer nur nach sich beurtheilten, da sie merkten, wie viel sie bey der Gräfin von Flandern galt, und sich fürchteten, bey derselben von ihr verunglimpft zu werden, wenn sie sich diese zur Feindin machten, so ließen sie es nicht an

freundschaftlichen Erwiederungen ihrer Höflichkeit fehlen, und sagten ihr so viel zärtliches und schmeichelhaftes vor, daß das Herz des unschuldigen Mädchens ganz mit ihnen ausgesöhnt ward, daß sie noch an demselben Abend einen Anfang machte, auch Waltern und Blondeln einen bessern Begriff von ihnen beyzubringen, welches ihr aber schlecht gelang; denn Blondel schüttelte den Kopf, und warnte sie, nicht zuviel zu trauen, und Walter betheuerte mit auf die Brust gelegten Händen, daß er alles, was Graf Philipps Namen führte, ewig hassen würde. Ich schaudere, setzte er hinzu, wenn ich einen von diesen Leuten sehe: immer ist mirs, als wenn ich an ihrer aller Händen das Blut des Tempelherrn kleben sähe, und ich weiß es Sanct Bernharden schlechten Dank, daß er unsere Ruhe durch diese beyden Unholdinnen gestört hat.

Mein Gott, erwiederte Mathilde, wie kann doch solcher Haß und Groll in dem Herzen eines Kinds wohnen! — Kind? wiederholte Walter — doch Mathilde weiß, daß sie mir alles sagen kann, und vielleicht gelingt mir es bald, ihr zu zeigen, daß ein zehnjähriger Knabe wie Walter von Montbarry, kein Kind mehr ist.

Mathilde erschrack, ihren Freund, welcher ziemlich unwillig davon gieng, beleidiget zu haben, und bat Blondeln, ihre Entschuldigung über sich zu nehmen. Du weißt, sagte sie, wie lieb mir Walter ist, auch weißt du, daß ich ihn mit dem unüberlegten Worte, das ich sagte, nicht schmähen wollte. Ich selbst bin ja nicht älter als er, und wenn er ein Kind ist, was bin denn ich? — Hiermit verließ sie ihn.

und erfuhr schon zum erstenmale, was sie in der Folge so oft fühlen mußte, daß Uneinigkeit und Verdruß den beyden Schwestern auf dem Fuße nachgeschlichen waren.

Unterdessen dieses zwischen Mathilden und ihren beyden Freunden vorgegangen war, befand sich der Abt von Clairvaux bey Hunbergen, und gab ihr Rechenschaft von der unversehenen Ankunft ihrer Enkelinnen, und von der Ursache, warum sie von ihren Eltern verlassen worden waren, und bey Fremden Schutz suchen mußten; weil aber das, was der fromme Mann davon zu sagen wußte, ein wenig hinter der Wahrheit hinweggieng, und wir größtentheils besser davon unterrichtet zu seyn glauben als er, so wollen wir alles erzählen, wie es eigentlich beschaffen war.

Nach der That, die Graf Philipp in der Trunkenheit begangen hatte, und nach dem schnellen Abschiede, den er, auf Antrieb seiner Freunde, von Montçon nehmen mußte, hatten die Seinigen alle Mühe, ihn über sein unglückliches Vergehen zufrieden zu sprechen. Seine schönen Töchter schwatzten ihm allerley untereinander vor, das weder sie selbst noch sonst jemand verstehen konnten, das von dem, fast seines Bewußtseyns beraubten Philipp, nicht beachtet ward, und von uns unmöglich nachgeschrieben werden kann. — Sein Bruder Mathias, suchte alle ihm bewußte Gemeinsprüche zu seinem Troste hervor, und befliß sich vornehmlich ihn durch die Macht des Pabsts zu beruhigen, welcher ihn ja durch ein einiges Wort von dem größten Verbrechen loszählen könnte; aber Remigia, welche etwas tiefer sah, welche wußte, daß das Einzige was ihn beunruhigte, nur Furcht für den tausend Ungelegenheiten war, welche

die Ermordung eines Tempelherrn, eines solchen, der einmal den höchsten Rang in seinem Orden behauptet hatte, ihm verursachen konnte, sie, die davon überzeugt war, daß ihr Gemahl, wenn er den Ritter von Montbarry, wie schon halb und halb unter ihnen verabredet worden war, hätte heimlich auf die Seite schaffen können, sich nicht das geringste Bedenken darüber gemacht haben würde, schlug einen ganz andern Weg ein, um ihn zu trösten. Sie suchte ihn wegen der Folgen zu beruhigen, die seine Mordthat haben könnte, denn sie wußte wohl, daß diese das einige waren, was er fürchtete. Die Absolution des Pabstes erwähnte sie gar nicht; zwar würde diese das wirksamste Mittel gewesen seyn alles wieder gut zu machen, aber sie wußte, was Alexander der Dritte für ein großer Freund der Tempelherren war, und wie schwer es halten würde, Lossprechung von einem Vergehen von ihm zu erhalten, welches an einem von diesen geweihten Rittern verübt worden war. Sie hielt also für das Beste, sich auf den Fuß zu setzen, daß des Pabstes Bannstrahl ihrem Gemahl nicht schaden, und Hunbergens Rache, für welcher sie sich am meisten fürchtete, ihn nicht erreichen könnte. — Wir wollen, sagte sie, den kürzesten Weg erwählen: Laß uns an den Hof von Frankreich gehn, und Schutz bey den Söhnen des Königs von England suchen. Du weißt, wie oft du ihnen in ihren Kriegen wider ihren Vater beygestanden hast, und es ist zu hoffen, daß sie dich in deinem gegenwärtigen Bedrängniß nicht verlassen werden.

Remigia hatte recht: Nur noch im letzvergangenen Jahre, waren Philipp und sein Bruder Mathias, dem jungen Heinrich, dem erklärten Thronfolger

des Königs von England, wider seinen Vater Henrich den Andern zu Hülfe gezogen, und waren in diesem Feldzuge nicht unglücklich gewesen; man hatte also wohl Ursache, etwas von ihm zu hoffen, und Philipp fand sich durch diese Rede seiner Gemahlin merklich gestärkt.

Die Reise wurde also gleich nach Gisors gerichtet, wo, wie sie erfuhren, der König von Frankreich sich gegenwärtig nebst den englischen Prinzen aufhielt. Das gemeine Gerücht setzte, je näher sie dem Orte ihrer Bestimmung kamen, dieser Nachricht noch unterschiedliches hinzu, daß ihnen nicht gar zu angenehm zu hören war. Sie erfuhren, daß vor einiger Zeit der alte Henrich, König von England, auch zu Gisors gewesen war, und daß daselbst stark an einem Vergleiche zwischen seinen ungehorsamen Söhnen gearbeitet worden wäre, dieser sollte sich zwar wieder zerschlagen haben, aber nicht zum Vortheil der Prinzen; denn ihr von neuem aufgebrachter Vater hatte ihnen und ihrem Beschützer, dem Könige von Frankreich, bey seinem schleunigen Abschiede nach England, zu welchem ihn die Unruhen in Schottland nöthigten, noch so vielfältigen Schaden gethan, daß sie gegenwärtig sehr gedemüthigt waren, und unmöglich auf der Laune oder im Stande seyn konnten, denen, die Schutz bey ihnen suchten, denselben angedeihen zu lassen.

Wie Philippen das Gerücht es voraus gesagt hatte, so fand er es. Der junge Henrich zuckte die Achseln, schützte sein Unvermögen vor, und rieth ihm beym Pabste Hülfe zu suchen. Bey Richarden, des jungen Henrichs Bruder, der gewiß edelmüthig genug gewesen seyn würde, einen Schutz suchenden Freund

mit seinem größten Nachtheile zu vertheidigen, hatte Philipp nichts zu suchen, denn er war allemal mehr auf seines Bruders, als auf seiner Seite gewesen, und überdieses war auch Richard gegenwärtig nicht in Frankreich. — Was sollte also Philipp anfangen? —

Die kluge Remigia wußte auch hier eine Ausflucht: Sie erfuhr, daß der König von England, allen denen, die bisher seinen rebellischen Söhnen wider ihn gedient hatten, die beste Aufnahme bey seinem Heer und alle Beförderung versprach. Die englischen Prinzen hatten sich bisher, um ihre Macht wider ihren Vater zu verstärken, einer gewissen Art Leute bedient, welche man in den damaligen Zeiten Brabansons nannte, und die nicht viel besser als eine Rotte Räuber, oder anderes verlaufenes Gesindel waren; von diesen Völkern, welche wegen ihrer Tapferkeit sehr berühmt waren, giengen ganze Schaaren zu dem Könige von England über, und auch diese wurden wohl aufgenommen; Remigia that also wohl nicht unrecht, wenn sie sich für einen Mann von solcher Wichtigkeit, wie der Graf von Flandern, eine ähnliche Aufnahme von dem so klugen als gütigen König von England versprach.

Sie wagte es, Philippen den Vorschlag zu thun, auf des alten Henrichs Seite zu treten. Zwar war hiebey die Kleinigkeit zu bedenken, daß er die Seite seines Freundes, des jungen Henrichs, verlassen und seinem Feinde wider ihn dienen sollte; aber Remigia stellte ihrem Gemahl vor, daß der Prinz von England ihn jetzt weder schützen noch helfen und niemand ihm also seine Untreue verdenken könne, und die Sache war entschieden.

Philipp und seine Familie machten sich erstes Tages nach England auf, um bey König Henrichen Schutz zu suchen, und Remigia versprach ihrem Gemahle noch aus einem Grunde die beste Aufnahme. Du weißt, sagte sie zu ihm, in was für Verdrüßlichkeiten der König von England bisher geschwebt hat: Die Ermordung des Bischofs von Canterbury, des heiligen Thomas a Becket, ward ihm mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit Schuld gegeben; sollte ihn dieses nicht zum Mitleiden gegen dich bewegen, der du fast mit ihm in einem Falle bist? Denn fälschlich eines Mords beschuldigt werden, oder in der Trunkenheit einen begangen haben, das dünkt mich ziemlich einerley Sache zu seyn. — Philipp folgte dem Rathe seines sophistischen Weibes; er machte sich nach London auf; aber, recht als ob ihm alles fehlschlagen müsse, er fand den König nicht daselbst, sondern erfuhr, daß er eben auf einer Wallfahrt nach dem Grabe desjenigen begriffen wäre, wegen dessen Ermordung er in Verdacht gehalten wurde.

Remigia argwohnte aus diesem Umstande wenig Gutes. Eine Wallfahrt zu dem Grabe des heiligen Thomas konnte nichts anders zum Grunde haben, als Reue, oder feyerliche Betheuerung seiner Unschuld; und konnte er, in dem einen oder dem andern Falle wohl sehr geneigt seyn, einen Menschen, welcher auch einen Mord auf sich hatte, in Schutz zu nehmen, oder ihm etwas anderes anzurathen, als Wallfahrt und Büßung?

Wie Frau Remigia befürchtet hatte, so gieng es; Philipp kam nach Canterbury und warf sich zu des Königs Füssen, welcher eben aus der Kirche zurückkam, und noch die Schmerzen der Geißelung fühlte, welche

von den Händen der Geistlichen zu seiner Büßung anzunehmen, er ungeachtet seiner Unschuld, die er beständig betheuerte, schwach genug gewesen war.

Gehet hin, mein Freund, sagte er, indem er Philippen liebreich aufhob, was ihr an mir verbrochen habt, vergebe ich euch willig, und was eure blutige That an dem frommen Tempelherrn Andreas anbelangt, so seht mein Beyspiel an: ich büße für eine Missethat, an welcher ich, wie ich bey Gott schwöre, unschuldig bin, bloß um mich den Befehlen des heiligen Vaters zu unterwerfen. Daß mein Verfahren dem Himmel wohlgefällig ist, kann ich euch nicht besser beweisen, als mit der fröhlichen Nachricht, die ich jetzt eben erhalte, daß meine Feinde in Schottland gedemüthigt sind, so wie ich meine ungehorsamen Söhne gedemüthiget habe. Folget meinem Exempel. Werfet euch zu den Füßen des Pabstes; büßet eure Sünde; wallfahrtet zu dem Grabe des Tempelherrn, und gebt der edlen Hunberga alle Genugthuung, die sie wegen der Ermordung ihres Bruders von euch fodern kann, so wird euch der Himmel gnädig seyn, so wird sich das Glück zu euch wenden, das widrigenfalls, euch vielleicht, so wie meine Söhne, gänzlich verlassen könnte.

Hätte der heilige Thomas a Becket selbst wohl erbaulicher sprechen können, als König Henrich sprach? — Ich muß indessen meine Leser bitten, den König von England, wegen dessen was er sagte, nicht so falsch zu beurtheilen, wie der bittende Philipp vielleicht in seinem Herzen that. Henrichs Charakter war zu groß, zu edel, daß Groll oder heimliche Feindschaft gegen den ehemahligen Bundesverwandten seiner rebellischen Söhne, ihm dasselbe hätte eingeben sollen. Bloß Fröm-

migkeit, so wie sie in den damahligen Zeiten gewöhnlich war, sprach aus seinem Munde, eine Frömmigkeit, die freylich in den unsrigen Schwachheit und Bigotterie seyn würde, die, wie uns dünkt, auch schon für diejenigen, in welchen er lebte, zu weit getrieben war: aber wo ist der Weise, welcher im Stande ist sich gänzlich über die Vorurtheile seines Jahrhunderts zu erheben? der nicht zuweilen, gern oder ungern sich nach demselben bequemen muß?

Philipp konnte sich wenig Trost aus den Rathschlägen des Königs nehmen. Er verließ England, und wußte nun keinen andern Entschluß zu fassen, als in seinem Lande Bann und Interdikt vom Pabste ruhig zu erwarten, oder geradesweges nach Rom zu gehen, sich seinem Urtheil zu unterwerfen, und zu versuchen, ob durch Demuth und scheinbare Reue sich nicht etwas von der strengen Buße, die er fürchten mußte, abdingen ließ. — Zu dem letzten, ob es gleich seinem Stolze am schwersten eingieng, rieth ihm Remigia. Die Reise ward so sehr als möglich beschleunigt, und die Bitten der Fräuleins Anna und Edita, nur noch eine kleine Zeit in England zu verweilen, deren Ursache wir in einem der folgenden Kapitel sehen werden, blieben diesesmahl unerhört.

Die Aufnahme bey Pabst Alexandern war so, wie man denken kann, wie sie der Mörder des Sohns von dem Vater des Ermordeten erwarten kann; denn väterlich hatte Alexander den Tempelherrn Andreas geliebt. Ein großer Vortheil war es indessen für Philippen, daß er der erste war, der das Gerücht seiner Unthat nach Rom brachte, und sie also aufs möglichste beschönigen konnte.

So sehr Remigia auch Hunbergens Rache gefürchtet, so gewiß sie geglaubt hatte, sie würde nicht ermangelt haben sogleich bey dem heiligen Vater zu klagen, und alle Bannstrahlen wider den Mörder ihres liebsten Freundes aufzufodern, so hatte doch die großmüthige Gräfin von Flandern daran gar nicht gedacht. Ihr edler Bruder war unwiederbringlich dahin, und der Untergang seines Mörders, nebst dem Schimpfe den sie Theoderichen anzuthun geglaubt haben würde, wenn sie die Gerechtigkeit wider seinen Sohn aufgerufen hätte, würden ihr das, was sie verlohren hatte, nicht wiedergebracht haben; sie hatte also nie die Absicht gehabt, Philippen auf andere Art, als durch Verbannung aus ihren Augen, und durch seine eigenen Gewissensbisse gestraft zu sehen.

Wie war es möglich, daß so niedrige Seelen, wie Philipps und Remigiens, diesen Grad von Großmuth voraussehen konnten; sie konnten noch jetzt die Ursache von Hunbergens Verfahren nicht einsehen, bekümmerten sich auch wenig um dieselbe, sondern beklagten nur ihre Thorheit, daß sie ihre eigne Schande ausgeplaudert hatten, welche sie sonst so leicht vertuschen oder auf einen Unschuldigen hätten wälzen können! An gegenseitigen Vorwürfen fehlte es bey dieser Gelegenheit nicht, allein sie kamen zu spät. Sie hatten sich nun einmahl selbst verrathen, und konnten jetzt nichts weiter thun, als die Sache so viel als möglich zu ihrem Vortheil zu erzählen; indessen mogten sie dieselbe nun kehren und wenden wie sie wollten, so war doch das mildeste Urtheil für Philippen, daß sich der heilige Vater endlich abbitten ließ: Vierjähriger Aufenthalt in einem Kloster nicht weit von Rom, und dann eine

Kreuzfahrt ins heilige Land. Remigia und ihre Töchter hatten Freyheit, zu gehen wohin sie wollten, und die erste wandte dieselbe dazu an, ihre beyden Fräuleins in ihr Vaterland zurück zu führen, und sie dem Schutze des heiligen Bernhards anzuvertrauen, weil, wie sie sagte, ihre Pflicht erfoderte, einen Theil von der Buße ihres Gemahls tragen zu helfen, und ihm voraus in das heilige Land zu gehen, wobey aber, wie wir unsere Leser versichern, ihre Hauptabsicht war, den Fehler, den sie und Philipp durch ihre Voreiligkeit in Europa gemacht hatten, dadurch zu verbessern, daß sie so viel als möglich zu verhüten suchte, daß das Gerücht von des Tempelherrn Ermordung nicht nach Palästina vor Theoderichs Ohren kommen mögte. Was sie sich zu Erreichung dieses Endzwecks für Mittel bediente, haben wir nie erfahren können, ob ihr aber ihr Vorhaben geglückt sey, werden wir vielleicht in der Folge hören. Was sie für Ursachen haben mogte, ihre Töchter nicht mit sich zu nehmen, ist gleichfalls verborgen geblieben, und wir wissen nur so viel, daß sie selbe zu Sankt Bernharden brachte und um Schutz für sie bat.

Der Abt von Clairvaux erschrack sehr über das gute Zutrauen der Gräfin Remigia. Ein paar junge nicht allzutugendsame Mädchen zu hüten, war eine Sache, auf welche sich der alte Herr gar nicht verstand, und die er so geschwind als möglich von sich abzuwälzen suchte. In der Verlegenheit, darinnen er sich befand, denn niemand konnte wohl so ungern als er eine Bitte geradezu abschlagen, bekam er den unseligen Einfall, Hunbergen diese Last aufzubürden, und ihr dadurch Gelegenheit zu einem der verdienstlichen Werke, der Wohlthätigkeit gegen Feinde, zu geben.

Dieser Einfall schien dem heiligen Manne gar nichts sonderbares und unschickliches zu haben, und doch fiel er selbst Remigien auf. Sie dachte eine Weile stillschweigend nach, hielt darauf ein sehr langes und sehr heimliches Gespräch mit ihren Töchtern, und bequemte sich dann zu allem, was der Abt vorschlug.

Sankt Bernhard gab ihr seinen Segen, trug ihr viel heilige Gewerbe im gelobten Lande auf, und empfahl sich der Vorbitte der frommen Pilgerin; denn eine Person, die nach dem heiligen Grabe wallete, zur Büßung fremder Sünden dahin wallete, konnte seinen Gedanken nach nicht anders als fromm seyn.

Das erste, was er den beyden jungen Damen nach dem Abschied ihrer Mutter vorsetzte, war eine sehr lange Straf- und Ermahnungsrede wegen ihrer bisherigen sündlichen Eitelkeit, und vornehmlich der leichtsinnig aufgeschürzten Kleider, und ärgerlich zugespitzten Schuhe am letzten Weihnachtsfeste. Dieses Gericht schmeckte den Schwestern so übel, daß sie, aus Furcht mehr von dergleichen Speise zu bekommen, sich zwar zu allem Gehorsam erboten, aber darauf drangen, noch in dieser Stunde zu ihrer Großmutter gebracht zu werden; eine Bitte, welche Sankt Bernhard so schicklich fand, daß er sie keine Nacht bey sich behielt, sondern sie, wie wir gesehen haben, sogleich nach Montçon begleitete.

Zehntes Kapitel.

Die Schwestern erregen große Verfolgungen wider die drey Freunde.

Sankt Bernhard verließ Montçon in wenigen Tagen, und Hunberga fieng an, mit einer Art von traurigen Ruhe Annens und Editens Gesellschaft zu erdulden, welche ihr anfangs fast unerträglich gewesen war. Mathilde that sich die äußerste Gewalt an, ihre neuen Gespielinnen liebenswürdig zu finden, und Walter und Blondel entäußerten sich des Umgangs mit den guten Fräuleins ganz und gar. Graf Philipps Töchter waren zu stolz, sich um die Gesellschaft zweener so geringer Knaben sehr zu bemühen, aber sie fanden sich doch sehr beleidigt, so wenig von ihnen aufgesucht zu werden; sie waren nicht ganz blind gegen ihre Vorzüge, und Blondels Schönheit, der nun schon völlig erwachsen und älter zu seyn schien als er war, nebst seinen musikalischen Talenten, wurden vornehmlich von ihnen höher geschätzt, als sie sich zu sagen getrauten. Aber der Jüngling blieb kalt und zurückhaltend gegen sie. Nur selten bekamen sie einen Ton von seiner Harfe zu hören, und so nahe sie es ihm auch oftmahls legten, ihm ein Lied abzulocken, das ihre Personen zum Gegenstande gehabt hätte, so blieb doch seine Muse immer für ihre Verdienste stumm, dahingegen der Lieder, die

zu Mathildens Lobe gesungen wurden, unzählige waren.

Blondels Zurückhaltung und Walters stolzes fast verächtliches Wesen gegen sie, vermehrte ihren Haß gegen die beyden Freunde, und die Kränkungen die sie ihnen anzuthun gedachten, die aber immer von ihnen theils nicht bemerkt, theils als unbemerkt behandelt wurden, waren unzählig. Nur eine derselben war zu schmerzlich, als daß sie ganz mit Stillschweigen hätte übergangen werden sollen: es war die Entziehung von Mathildens Gesellschaft. Die Fräuleins sahen, wie gern die drey jungen Leute mit einander umgiengen, sie erfuhren aus Mathildens eigenem Munde, wie unzertrennlich sie bisher gewesen waren, und dieses war ihnen schon genug Walters und Blondels Freundin beständig wie belagert zu halten, sie entweder unter tausenderley Vorwand auf ihr Zimmer zu ziehen, sie in dem ihrigen wenig allein zu lassen, oder wenn sie etwa einen Spaziergang nach dem Grabe des Tempelherren oder sonst eine Partie mit Hunbergens Söhnen verabredet hatte, ihr auf dem Fuße zu folgen.

Waltern war es auf die letzt unerträglich, Mathilden sogar nicht mehr in Ruhe sprechen zu können, welcher er, je älter er wurde, immer mehr zu sagen zu haben glaubte, und er beredete Blondeln, welcher in diesem Stücke vollkommen überein mit ihm dachte, mit leichter Mühe wegen dieser Bedrängniß klagbar bey Hunbergen einzukommen. Aber welches Schrecken für die beyden Kläger! sie fanden das Gemüth der Richterin schon wider ihre Sache eingenommen. Sie wurden zur Ruhe verwiesen. Mathilde ward vor-

gefordert, und in ihrer Gegenwart bedeutet, daß, da sie sich dem Schlusse ihres eilften Jahres näherte, und über ihr Alter groß und erwachsen wäre, es der jungfräulichen Eingezogenheit ziemen würde, künftig mehr den Umgang mit ihres Gleichen als die Gesellschaft junger Herren zu suchen, von welchen sie nichts ihrem Stand und Geschlechte anständiges lernen könnte.

Daß dieses eine von den Schwestern ausgewirkte Sentenz war, werden meine Leser errathen; aber wie es diesen Damen möglich seyn konnte, etwas über Hunbergens Gemüth zu vermögen, und wie es zugieng, daß Mathilde nicht klug genug war, die Gräfin von Flandern, die sie so sehr liebte, zu ihrem Vortheil einzunehmen, das wissen wir mit nichts, als mit Annens und Editens schlauen Arglist, und Mathildens Taubeneinfalt zu erklären. Auch handelte Hunberga, unsern Gedanken nach, nicht unrecht, daß sie sich in diesem Stück nach der Meinung der Fräuleins bequemte, und dadurch ihnen alle Möglichkeit, Mathilden zu lästern oder zu höhnen, benahm; ob nicht vielleicht ihr Urtheil noch dadurch befördert wurde, daß sie Mathildens wachsende Zuneigung zu Waltern wahrnahm, von welcher sie noch nicht wissen konnte, ob sie von diesem in der Zukunft völlig verdient und erwiedert werden würde, da es jetzt bey allen guten Anlagen doch immer noch als ein Knabe von unentschiedenem Charakter angesehen werden mußte, dieses können wir nicht mit Gewißheit sagen; genug Hunberga handelte weislich, und die fromme nachgebende Mathilde bequemte sich gedul-

dig zu dem schmerzhaften Zwange, den man ihr auflegte.

Die Fräuleins belohnten ihr ihre Folgsamkeit, ohne es zu wollen, auf das Beste, indem sie ihr in der Zukunft nicht mehr so mit ihrer Gesellschaft beschwerlich fielen als zuvor. Sie wußten es recht gut, daß sie Mathilden, sobald sie den Befehl ihrer Pflegemutter kannte, nicht mehr zu hüten brauchten, und daß diese ins künftige gewiß allemahl, der jungfräulichen Eingezogenheit zu Liebe, ihr einsames Zimmer dem Umgange mit ihren beyden Jugendfreunden vorziehen würde.

Mathilde that wohl, da sie nun einmahl nicht mehr auf den alter vertraulichen Fuß mit ihren Freunden leben durfte, da sie selbe wenig zu sehen bekam, als bey der Tafel, in der Kirche, und wenn ihnen etwa Huuberga außerordentliche Erlaubniß zu einem gemeinschaftlichen Spaziergange gab, daß sie die Einsamkeit aller Gesellschaft, auch der Gesellschaft der beyden Fräuleins vorzog; denn diese hätte ihr verderblicher werden können, als irgend eine andere.

Sie hatten so schon tausend Versuche gemacht, des Mädchens Eitelkeit zu erregen und ihre Sitten zu verderben. Ihre Erzählung vom französischen Hofe, und von der angenehmen freyen Lebensart der Prinzessinn Alice nahmen kein Ende, und Mathildis Eingezogenheit, ihr Fleiß in allen Dingen die sie unternahm, ihr weniges Sprechen, und die ungekünstelte Aufrichtigkeit, welche, so bald sie sprach, jedem ihrer Worte das Gepräg ihrer unschuldsvollen Seele aufdrückte, alles wurde von ihnen lächerlich gemacht, und mit dem beißendsten Witze durchgezogen; selbst

ihr Pilgerkleid, das sie unter dem Vorwande eines Gelübdes mit keiner andern Tracht, am wenigsten mit den üppigen Moden des französischen Hofes hatte verwechseln wollen, selbst dieses blieb nicht verschont, es verschafte ihr die Ehre, von ihnen selten anders als die Pilgerin genannt zu werden, ein Nahme, der Mathilden ausserordentlich gefiel, und den sie so gern trug, als wir sie mit demselben bezeichnen.

Was bin ich anders als eine Pilgerin? sagte sie eines Tages zu Blondeln, der diese Benennung mit einer spitzigen Antwort an den Fräuleins geahndet hatte. Lebe ich nicht, seitdem ich von dem genauern Umgang mit euch beyden getrennt bin, Hunbergen ausgenommen, unter lauter Fremden? —

Das Gelübde, das sie zum Grunde ihrer Kleidung angab, war Graf Philipps Töchtern ein neuer Wink zu Spöttereyen. Wie lächerlich kam ihnen, die keinen Begriff von Andacht und Frömmigkeit hatten, und die dieselbe vollends bey jungen Leuten für die abgeschmackteste unerhörteste Sache hielten, wie lächerlich kam ihnen das Gelübde einer Person vor, die, ihren kindischen Gedanken nach, welche Mathildens reifen Verstand nicht zu erwegen wußten, nur noch ein Kind war. —

Auf diese Art wußten sie alle schöne Eigenschaften ihrer Gespielin lächerlich zu machen, und sie verschaften dadurch Mathilden einen unendlichen Vortheil; sie lehrten sie, alles Gute das sie that, anstatt es zur Schau zu tragen, mit einem so dichten Schleyer zu verhüllen, als andre über ihre Fehler und Thorheit werfen. — —

Auf diese Art vergiengen drey Jahre, ohne daß sich etwas Merkwürdiges zutrug. Mathilde wuchs zur vollkommenen jungfräulichen Schönheit heran, und gieng ihren einsamen schönen Weg unbemerkt in der Stille vor sich hin. Graf Philipps Töchter starben auf dem einsamen Schlosse fast vor Langerweile, und machten Hunbergen durch ihre tausendfachen Thorheiten und Eitelkeiten unzähligen Verdruß. Walter war aus einem muntern Knaben, ein stiller schwermüthiger Jüngling geworden, und Blondel, welcher nunmehr sein achzehntes Jahr erreicht hatte, sehnt sich in die Welt, und sann ernstlich darauf, was für eine Rolle er künftig in derselben spielen wollte.

Auch die Fräuleins, welche aus Langerweile an allerley dachten, was ihnen nichts angieng, und die nichts mehr wünschten, als Hunbergens Lieblinge, einen nach dem andern von ihr zu entfernen, hatten Blondels künftige Bestimmung erwogen, und arbeiteten aus milder Vorsorge daran, ihn in einen Stand zu bringen, der unter allen Ständen der Welt der letzte gewesen wäre, den er gewählt haben würde.

Der Abt von Clairvaux besuchte Montçon sehr fleißig, und die Fräuleins, welche jetzt die Nothwendigkeit fühlten, sich beliebt zu machen, wußten sich vor seinen Augen so zu verhalten, daß er sie für gebesserte Sünderinnen hielt, und ihnen sein völliges Zutrauen schenkte. Dieses sich zu erhalten, hatten sie wenig mehr zu thun, als die langgeschnäbelten Schuhe, und die leichtfertig aufgeschürzten Gewande abzulegen, und die ärgerlichen Haare unter bescheidene Schleyer zu verstecken; eine Sache, die ihnen an einem Orte, wo sie niemand sahen, der sie bemerken

konnte, oder dem sie gefallen wollten, ungemein leicht ward.

So giengen sie in aller Demuth und Geistlichkeit vor ihm einher, und ließen vor seinen Augen, nebst allen andern angenommenen Tugenden, auch die Liebe zu Hunbergen mit so starkem Glanze leuchten, daß sie schon ein Wort bey ihm zu sprechen hatten, und derhalben hoffen konnten, die ungebetene Vorbitte, die sie bey ihm für Blondeln thun wollten, würde von gewünschten Folgen seyn. Sie baten dringend, der arme Jüngling, welcher doch keine weitern Aussichten hätte, und der Gräfin von Flandern unmöglich länger beschwerlich fallen könnte, möchte von ihm in den geistlichen Stand aufgenommen, und den Mönchen seines Klosters zugesellet werden.

Sankt Bernhard ermangelte nicht, Hunbergen diesen Vortrag als seinen eigenen Einfall zu thun, und sie, die nach ihres Bruders Ermordung ohnedem einen Trieb zu allem hatte, was den Anstrich der Andacht und Schwermuth trug, fand diese Art der Versorgung für Blondeln um so viel schicklicher, da der Abt sich gegen sie nicht der Ausdrücke bediente, welche die Fräuleins gebraucht hatten, und welche im Stande gewesen wären, ihr großmüthiges Herz so zu beleidigen, daß sie vor der ganzen Sache einen Widerwillen bekommen hätte. Blondel ward vorgefodert; aber wie sollen wir sein Entsetzen schildern, als ihm die heilige Absicht des Abts mitgetheilt wurde. Er war zu sehr überrascht, als daß er seine Empfindungen hätte einzwingen können; er warf sich zu Hunbergens Füßen, und rief mit thränenden Augen: Wie? ins Kloster? — Kann die großmüthige Gräfin von Flandern es über ihr Herz

bringen, den, dem sie so oft den Namen ihres Sohnes gab, lebendig zu begraben? — Worte, welche die Gräfin so rührten, daß sie ihn in ihre Arme schloß, und mit der Versicherung aufhob: er solle zu nichts gezwungen werden. Sankt Bernhard tadelte dieses Versprechen mit einem Kopfschütteln, und meynte: es gäbe eine Art von heilsamen Zwange, welcher zuweilen zum Besten einer Person wohl angewendet werden könne, und Fräulein Edita, welche bisher sowohl als ihre Schwester, ein gleichgültiges Stillschweigen beobachtet hatte, vermogte jetzt nicht mehr zu bergen, daß ihr das gegenwärtige Gespräch keinesweges so gleichgültig sey, als sie das Ansehn haben wollte, und trat mit der weisen Bemerkung hervor: daß ein Jüngling in seinem achtzehnten Jahre, doch mit Recht endlich einmahl auf seine Bestimmung denken solle. — Ich danke euch, Fräulein, erwiederte Blondel mit einem verächtlichen Blicke, daß ihr mich an etwas erinnern wollt, das ich nie aus den Augen gelassen habe, daß ich die versorgende Güte unserer Wohlthäterinn nicht zu lang genießen und ihr endlich die seit so vielen Jahren getragene Last entnehmen muß; aber die Art und Weise, wie dieses geschehen soll, steht, ich fühle es, in meiner freyen Wahl, und diese soll, ich versichere euch, nicht lange aufgeschoben werden. Edle Gräfin, setzte er hinzu, indem er von neuen zu Hunbergens Füssen fiel, nehmet meinen wärmsten innigsten Dank, für die Sorge einer Mutter, die ihr mir beweiset, und erlaubt — Blondel, fiel ihm Hunberga in die Rede, du kränkst, du beleidigst mich! Wehe dem, der dich zu beunruhigen, dich vor der Zeit aus dem Schooß deiner Mutter zu reißen sucht. — Blon-

bel hatte den Schluß dieser Rede nicht vernehmen können. Er schämte sich der Thränen, die beym Anfang derselben sein Gesicht überströmten, riß sich von den Füssen der Gräfin empor, und verließ schnell wie der Blitz, das Zimmer.

Ein Glück war es, daß Walter bey dieser Scene nicht gegenwärtig war; seine Hitze und der Unmuth seinen Freund beleidigt zu sehen, wären im Stande gewesen, ihn zu Ausbrüchen zu verleiten, welche dem Abt und vielleicht selbst Hunbergen hätten mißfallen können. Blondel war, als er das Zimmer verließ, anfangs gesonnen sein Herz vor ihm und Rollo auszuschütten; aber er bedachte sich anders. Er entschloß sich, allen Rath bey sich selbst zu nehmen, und that endlich nach langen Kämpfen dasjenige, was wir bald hören werden.

Der Abt von Clairvaux hielt sich nach dem, was von Blondeln gesprochen worden war, und wovon Hunberga schlechterdings nichts mehr hören wollte, nur noch wenige Stunden, zu Montçon auf, und niemand, wer bey dem letzten Gespräch gegenwärtig gewesen war, wunderte sich, daß, so lange er noch nicht abgereißt war, der beleidigte Blondel nicht wieder zum Vorschein kam. Als aber der ganze Abend vergieng, als der Morgen anbrach, und niemand ihn sah, oder gesehen haben wollte, so entstanden bey denen um die letzte Scene wissenden Personen, die lebhaftesten Muthmaßungen von der Wahrheit.

Die Fräuleins kitzelten sich heimlich mit der Hoffnung, ihren Verächter und Widersacher vielleicht zur Flucht gereitzt zu haben, und ihn also geschwinder als sie hofften, los geworden zu seyn. Hunberga war in der

größten Unruhe, und Walter und Mathilde, die von der ganzen Sache nichts wußten, giengen, nachdem sie ihren Freund im ganzen Schlosse und in allen seinen Gärten vergeblich gesucht hatten, zur Gräfin, um bey ihr Auskunft oder Trost in dieser Sache zu holen. — Die Erklärung, die sie hier fanden, vermehrte ihr Schrecken, und ohne Hunbergens Erlaubniß zu erwarten, eilten sie, ihn in den umliegenden Gegenden von Montçon zu suchen, und fanden sie ihn, ihn wieder zurück zu bringen.

Das erste ward ihnen leicht, so wie ihnen das andere nicht ohne Schwierigkeit glückte. Blondel hielt sich in seiner übereilten, unüberlegten Hitze, mit welcher er Montçon verließ, um einiger Worte willen, die noch dazu nicht Hunberga, sondern seine Feinde sagten, für so verachtet, verlassen und überley zu Montçon, daß er gar nicht vermuthete, vermißt oder aufgesucht zu werden; er glaubte, wenn ihn ja jemand aufsuchen sollte, so würden es Walter und Mathilde seyn, und diese noch einmahl zu sehen, war sein sehnlicher Wunsch, ob er gleich nicht gewagt hatte, ihnen vor Ausführung seines thörichten Vorsatzes vor die Augen zu kommen, um nicht durch ihr Bitten und Vorstellungen von demselben abgehalten zu werden.

Ohngefähr eine Meile von dem Schlosse, fanden ihn seine Freunde, unter einem schattigten Baume, welcher oft der Ort ihrer Ruhe nach einem langen Spaziergange gewesen war, so ruhig sitzen und das Lied von Karl und Roland singen und spielen, als er es an diesem Orte mehrmahls in ihrer Gesellschaft wiederholt hatte.

Du bist so ruhig, sagte Walter, indem er auf ihn zueilte und ihn an seine Brust drückte, und hast es über das Herz bringen können, dich von deinen besten Freunden ohne Abschied zu trennen? — Freunde? sprach Blondel, ich verließ auf dem Schlosse keine als euch, und von euch beyden wußte ich so gewiß, als ich das Leben habe, daß ich euch noch einmahl sehen würde, daß ihr kommen, und eurem Blondel den letzten Abschiedskuß bringen würdet. Kommt in meine Arme, ihr Lieben, fuhr er fort, indem er Waltern und Mathilden fest umschloß. Vergeßt euren Jugendfreund nicht, und hofft ihn einst wieder zu sehen. Das Kloster, dazu man mich bestimmte, würde mich auf ewig von euch getrennt haben, aber der Stand, den ich anzunehmen gedenke, kann mich oft wieder in eure Arme bringen. Ach Blondel, rief die weinende Mathilde, was willst du machen? und was für einen Stand hast du dir gewählt? — Siehe diesen Kranz und dieses Saitenspiel, erwiederte er, und frage mich noch wer ich bin, und wer ich seyn will. Ein Sänger der Liebe und des Heldenmuths, ein Nachfolger Ossians, Taliefers und Rollos, ein Liebling der Könige und der Damen. Sprich Mathilde, werde ich nicht glücklich seyn? —

Walter und Mathilde hatten wider den Stand eines Minstrels, den er sich gewählt hatte, und der in den damahligen Zeiten einer der ehrenvollsten war, nichts einzuwenden. Nur seine Flucht tadelten sie, tadelten sie mit so triftigen Gründen, stellten ihm Hunbergens Sehnsucht nach seiner Wiederkehr, und ihr Einwilligung zu jeder Lebensart, die er wählen würde, so überzeugend vor, daß er endlich sich entschloß

zurück zu kehren, vornehmlich, da Walter ihm überlegen hieß, daß ihm die feyerliche Einweihung zum Orden der Minstrels fehlte, und daß er, ohne dieselbe nie sein Glück machen, und bey allen seinen Talenten, von seinen Mitbrüdern verachtet und verfolgt werden würde.

Unter solchen Gesprächen langten sie zu Montçon an. Hunberga freute sich über ihren wiederkehrenden verlohrnen Sohn, sie verzieh ihm seine voreilige Entweichung, und dachte ohne Aufschub, auf die Beförderung seines Wunsches, seine Entweihung. Graf Philipps Töchter machten höhnische Mienen, Rollo freute sich seines Schülers, und Abt Bernhard, der zu Blondels Einweihungsfest, zu welchem die Anstalten mit großer Eilfertigkeit gemacht wurden, auch mit erbeten war, entschuldigte sich, weil es ihm, einen alten Hasser der Minstrels, unmöglich war, bey einer so weltlichen Ceremonie zu erscheinen.

Eilftes Capitel.

Viel heimliche Kabalen werden geschmiedet.

Die Einweihung des jungen Minstrels verzog sich länger als er gedacht hatte. Rollo, ein Mann, der in diesem Orden vormahls eine der ersten Stellen behauptet hatte, er, der vornehmlich am englischen Hofe sehr geschätzt worden war, wußte sehr wohl, daß

er diese Feyerlichkeit für sich allein vornehmen, und allenfalls nur einige der vornehmsten Mitglieder des Ordens aus den nächsten Gegenden, als Zeugen dazu erbitten dürfe; aber bey reifer Ueberlegung fand er, daß, da Blondel sein Glück an auswärtigen Höfen suchen wollte, man die Troubadurs aus der Provence, und die englischen Minstrels bey dieser Gelegenheit nicht ganz übergehen dürfe, und er erhielt mit leichter Mühe von Hunbergen, welche ihres Lieblings Fest gerne auf alle mögliche Art verschönern, und es an nichts zur Befestigung seines Glücks fehlen lassen wollte, daß sie Bothen nach Aix an den Hof des Königs Alphonsus von Arragonien und Grafen von Provence sandte, um sechs der vornehmsten Troubadurs zu Blondels Ehrenfeste einladen zu lassen. Den nehmlichen Auftrag bey König Henrichen von England auszurichten, übernahm Nolle aus wichtigen Ursachen selbst.

Unsere drey Freunde waren entzückt über diesen Aufschub, denn so sehr sich Blondel aus Montçon hinweg und in die weite Welt sehnte, so ward es ihm doch nicht leicht, sich von seinen Geliebten zu trennen.

Mathilde hatte unter Hunbergens Aufsicht viel Geschäfte bey der Zubereitung auf die bevorstehenden festlichen Tage, aber alle Zeit, welche ihr dieselben nebst Hunbergens Verbote und der lästigen Gesellschaft der Fräuleins überließen, wurde beschlossen, nebst Waltern in dessen Umgang zuzubringen, von welchem sie sich nun bald trennen sollten. Sehr glücklich war unsere Pilgern in dieser Zeit mit ihren beyden Gefährten; Hunberga verstattete ihnen mehr Freyheit als seit Jahren geschehen war, und selbst Graf Philipps

Töchter, waren gefälliger und milder, als man sich fast von jeher besinnen konnte. Meine Leser fragen, was diese merkwürdige Veränderung ihrer Laune verursachte, und ich könnte bey ihnen leicht mit der Antwort durchkommen, daß die Annäherung eines so glänzenden Fests, als ihnen bevorstand, und die Hoffnung, das ewige Einerley zu Montçon, einmahl ein wenig unterbrochen zu sehen, oder die Freude über Blondels baldige Entfernung, oder sonst etwas von dieser Art ihre widerwärtige Gemüthsart ein wenig versüßt hätte; aber ich will aufrichtig mit ihnen umgehen, denn was habe ich für Verbindlichkeit Annens und Editens Geheimniße zu verschweigen? —

Als Graf Philipps Töchter zum erstenmale an Ludwigs von Frankreich Hof kamen, waren ihre Reize, nach langen vergeblichen Versuchen, endlich so glücklich, das Herz eines englischen Ritters, aus des jungen Henrichs Gefolge zu erobern. Es war der Graf von Leicester, ein Mensch, der seine Gesinnungen so oft wie seine Kleider änderte, der jetzt dem englischen Prinzen so eifrig wider seinen Vater zu dienen schien, als er bald darauf sich dem Vater zum Nachtheile des Sohnes ergab — doch wir werden in der Folge Gelegenheit haben, seinen Charakter näher zu beleuchten.

Beyde Schwestern eigneten sich diese glänzende Eroberung zu, da sie doch eigentlich Edita, die Jüngste, und zwar nur ein wenig gemacht hatte. Leicester war vielleicht bey ihrer Ankunft zu Rouen nur müßig, oder der alten zehnmal gesehenen Gesichter am französischen Hofe nur überdrüßig, und ließ sich also die Reize der Fräuleins nur darum gefallen, weil sie

ihm neu waren. Eine sehr superficielle Liebe mußte es auf seiner Seite gewesen seyn, denn nach ihrem Abschiede aus Frankreich hatte er seinen Liebhaberinnen nicht ein Wort von sich hören lassen, und mogte sie wahrscheinlich über andere noch neuere Schönheiten vergessen haben.

Nicht so die Fräuleins; alle ihre Gedanken waren nur auf ihn gerichtet, sie warteten unaufhörlich auf das Glück etwas von der Fortdauer seiner Liebe zu hören, und der Grund ihrer höchsten Verwunderung war, daß dieses nicht geschah, daß eine für die Ewigkeit angelegte Verbindung, ein so schnelles Ende sollte genommen haben. Unmöglich war es ihnen, dieses im Ernste zu glauben; und nie war die Hoffnung ihren Geliebten wiederzusehen, und dafern seine Liebe ja ein wenig erkaltet wäre, sie wieder in neues Feuer zu setzen, so lebendig geworden, als auf der kurzen und unglücklichen Reise, welche sie in Gesellschaft ihrer Eltern an Ludwigs Hof thaten, der wie wir gesehen haben, sich damals zu Gisors aufhielt. —

Daß der geliebte Leicester eine Hauptmittelsperson bey dem Vergleiche gewesen war, welcher zwischen dem König von England und seinen Söhnen daselbst sollte geschlossen werden, das wußten sie wohl, und brüsteten sich mit der Wichtigkeit und dem hohen Ansehn ihres Helden; aber daß dieser Unglücksstifter die vornehmste Ursach war, daß der Vergleich sich zerschlug, daß er, als das Glück dem englischen Prinzen den Rücken kehrte, sich auf die Seite seines Vaters schlug und ihn nach England begleitete, das erfuhren

sie erst, als sie zu Gisors waren, und sein geliebtes Angesicht überall vergebens suchten.

Als Graf Philipp, wie wir wissen, hierauf genöthiget ward, seine Zuflucht gleichfalls nach England zu nehmen, und daselbst den Schutz zu suchen, den er in Frankreich nicht fand, so erwachte neue Hoffnung in den Herzen der Fräuleins, und o Glück! sie ward erfüllt. Sie bekamen zu London und zu Canterbury ihren theuern Grafen verschiedenemal zu sehen; zwar nicht ganz so zärtlich, so liebevoll, als sie sich ihn oft geträumt hatten, aber sie waren mit wenigen freundlichen Blicken und Worten zufrieden, drangen sehr in ihre Eltern, um die Anwesenheit in England zu verlängern und mehr Beweise von der Liebe ihres Ritters zu erhalten, und feyerten das Andenken des wenigen, was sie gewonnen hatten, in den Jahren, die sie nun zu Montçon zugebracht hatten, noch oft im Stillen. Jede von ihnen glaubte sich so fest in seinem Herzen, daß sie in dieser langen Zeit, täglich und stündlich auf das, was er beyden versprochen hatte, schriftliche Nachricht oder seine persönliche Zukunft, wartete.

Man wird sich wundern, wie diese Damen, bey einer gemeinschaftlichen Liebe, bey gemeinschaftlichen Hoffnungen und Aussichten, so einig bleiben konnten. Die Verwunderung wird wachsen, wenn man vernimmt, daß eine die Vertraute der andern, und Graf Leicester ihr tägliches Gespräch war; aber alles Wunderbare fällt hinweg, wenn man sich denkt, daß eine jede im Herzen sich für die wahre Geliebte, und ihre Schwester nur für den Deckmantel der geheimen Zuneigung ihres Liebhabers für ihre eigene Person

hielt.

hielt. Jede belachte die heimliche Thorheit der andern, und suchte mit der boßhaftesten List ihrer Leidenschaft zu schmeicheln, indem sie zugleich ihre eigene mit tausend süßen Träumen nährte. Ob diese Träume nicht endlich doch verschwunden seyn würden, wenn der Geliebte ihres Herzens fortgefahren hätte, sein kaltes Stillschweigen zu beobachten, das ist schwer zu bestimmen, aber dahin sollte es für diesesmahl noch nicht kommen. —

Leicester, der sich vielleicht ihrer nie wieder erinnert hätte, wenn ihm nicht eine Gelegenheit vorgefallen wäre, sich ihrer Hülfe in einer Sache von Wichtigkeit zu bedienen, erfreute sie kurz vor der Zeit, in welcher sich die im vorigen Kapitel gemeldeten Begebenheiten zutrugen, mit einem Briefe, den wir unsern Lesern mittheilen müssen, theils sie mit dem Inhalt desselben bekannt zu machen, theils ihnen einen Begriff von der kurzgefaßten Schreibart zu geben, deren man sich in jenen Zeiten bediente, da die Schreibekunst von niemand sonderlich getrieben wurde, als von den Mönchen, da der übrige Theil der Menschen sie fast durchgängig für Pedanterey hielt, und in den Fällen, wo er sich derselben bedienen mußte, sich befliß so wenig Worte als möglich zu machen. — So lautete Leicesters Brief.

Erlauchte Damen.

Der Glanz eurer schönen Augen, welcher mich zu eurem Sklaven machte, würde mich genöthiget haben, euch bis in die fernsten Winkel der Welt zu folgen, wenn ein Ritter allezeit Herr seiner Handlungen wäre; doch kann ich hoffen, mich bald zu euren Füßen zu le-

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

gen, wenn ihr im Stande seyd, mir eine Frage zu beantworten, die ich im Nahmen einer großen Königin, welcher ich diene, an euch zu thun habe:

Hält sich in dem Hause der Gräfin von Flandern, welches ihr jetzt, wie ich höre, bewohnt, ein Jüngling auf, Nahmens Walter? Wer ist er? und auf was für Art wäre es möglich, ihn mit oder wider seinen Willen nach England zu bringen.

Wilhelm Gr. v. Leicester.

Um meinen Lesern nur einiges schwaches Licht über diesen Brief zu geben, muß ich ihnen sagen, wer die Königin war, deren der Graf in diesem Briefe gedachte. — Er, der sich kein Bedenken gemacht hatte, seinem Freunde dem englischen Prinzen untreu zu werden, und auf seines Vaters Seite zu treten, fand es eben so leicht, auch diesen zu verlassen, und, als es sein Vortheil zu seyn schien, sich in ein geheimes Verständniß wider ihn mit seiner Gemahlin Eleonora einzulassen. — Wie sehr diese Dame ihrem Gemahl an Jahren überlegen war, und wie sehr sie ihn durch Eifersucht quälte, haben wir im Anfang dieses Buchs mit einigen Worten erwähnt, was ihr aber unser Walter angehen mochte, ob Haß oder Liebe sie nöthigte, sich um ihn zu bekümmern, und was ihr von seinem Daseyn und Aufenthalt bekannt seyn konnte, dieses sind Fragen, die wir zur Zeit noch alle unbeantwortet lassen müssen, und die wir vielleicht in der Zukunft nicht einmahl alle werden auflösen können. Jetzt sey es genug zu sagen, daß die Fräuleins durch Leicesters Brief unaussprechlich erfreut wurden, daß sie allen schönen Worten, die er enthielt, und welche eigent-

lich nichts als der damahlige Modeton waren, die höchste Deutung gaben, die sich nur erzwingen ließ, und eine der andern mit einem Glücke schmeichelten, das im Grunde keine besaß. Die Ursach und Absicht der ihnen vorgelegten Fragen zu errathen, machten sie sich keine Mühe, aber sie so genau, so geschwind als möglich zu beantworten — die Beantwortung derselben mogte nun für den, den sie betrafen, gute oder nachtheilige Folgen haben — dazu waren sie so bereit und begierig, daß ihnen nichts so viel Kummer machte, als die Art, wie sie ihre Antwort, bald und sicher in die Hände ihres Ritters bringen sollten.

Die beyden Schwestern waren zwar gegenwärtig im erträglich guten Ansehen bey Hunbergen, weil sie sich ziemlich zu verstellen wußten, und nur selten, so wie neulich in der Begebenheit mit Blondeln ihre Tücke sehen ließen; aber die Gräfin von Flandern besaß dennoch zu viel Klugheit, als daß sie ihnen allzugroße Freyheit hätte lassen sollen. Sie mußten sehr eingeschränkt leben, und konnten wenig anfangen, das Hunbergens treue Bediente ihr nicht sogleich hinterbracht hätten. — Da man Ursach hatte, eben nicht den besten Begriff von ihren Gesinnungen zu hegen, hätte es auch nur darum seyn sollen, weil sie Graf Philipps Töchter waren, so hatte ihnen ihre Großmutter, als sie ihnen Zuflucht bey sich verstattete, alles Verkehr mit irgend jemand außer dem Schlosse, selbst allen Briefwechsel mit ihrem Vater nach Rom, oder ihrer Mutter nach dem heiligen Lande untersagt, und als sich wenig Tage nach ihrer Aufnahme bey Hunberga ein ziemliches Gefolge von Zofen und Bedienten einstellte, welche unter dem Nahmen von Fräulein Annens und

Editens Leuten eingelassen seyn wollten, so wurden sie alle abgewiesen, und den jungen Damen bedeutet, daß sie für ihre Personen es allein wären, die zu Montçon sollten geduldet werden, und daß man sich genöthigt sähe, auch sie zu entlassen, wenn sie ihre Foderungen weiter ausdehnen wollten.

Wen hatten die guten Damen bey dieser Beschaffenheit, dessen sie sich in einer geheimen Sache bedienen konnten? und wie war es möglich, die verlangte Nachricht nach England abgehen zu lassen? Zu verwundern war es schon, daß Leicesters Brief insgeheim in ihre Hände gekommen war, welches wohl nur durch einen Zufall, der einem nicht alle Tage zu Diensten steht, geschehen seyn konnte. Ein Zufall mußte sich ihnen indessen auch darbieten, ihren längst ausgedachten, längst geschriebenen Brief, in ihres Geliebten Hände zu spielen. —

Rollo sollte, wie wir zu Anfang dieses Kapitels erwähnt haben, eine Reise nach England thun, um einige der vornehmsten Minstrels von König Henrichs Hofe, zu Blondelus Einweihungsfeste einzuladen, und bey dieser Gelegenheit, — wir sagen es euch im Vertrauen, lieben Leser, — noch einige andere sehr wichtige und geheime Geschäfte für die Gräfin daselbst auszurichten. Um der Dame, welche ihn abschickte, Ehre zu machen, durfte dieser ansehnliche Alte, am englischen Hofe nicht ohne ein standesmäßiges Gefolge erscheinen, und Graf Philipps Töchtern konnte es nicht fehlen unter demselben einen von den geringern Bedienten zu gewinnen und zu ihrer Absicht zu gebrauchen. Sie warfen ihre Augen auf einen gewissen Paul, einen alten mürrischen Mann, an den sie sich nicht

gewagt haben würden, wenn er nicht im Schlosse in dem Rufe gestanden hätte, daß er nicht unempfindlich gegen die Reize einer kleinen Belohnung sey, und dem, dem er sich einmahl verbunden hätte, treu und standhaft zu dienen pflegte. — Sie giengen bey Offenbarung ihres Anliegens sehr behutsam zu Werke, und fanden Paulen so umgänglich, daß sie ihm mehr von ihren Angelegenheiten sehen ließen, als sie anfangs willens gewesen waren. Der Brief, den sie ihm anvertrauten, war folgender.

Tapfrer und berühmter Ritter.

Der Jüngling, dessen Nahmen ihr uns nennt, hält sich hier zu Montçon auf; seine Herkunft ist zweifelhaft, doch haben wir aus einem heimlichen Gespräch mit einem seiner Freunde so viel erlauscht, daß er von Geburt ein Engländer und nicht, wie einige wollen, der Sohn unserer Großmutter ist. Ihn in eure Hände zu spielen, wird uns ein Leichtes seyn, dafern ihr es möglich machen könnt, euch in Minstrels Kleidung, bey Rollos Rückkunft auf unserm Schloß Montçon einzufinden. Versäumet nicht diese Gelegenheit, die zu sehen, die euch lieben, so wollen wir euch zeigen, wie bereit wir sind, der erhabnen Dame, welcher ihr dienet, unsern Gehorsam zu weihen, und euch unserer Beständigkeit zu versichern.

Eure gewogenen Freundinnen
Anna und Edita.

Wundert euch nicht, meine Leserinnen, daß ein Paar Mädchen, die so durch und durch mit heißer Liebe gegen denjenigen angefüllt waren, an den sie schrie-

ben, so kurz und kalt schreiben konnten. Eine andre, eine unschuldige einfältige Mathilde würde sich vielleicht an ihrer Stelle anderer Worte bedient haben, und wenn sie auch nicht an einen Liebhaber, wenn sie vielleicht an einen bloßen Freund geschrieben hätte; aber Graf Philipps Töchter waren einige Monate am französischen Hofe gewesen, und kannten den damahligen Modeton von Grund aus, welcher zwar den Damen erlaubte ihrer Neigung gegen ihre Ritter insgeheim freyen Lauf ohne Schranken zu lassen, aber ihnen dagegen ein sehr steifes Ceremoniel in Worten und Briefen gegen dieselben vorschrieb; nicht einmahl das Wort Liebe durfte von rechtswegen in denselben genennt werden, und die Schwestern, welche den ersten Theil dieser Satzung nicht aus der Acht ließen, waren so wenig geneigt den andern zu brechen, daß sie diesen Brief, als er geschrieben war, fast noch zu zärtlich fanden; bis endlich Anna, als die am wenigsten begünstigte, und also zärtlichste von beyden, den Schluß machte, er sollte bleiben wie er wäre. Auch ermangelte sie nicht, dem Boten, als sie ihn abfertigte, insgeheim ihre ganze Verbindung mit Leicestern zu entdecken, und ihm aufzutragen, er solle nichts sparen, den Grafen zur Ueberkunft zu bewegen, und ihm tausend Wunderdinge von ihrer wachsenden Schönheit und Liebe zu ihm, vorzusagen. Rollo reiste nach einer langen geheimen Audienz bey Hunbergen ab, und die Fräuleins, vornehmlich Anna, bereuten, sich so sehr in die Gewalt ihres Boten gegeben, ihm so viel von ihren heimlichen Angelegenheiten entdeckt zu haben; indessen hofften sie, die versprochene Belohnung, so gering, so ihrem Geiz angemessen sie auch war, würde ihn treu erhalten, und

fiengen, als sie dieses aus dem Sinne geschlagen hatten, allgemach an, an Anschlägen zu arbeiten, wie sie ihr gethanes Versprechen, wegen Walters Auslieferung an die Königin von England, listig genug erfüllen wollten.

Wunderbarer Weise mußte sich auch hier von ohngefähr alles nach ihren Willen schicken, und sie ermangelten nicht, tausend gute Vorbedeutungen daraus herzuleiten, daß sich ihnen das Glück in dieser Sache durchaus so günstig erwies.

Walter fand es je länger je unmöglicher, sich von seinem Blondel zu trennen, überdas wuchs er heran, hatte den Kopf voll Heldenentwürfe, und sahe in der Einsamkeit von Montçon keine Möglichkeit, seinen Trieb nach großen Thaten zu befriedigen. Blondel trug durch seine Vorstellungen viel dazu bey, den Wunsch zu nähren, der in seinem Herzen keimte, und es ward unter den beyden Freunden bald richtig, daß Blondel nicht allein nach England reisen sollte.

Mathilde, welche auch mit in ihren Rath gezogen wurde, hatte zwar viel dawider einzuwenden, sich von Waltern zu trennen, der ihrem Herzen so theuer war, ihm immer noch theurer wurde; aber endlich ward sie überstimmt, und sie trieb ihre Gefälligkeit so weit, sich zu Walters Vorsprecherin bey Hunbergen aufzuwerfen, und ihr noch des nehmlichen Tages seine Bitte vorzutragen.

Nie ist wohl eine Bitte mit mehr Widerstand auf der einen Seite angenommen, und auf der andern mit mehrerm Eifer durchgesetzt worden. Mathilde, welche nichts was sie unternahm, halb that, bat unwiderstehlich, die Fräuleins traten ihr mit vielem Eifer bey,

Blondel machte Vorstellungen, Walter brauchte die Macht der zärtlichsten Liebkosungen, und ob Hunberga einwilligte, werden wir im folgenden Kapitel sehen.

Zwölftes Kapitel.

Die Einweihung.

Und unter was für einen Nahmen, sagte die durch das Bitten ihrer Kinder ermüdete Hunberga, unter was für einen Nahmen willst du Blondeln nach England begleiten? auch als Minstrel? oder als sein Page? — Die Gräfin von Flandern hatte die kleine Bosheit, um Waltern wegen des Ungestüms zu bestrafen, mit welchem er und die andern sie bestürmten, einen besondern Accent auf das letzte Wort zu legen, und Blondel, der durch dasselbe eben so beschämt ward als sein Freund, nahm an seiner Stelle das Wort, indem er den beleidigenden Theil von Hunbergens Rede, als nicht gehört vorbeygehen ließ.

Gnädige Frau, sagte er, meinen Freund zu meinem Mitbruder in der fröhlichen Kunst, der ich mich geweiht habe, zu machen, war einer meiner liebsten Wünsche, aber — Nein, unterbrach ihn Walter mit etwas Unwillen in seiner Stimme, nein, Blondel! ich habe nichts wider deinen ehrenvollen Stand einzuwenden, aber noch ehrenvoller dünkt es mich, ein Held zu

eyn, als Helden zu besingen, und ein Held will ich werden.

Ja so — erwiederte Hunberga, also unter den Nahmen eines Helden willst du dich an König Henrichs Hofe einführen lassen? Walter schwieg beschämt still, indessen Blondel an seiner Stelle antwortete. — Verzeihen Sie, Gräfin, sagte er, was Ihnen in meines Freundes Bitte unüberlegt vorkommt; er weiß so gut als ich, daß man in seinem dreyzehenten Jahre noch nicht das seyn kann, was man vielleicht in seinem dreyßigsten erst werden muß; aber um einmahl den Charakter eines Helden zu erlangen, wird er sich nicht weigern, zu anfangs an Henrichs Hofe Edelknabe, dann Schildknappe, und dann erst Ritter zu werden, und auf diese Art stufenweise zu der Größe hinauf zu steigen, nach welcher er strebt.

Hunberga sah eine lange Weile schweigend vor sich nieder, und ließ, wie einige gesehen haben wollen, ein paar Thränen fallen, endlich faßte sie Walters Hand, und zog ihn näher zu sich. Komm her, mein Sohn, sagte sie, indem sie ihn in ihre Arme schloß. Ich weiß es, daß ich dich nicht ewig bey mir behalten kann. Es ahndet mir, daß ich mich vielleicht bald von dir werde trennen müssen, auch mußt du wissen, setzte sie etwas leiser hinzu, um von den Fräuleins nicht verstanden zu werden, du mußt wissen, daß ich vielleicht eher als du daran gedacht habe, dich nach England zu schicken. Nur erwarte die Zeit. Auf den Nachrichten, die Rollo mir mitbringen wird, beruht alles, was ich in dieser Sache beschließen werde. Unmöglich, fuhr sie fort, und legte ihre bethränten Wangen dichter an die Seinigen, unmöglich war mir es, dich ohne

gehörige Vorsicht von mir zu lassen, dich so auf gerade wohl deinem Glück oder Unglück entgegen zu schicken. — Walter konnte die Liebkosungen der Gräfin, und ihre bedenklichen Worte fast mit nichts als mit Thränen beantworten. Der Wunsch in die Welt zu kommen, kämpfte in diesem Augenblicke in seinem Herzen mit dem Verlangen, sich nie von seiner Wohlthäterin zu trennen, und seine Seele war so von Dankbarkeit gegen sie durchdrungen, daß beynahe das Letzte in ihm die Oberhand behalten hätte. — Die beyden Schwestern sahen die Zärtlichkeit, mit welcher Hunberga ihren Liebling an ihre Brust drückte, diesesmahl mit weniger Neid als sonst, weil sie hofften, dieses Nebenbuhlers in ihrer Gunst, bald völlig los zu werden. Aber die heimlichen Worte, welche die Gräfin zu ihm sagte, erregten den höchsten Grad von Neugier in ihrer Seele, und sie hätten etwas darum gegeben, daß es ihnen nicht an Muth gefehlet hätte, sich der Sprechenden zu nähern, um wenigstens eins ihrer Worte zu erlauschen. Blondel betrachtete die ganze Scene, mit einem Gesicht voll freudiger Hoffnung, daß alles nach Wunsche gehen würde, und Mathilde schien ganz in schwermüthiges Nachdenken versunken zu seyn, weil sie, es erfolgte nun was da wollte, Waltern mogte nun entweder sein Lieblingswunsch versagt, oder er durch Erfüllung desselben von ihr getrennt werden, sich allemahl unglücklich fühlte.

Jetzt ging die kleine Versammlung auseinander, Walter theilte seinen Freunden Hunbergens heimliche Worte mit, und bezeugte gegen sie, daß er nie wieder etwas davon erwähnen würde, Montzon zu

verlassen, bis die Gräfin ihm selbst den Vortrag dazu thäte.

Auf diese Art vergiengen die Tage bis zu Blondels Ehrenfeste. Die Troubadurs aus der Provence hatten sich schon eingefunden, und man erwartete, um zur Einweihung des jungen Minstrels zu schreiten, nichts mehr als Rollas und seiner Gefährten Ankunft, welche den Abend vor dem angesetzten ersten Tage des Fests erfolgte.

Wie er von Walter, Blondel und Mathilden empfangen ward, welche ihm entgegen giengen, und zu denen sich dießmahl auch Anna und Edita gesellten, ihre tausendfachen Freudensbezeugungen, und die mannigfaltigen Fragen, welche sie ihm in einem Athem vorlegten, alles dieses will ich mit Stillschweigen übergehen, und nur so viel sagen, daß die Pilgerin und die beyden Jünglinge, für nichts Augen hatten, als für ihren Lehrer, und dadurch Graf Philipps Töchtern ihre sehr emsige Unterredung mit dem einen der englischen Minstrels, welche Rollo begleiteten, desto leichter machten. Wer dieser Minstrel war, werden meine Leser schon errathen, so wie ihnen auch das, was die Fräuleins mit ihm abhandelten, kein Räthsel seyn kann. Wir halten uns also nicht länger bey dieser Bewillkommungsscene auf, sondern begleiten den alten Rollo gleich in das Gemach der Gräfin von Flandern.

Er überließ es seinen Begleitern, Hunbergen der besondern Gnade des Königs von England zu versichern, und ihr sein Wohlgefallen darüber zu bezeugen, daß sie den rühmlichen Orden der Minstrels mit einem von ihr erzogenen Jünglinge bereichern woll-

te, und beobachtete indessen ein so tiefes und schwermüthiges Stillschweigen, daß sich die Gräfin wenig Gutes daraus prophezeihte, und zugleich fürchtete und wünschte, den Erfolg der geheimen Aufträge zu erfahren, die sie ihm nach England gegeben hatte. — Rollo ward nachdem die Gräfin die andern mit so viel Höflichkeit und Gefälligkeit entlassen hatte, als ihr ihre geheime Angst zuließ, in ihr Kabinet gefodert, und hatte daselbst eine so lange Audienz, daß wir mit dem Leser muthmaßen, daß er ihr Dinge von der äussersten Wichtigkeit vorgetragen haben müsse. Daß diese Dinge eben nicht von der angenehmsten Art waren, zeigte sich des andern Tages in Hunbergens ganzem Betragen.

Einer Unpäßlichkeit wegen, oder vielmehr ihre Augen; denen man die Spuren einer durchweinten Nacht ansahe, nicht dem Urtheil der Fremden auszusetzen, war sie den ganzen Tag nicht sichtbar, und Mathilde, welche mit ihr trauerte, ohne zu wissen um was, wich nicht von ihrer Seite.

Da dieser erste Tag des Fests, vornehmlich der Prüfung des jungen Minstrels geweiht war, so war ihre Abwesenheit desto weniger auffallend, und diejenigen, welche ihn zu den Geheimnissen ihrer Kunst einweihen sollten, waren zu sehr mit dem beschäftiget, was sie vorhatten, daß sie bey Hunbergens Unpäßlichkeit etwas anders hätten denken sollen, als — daß es eine Unpäßlichkeit sey. Anna und Edita unterhielten sich mit dem Grafen von Leicester, den meine Leser unter dem Minstrelskleide wohl gekannt haben werden, dieser hatte, nachdem die Ursach seiner Ankunft, Walters Ueberbringung nach England

völlig abgeredet war, etwas Langeweile bey seinen Damen, und Walter hatte deren noch vielmehr in seiner Einsamkeit; denn einsam war er: Rollo und Blondel waren nebst den andern mit ihren Angelegenheiten beschäftigt. Hunberga und Mathilde waren nicht sichtbar, und er also seinem unruhigen zweifelhaften Nachsinnen ganz allein überlassen.

Was Rollo, von dessen Nachrichten, wie er wußte, sein Schicksal abhieng, für Neuigkeiten mitgebracht habe: ob Hunberga in seine Mitreise nach England willigen würde, und ob er sich den heißen Wunsch, seine Wohlthäterin zu verlassen, auch ohne Undankbarkeit verstatten dürfe, dieses waren Fragen, die er sich den ganzen Tag über auf so verschiedene Art auflöste, daß er endlich nicht mehr wußte, was er denken, wünschen oder glauben sollte, und froh war, als der Abend kam, und er sich seinem Blondel, der nun alle Proben glücklich überstanden hatte, in die Arme werfen konnte. Er dachte sein Herz vor ihm auszuschütten, aber dieser sonst so theilnehmende Freund, war diesesmahl so voll von der Ehre, den Kranz als Minstrel erhalten zu haben, daß er für nichts anders Sinn hatte, und so viel wir wissen, auch diese Nacht von nichts anderm träumte.

Sobald der Morgen des andern Tages anbrach, fand sich Rollo an der Spitze des provenzalischen Troubadurs, und der englische Minstrels ein, um Blondeln nach der Kirche zu führen, wohin ihn Hunberga, welche sich heute ein wenig gefaßt hatte, Mathilde, die Fräuleins und der ganze Hofstaat der Gräfin von Flandern begleitete. Nach angehörter Messe stand Blondel auf, und erbat sich mit wenigen Worten

von den Troubadurs und Minstrels, welche nebst Rollo von denen andern abgesondert saßen, die Ehre in ihren Orden aufgenommen zu werden. Rollo fragte Hunbergen, welche jetzt Blondels Mutter vorstellte, um ihre Einwilligung, und seine Beysitzer, ob der Jüngling, ihrer Meinung nach, dieser Ehre würdig sey? und als diese Fragen beyde bejahet wurden, so stand Rollo auf und schloß seinen Schüler in seine Arme. Seyd mir willkommen edler Jüngling, sagte er, seyd mir willkommen in dem Orden der Tugend und der Freude, legt diese gemeinen Kleider ab, welche jetzt nur noch den einigen Unterschied zwischen uns und euch ausmachen, und nehmt das Gewand der alten Barden von unsern Händen an. Einfach und edel sey euer ganzes Betragen, so wie der Rock, den wir euch anlegen. Ungekünstelt und leer von eiteln Schmuck sey eure Rede, so wie dieses Gewand, das nicht durch Gold und Juwelen das Auge des Pöbels reizet. Frey und offen sey euer Herz; es ist edel und ihr dürft euch nicht schämen, es zu zeigen. Verhüllt die Wahrheit nie in Schmeicheley, so wie ich euch gebiete, von nun an eure Brust unbedeckt zu tragen. Singt das Lob der Tugend, aber beschützt sie auch, und gebraucht, wo die Zauber der Harmonie nicht hinlänglich sind, Haß und Groll zu besänftigen, und der gerechten Sache den Ausschlag zu geben, dieses Schwert; mein Urahnherr Talifer trug es einst, meine Väter und ich selbst brauchten es in einigen Fällen nicht ohne Ruhm, und ich hoffe, ihr werdet, da mein Alter mich es nicht mehr führen läßt, den hohen Nahmen, den es führt, nicht beschimpfen. Während dieser Rede hatte Rollo dem

Jünglinge anstatt seiner gewöhnlichen Kleider, die er auf seinen Befehl ablegte, ein langes weißes seidnes Gewand angelegt, welches er mit einem grünen Gürtel, an dem ein kurzes breites Schwert hieng, umgürtete. Blondel ließ sich h. auf vor seinem Lehrer auf die Knie nieder, und dieser beraubte ihn eines Theils seiner schönen Haare, die er ihm in Form eines kleinen Kranzes abschnitt, und Mathilden zum Andenken übergab, welche nach der Weise der damahligen Zeiten, bey der ganzen Feyerlichkeit, als Blondels Gefährtin, ihm zur Seite gestanden hatte.

Nachdem auch diese Ceremonie geendigt, und dem neuen Minstrel eine Art von Eid über die Pflichten seines Standes abgenommen worden war, führte Rollo ihn, den die Minstrels und Troubadurs als ihren Mitbruder zwischen sich nahmen, vor den Altar, um von den Händen des Bischofs von Aix, der nebst den Troubadurs nach Montçon gekommen war, den Segen zu empfangen.

Der Abt von Clairvaux hatte diesen Theil der Feyerlichkeit eigentlich übernehmen sollen, aber wir wissen schon, daß er sich weigerte, bey Blondels Ehrenfeste zu erscheinen. Auch waren seine Meinungen in dem ganzen Bezirk so durchgängig angenommen, und die Minstrels allen Aebten und Bischöfen dieser Gegend so verhaßt, daß kein vornehmer Geistlicher sich fand, der Sankt Bernhards Stelle vertreten wollte, so daß sich die Gräfin von Flandern, nach der Provence, wo man aufgeklärter dachte, wenden, und den Bischof von Aix um die Einsegnung ihres Pflegesohns bitten mußte. Dieser war so ganz anders gesinnt als Sankt Bernhard, daß er den

Jüngling, als er ihn eingesegnet hatte, mit einer väterlichen Umarmung beehrte, und ihn erst nach einigen Lobsprüchen und Glückwünschen, mit den bey solchen Gelegenheiten gewöhnlichen Worten entließ: Gehet hin, mein Sohn, und opfert Gott die Erstlinge eures Ordens.

Auf diesen Befehl verließ Blondel den Altar, und nahm einen Platz mitten im Kreise der Versammlung ein. Mathilde reichte ihm die Harfe, und er begann eine Hymne, von welcher wir wünschten, daß sie bis auf unsere Zeiten erhalten worden wäre. Sie war der Triumph der Ton- und Dichtkunst, ein Lied, das die kaum athmenden Zuhörer im Geist in die Chöre der Seligen versetzte, und sie den Sänger, der in seiner jugendlichen Schönheit ohnedem mehr einem Engel als einem Menschen glich, für einen der himmlischen Harfenspieler am Thron des Ewigen halten ließ. —

Blondel hatte sein erhabenes Lied schon längst geendigt, und die tiefe Stille, welche noch überall herrschte, zeigte, daß die Versammlung noch dem letzten Nachhall der Harmonie nachspürte, oder sich fürchtete, die Vorstellung von dem was sie gehört hatte, zu bald zu verlieren, bis endlich Mathilde, welche alle ihre Kräfte angestrengt hatte, ihre Fassung zu behalten, hervortrat, und dem Sänger einen Kranz von Lorberzweigen und Rosen aufsetzte. Sie wollte ihn mit denen einer Dame bey dieser Gelegenheit vorgeschriebenen Worten begleiten, aber sie vermogte es nicht, und faßte ihren Freund stillschweigend bey der Hand, um ihn zu Hun[illegible]gen zu führen.

Kniend dankte er der Gräfin für alles, was sie von jeher an ihm that, und empfing aus ihrer Hand die erste Gabe als Minstrel, eine goldene Kette mit dem Kreuz und Mathildens Brustbild.

Dreyzehntes Kapitel.

Walters Bitte wird verwilligt.

Zwey Theile von Blondels Ehrenfeste, die Prüfung und die Einweihung waren nun vorbey, die dritte und angenehmste, die festliche Fröhlichkeit, war nun noch übrig, welche noch diesen und den folgenden Tag dauern sollte, und die man nicht aus der Acht zu lassen gesonnen war.

Man verließ die Kirche, und begab sich ins Schloß zurück. Man setzte sich zur Tafel, und diese war diesesmahl so verschwenderisch besetzt, die Gesellschaft so zahlreich, und Hunbergens Hofstaat so glänzend, daß einige, welche Montçon vor diesen gesehen hatten, in die ehemahligen Zeiten zurück versetzt zu seyn glaubten.

Hunberga selbst beschäftigte sich mit den Erinnerungen der Vorzeit, und ob das Andenken verlorner Freuden, verbunden mit dem gegenwärtigen Kummer, der ihr Herz beschwerte, ihr ganz die heitere Miene lassen konnten, die sie zu erkünsteln bemüht war,

das gebe ich meinen Lesern zu bedenken. Doch gelang es ihr um so viel eher ihre fröhlichen Gäste zu täuschen, da fast ein jeder derselben seine eignen Gedanken hatte, welche ihm für nichts anders Sinn und Augen ließen. Der Bischof von Aix unterhielt sich mit Rollo von den Vorurtheilen seiner Zeit, die ungeachtet der wachsenden Aufklärung, davon man damahls so wie jetzt, überall sprach, immer noch die Oberhand behielten. Blondel war trunken von der Ehre seines neuen Standes, und weidete sich an den Gesprächen der fünf Aeltesten von den englischen Minstrels. Annens und Editens Blicke hingen an den Augen des verkleideten Grafen von Leicester, und die Seinigen verloren sich in dem Anschauen Mathildens, die er diesen Tag zuerst recht gesehen hatte. Die Troubadurs schienen gleichfalls für nichts Gefühl zu haben, als für sie, und verglichen sie mit leisem Flüstern, bald mit König Alphonsos Gemahlinn, bald mit Angwesinen, bald mit Barboßen, welche zwar alle sehr berühmte und angebetete Schönen des arragonischen Hofes waren, die doch aber, in der Vergleichung mit Mathilden, alle zu kurz kamen.

Die Pilgerin, denn auch heute hatte sie ihre einfache Tracht nicht abgelegt, schien von alle dem nichts zu merken; sie wußte zu wenig von ihren eigenen Reizen, als daß sie hätte glauben sollen, durch dieselben jemands besondere Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, und sie war, wo sie dieselbe gewahr ward, oft bescheiden genug, eher Tadel als Beyfall zu vermuthen, eine Demuth, die ihre Schönheit vollends ganz unwiderstehlich machte. Gegenwärtig bemühte sie sich

ihren Beysitzer Walter zu unterhalten, welches ihr aber diesesmahl sehr schlecht glückte. Er, der sonst ein jedes von Mathildens Worten wie einen Göttersprüch aufzufassen pflegte, hörte diesesmahl kaum, was sie ihm sagte. Seine Gedanken waren jetzt mit ganz andern Dingen beschäftigt. Er war der Einzige, der die gezwungene Heiterkeit der Gräfin von Flandern bemerkte. Er erwartete mit Sehnsucht die Gewährung seiner letzten Bitte aus ihrem Munde, und ahndete aus ihren Blicken wenig Gutes für seine Wünsche. Aber sein Kummer ward vor jetzt gehoben, als Hunberga nach aufgehobener Tafel, sich zu dem ältesten ihrer englischen Gäste wandte, und ihm mit sehr verbindlichen Worten zu verstehen gab, daß Blondel nicht der einzige sey, den sie gesonnen wäre an König Henrichs Hof zu schicken, sondern daß sie sich entschlossen habe, auch Waltern diese Reise thun zu lassen. Nicht als Minstrel, setzte sie hinzu, denn er scheint mir weder Lust noch hinlängliche Talente zu eurem ehrenvollen Stande zu haben, aber er wächst heran; die Einsamkeit zu Montçon schickt sich für sein Alter nicht mehr, und er muß nunmehr die Welt sehen. Ich bin daher entschlossen, mir von eurem großen Könige die Gnade auszubitten, daß er ihn unter die edeln Jünglinge aufnehme, welche zunächst um seine geheiligte Person sind, und ihm, wenn er es verdient und sich dem männlichen Alter etwas mehr nahe, den Ritterorden beylege; eine Ehre, die er selbst mit Inbrunst wünscht, und deren er auch wie mich dünkt, weder seinem Stande, noch seinen guten Anlagen nach, unwürdig ist.

Unmöglich ists, die Freude zu schildern, die Walters Wangen bey dieser Rede mit dem schönsten Purpur färbte. Er lag schon lange zu Hunbergens Füssen, ehe sie ihre Worte noch völlig zu Ende gebracht hatte. Fast ward die Gräfin durch die ungestüme Freude des Jünglings beleidigt, und ein Verweis, daß er sie so gern verlassen wollte, schwebte bereits auf ihrer Zunge, aber sie erwog den unwiderstehlichen Trieb, der einen jeden zu seiner Bestimmung hinreißt, und verzieh ihm.

Es ist keine Frage, ob die Minstrels in Hunbergens Verlangen willigten. Die Gräfin versprach Waltern öffentlich, ihnen noch besondere Empfehlungsschreiben für ihn an den englischen Hof mitzugeben, und alles ward durch die Entwickelung dieser zweifelhaften Sache in unbeschreibliche Freude gesetzt. Walter und Blondel, entzückt, daß sie sich nicht trennen durften, schlossen sich fester in die Arme. Graf Philipps Töchter warfen ihrem verkleideten Liebhaber triumphirenden Blicke zu, welche ihnen mit einem ziemlich freundlichen Lächeln erwiedert wurden, und die andern nahmen auch, ein jedes nach seiner Art, an der allgemeinen Freude Theil. Nur Mathilde trauerte. Sie vermogte den Gedanken von Walters baldigem Verlust nicht zu ertragen, und entfernte sich, sobald es der Wohlstand erlaubte, um in der Einsamkeit ihren schwermüthigen Gedanken nachzuhängen. Niemand war ihre Entfernung lieber als den Fräuleins, welchen Leicesters Aufmerksamkeit auf die Pilgerinn nicht entgangen war, und die seine Blicke mit niemand zu theilen Lust hatten.

Hunberga sehnte sich herzlich nach der Einsamkeit, und brannte vor Verlangen, ihren Kummer in Mathildens Schoos auszuschütten; aber nach reiflicher Ueberlegung, hielt sie es für besser, ihr von den Anschlägen, welche ihr im Sinne lagen, und von dem, was ihr am Herzen nagte, nicht eher etwas zu entdecken, bis alles auf den Punkt gekommen wäre, den sie sich vorgesetzt hatte.

Der künftige Tag, sollte wie schon erwähnt worden ist, noch der gesellschaftlichen Freude gewidmet seyn, und an dem darauf kommenden, sollte also erst der traurige Abschied der Söhne von ihrer Mutter, der Freunde von ihrer Freundin erfolgen. Auf diese Art hätte die Gräfin noch Zeit genug gehabt, die nöthigen Empfehlungsschreiben für Waltern abzufassen, aber sie hatte ihre Ursachen, warum sie dieselben unverzüglich ausfertigte, und sie durch den, den sie betrafen, in öffentlicher Versammlung den Minstrels einreichen ließ.

Walter schwamm in einem Meer von Freuden, und doch zog die laute Fröhlichkeit, welche jetzt rund um ihn her zu Montçon herrschte, weit weniger seine Aufmerksamkeit an sich, als die Zubereitungen zu seiner Reise, die er mit solcher Emsigkeit veranstaltete, als hätte er noch in der nehmlichen Stunde Montçon verlassen sollen. Er hatte seine Ursachen so zu eilen, denn er war gesonnen, den künftigen Tag, den letzten am Orte seiner Erziehung, ganz den Danksagungen bey Hunbergen, und dem Abschiede von ihr und Mathilden zu weihen. Auch nahm er sich vor, am morgenden Tage noch alle Orte mit ihr zu besuchen, die ihm wegen dieser oder jener Ursache in und um Montçon merkwürdig waren.

iese Wanderung sollte am Ende des Tages mit einer Wallfahrt zur Asche des Tempelherrn beschlossen werden; Blondel sollte zu seiner Harfe noch ein Lied zur Ruhe der Seele des frommen Andreas, und eins zum Andenken ihrer Freundschaft mit Mathilden daselbst singen, und dann sollte der letzte Abschied von der Freundin ihrer Jugend, und das Gelübde ewiger unverbrüchlicher Treue erfolgen; denn des darauf folgenden Tages sollte die Reise mit Aufgang der Sonne vor sich gehen.

Ob Walters Plane ausgeführt wurden, oder ob sie das Schicksal der Meisten menschlichen Entwürfe hatten, werden wir im nächsten Abschnitte erfahren.

Vierzehntes Kapitel.

Räthsel werden aufgelöst, und neue Räthsel entstehen.

Ermüdet von den abwechselnden Gemüthsbewegungen, die er den Tag über erfahren, und von den kleinen Geschäften, die seine Abreise verursachte, lag unser Walter in tiefem Mitternachtsschlafe, und sein Schutzgeist — wovon wir aber nichts zuverläßiges haben erfahren können, — flüsterte ihm vielleicht weissagende Träume von seinem künftigen Schicksale zu, als er auf einmahl von einer Hand ergriffen, und mit leisen Worten geweckt ward. Er schlug die Augen auf, und

ward den alten Paul gewahr, den meine Leser schon dem Nahmen nach kennen, und der ihm im Nahmen der Gräfin von Flandern befahl, sich so geschwind als möglich, völlig anzukleiden, und zu ihr zu kommen.

Daß Walter durch eine so ungewöhnliche Botschaft zu so ungewöhnlicher Zeit auf vielerley unangenehme Muthmaßungen gerieth, und sie durch tausend ängstliche Fragen äusserte, läßt sich errathen; sie wurden ihm alle zu seiner Beruhigung beantwortet, und er immer nur zur Eil ermahnt.

Die Art, wie Hunbergens Bote ihn aus seinem Zimmer in das Kabinet der Gräfin führte, hatte eben so viel Geheimnißvolles und Räthselhaftes für ihn, als seine anfängliche Erweckung, und er trat in einer Bestürzung vor seine Pflegemutter, welche durch ihr Ansehen, und die Art, mit der sie ihn empfieng, noch vermehrt wurde. Ihre Augen waren vom Weinen geschwollen; sie drückte ihn an ihre Brust, wollte reden, und verstummte. Wir müssen uns trennen, mein Sohn, sagte sie endlich mit gebrochenen Worten, und mir ahndet, daß ich dich nie, wenigstens in langer Zeit, nicht wiedersehen werde. Nicht wiedersehen? wiederholte Walter, der Hunbergens Schmerz auf seine bevorstehende Reise nach England zog. Nicht wiedersehen? Ist denn der Weg von England nach Flandern so weit, daß Walter ihn nicht mehr als einmahl des Jahres sollte machen können, um sich seiner Mutter, seiner Wohlthäterin, zu Füßen zu werfen? — England? versetzte Hunberga, — Armes Kind, willst du deinem Tode entgegen gehen? Willst du dich freywillig deinen Feinden in die Hände geben? — Ich nicht nach England? rief der Jüngling im Tone der äussersten

Bestürzung, Mein Tod? Meine Feinde? Was ist das? — Nein, sprach die Gräfin, nimmermehr sollen sie die Freude haben, daß ich ihnen das mir so heilig anvertraute Pfand der Freundschaft Preiß gebe! — —

Daß diese räthselhafte Rede neue Fragen von Walters Seite nach sich zog, und daß diese eine lange Zeit von Hunbergen mit noch dunklern Antworten, oder vielmehr nur Ausrufungen erwiedert wurden, will ich nur kürzlich erwähnen, weil diese Umschweife zu nichts dienen würden, als meine Leser zu lange von der wenigen Aufklärung der Sache abzuhalten, die ich ihnen jetzt geben kann. — —

Endlich erholte sich Hunberga. Verzeih mir, mein Sohn, sagte sie, ich glaubte so gut zu demjenigen gefaßt zu seyn, was ich dir zu sagen habe, und habe mich doch von meiner Empfindung hinreißen lassen. — Ich denke nun mit mehrerer Ruhe dir alles sagen zu können, was du wissen mußt. — Aber, liebe Mutter, unterbrach sie Walter mit bittender Stimme, die Reise nach England? — Sey ruhig mein Kind, versetzte sie; wenn du nach dem, was ich dir mit wenig Worten sagen will, auf dieser unseligen Reise bestehst, die ich dir nur zum Schein bewilligte, so will ich dich nicht zurückhalten.

Walter schwieg, und dachte, was jeder Jüngling an seiner Stelle gedacht haben würde, daß er unmöglich etwas würde vernehmen können, das seinen felsenfesten Entschluß, Blondeln nach England zu folgen, zu erschüttern vermögend wäre.

Daß ich nicht deine Mutter bin, fieng Hunberga nach einem kurzen Bedenken an, hast du schon früher als ich es wünschte, von Blondeln erfahren. Sie,

die das Glück hatte, dich Sohn zu nennen, war mir an Stande wenigstens gleich, und das Glück hatte sie zu einem noch höhern bestimmt, den — ach Gott, — den sie nie erreichen sollte. Ihre Liebe zu deinem Vater, oder vielmehr die Seinige für sie, erweckte ihr mächtige und grausame Feinde. Dein Vater war zu schwach oder zu furchtsam, sie zu schützen; er konnte es nicht wehren, daß ihr einer von ihren Söhnen aus den Armen gerissen wurde. Damit du nicht ein gleiches Schicksal erfahren mögtest, wurdest du meinen Händen anvertraut. Glücklich fühlten sich deine Eltern, durch die Nachrichten von deinem Wachsthum im Guten, die ich ihnen bis jetzt mit so vielem Rechte geben konnte, und sie, vornehmlich deine Mutter, sahen schon mit Ungeduld dem Zeitpunkte entgegen, der dich wieder in ihre Arme liefern sollte. Er erschien. Rollo ward von mir, weniger um Blondels, als um deinetwillen, nach England geschickt. Mit deiner Mutter, die eigentliche Zeit deiner Ueberkunft, und die geheimste sicherste Art derselben abzureden, war sein vornehmster Auftrag. Er kam zurück, und was er mir mitbrachte, war die Post von deiner unvergleichlichen Mutter — Gott! kaum kann ichs aussprechen — ach! von ihrer grausamen, grausamen Ermordung! —

O Walter, fuhr Hunberga fort, indem sie aufstand und beyde Hände auf die Schultern des vor ihr stehenden Jünglings legte, wenn je deine Hand ein Schwert führen lernt, wenn ein Funken von dem Geiste deines Vaters in deiner Seele glimmt, so räche, räche meine Freundin an ihrer unmenschlichen Mörderin!

Eine lange, nur durch die Stimme der Thränen unterbrochene Pause folgte diesen Worten. Die Gräfin verbarg ihr Gesicht an dem Halse ihres unglücklichen Pflegesohns, und konnte sich nach langer Zeit erst genugsam erholen, um ihre Rede folgendermaßen zu vollführen.

Urtheile nun selbst, mein Kind, sagte sie ob dich die Reise in das Land deiner Feinde nicht ins Verderben stürzen würde? Deine Mutter ist todt. Viele Brüder hast du, ob aber ein einziger ein brüderliches Herz gegen dich tragen würde, ob du auch noch einen Vater hast, oder ob dieser Vater klug und vorsichtig genug seyn würde, dich für den Anschlägen deiner Verfolger zu schützen, das weiß ich nicht. Deinen Aufenthalt haben sie bereits ausgespäht; einer von ihnen ist in verstellter Kleidung zu Montçon, um dich mir zu entführen; verschiedene meiner Hausgenossen, meine nächsten Verwandten, stehen in heimlichem Verständnisse mit ihm. Dein Entschluß, nach England zu gehn, ist ihnen die gewünschteste Freude. Willst du dich ihnen in die Hände liefern, und von ihnen den Tod, oder ewige Einsperrung in einem Kloster gewärtig seyn? — Ich habe, um sie zu täuschen, mich so gegen sie gezeigt, wie du gestern gesehen hast; aber ich gebe dich ihnen nicht Preiß. Geh, mein Sohn, folge dem, den ich dir hier zum Führer gebe, und vergiß nie die, die dich jetzt vielleicht zum letzten Mahl umarmt.

Mit diesen Worten drückte Hunberga den weinenden Jüngling an ihr Herz, und winkte dem Bedienten, ihn mit Gewalt fortzuführen, wenn er sich weigerte zu folgen.

Fünfzehntes Kapitel.

Ueber die Fräuleins schlagen alle Wetter der Trübsal zusammen.

Hunberga, die um sich und Waltern zu schonen, und noch vielmehr, um keine Zeit zu verlieren, sich so schnell als möglich von ihm losgerissen hatte, sahe aus dem Fenster der stillen Abreise ihres Pflegesohns und seines Begleiters zu, und legte sich dann zur Ruhe.

Die Freude, ihren liebsten Schatz geborgen zu haben, verdrängte ein wenig den Gram über den Tod ihrer Freundin, und verschaffte ihr für den übrigen Theil der Nacht einen so sanften Schlaf, daß sie des andern Tages mit einer völlig so heitern Miene erscheinen konnte, als sie zu ihrer Absicht nöthig hatte.

Sie wohnte mit ihrer ganzen Hofstaat dem Frühgottesdienste bey, und bezeigte große Verwunderung, Waltern nicht bey demselben zu sehen. Blondel und Mathilde nahmen seine Entschuldigung auf sich, und erwähnten des Vorsatzes, den er des vorigen Tages geäußert hätte, sich noch einmahl in der ganzen Gegend von Montçon umzusehen, ehe er diesen geliebten Ort verließ; daß sie beyde an dieser Wallfahrt hatten Theil nehmen sollen, verschwiegen sie, um der Grä-

sin keine Gedanken zu machen. Aber Hunberga nahm Walters Abwesenheit ohne genommenen Urlaub, und seine irreligiöse Versäumniß der Messe etwas übel auf, und wollte nichts von seiner Entschuldigung hören. Sieht er sich vielleicht, sagte sie mit einer Empfindlichkeit, welche Blondeln und Mathilden in der Seele kränkten, sieht er sich vielleicht als einen Diener des Königs von England an, und glaubt mir keinen weitern Gehorsam schuldig zu seyn? — Die Minstrels hielten es für Pflicht sich dessen anzunehmen, den sie als ihres Königs Eigenthum betrachteten. Aber Hunberga schwieg mit einer verdrüßlichen Art, und es ward nicht weiter von der Sache gesprochen.

Bey der Mittagstafel erschien Mathilde ganz in Thränen, und Blondel in einer solchen Bestürzung, welche der allgemeinen Aufmerksamkeit so wenig als Walters leergelaßne Stelle entgehen konnte. Hunberga fragte, und Blondel und Mathilde klagten, wie ihr Freund nirgend zu finden sey. — Die Gräfin von Flandern erschrack, doch tröstete sie Walters Freunde, und gab Befehl, daß der Jüngling überall aufgesucht werden sollte. Der Graf von Leicester und seine Damen wurden unruhig, und ein allgemeiner Aufstand bezeugte, daß niemand gleichgültig bey Walters Verlust seyn könne.

Leicester und seine Gesellinnen waren mit von den eifrigsten Nachsuchern des Verlornen, und Blondel nebst Mathilden matteten sich so ab, und stellten sich so schreckliche Dinge von ihrem verschwundenen Freunde vor, daß Hunberga Mitleiden mit ihnen hatte, aber aus weisen Ursachen, und um die Täu-

schung bey Walters Feinden desto sicherer zu machen, hielt sie es nicht für gut, sie zu zeitig zu trösten.

Was für Möglichkeiten, was für Muthmassungen, wurden nicht zum Vorschein gebracht, als des Abends jedermann unverrichteter Sache nach Montçon zurück kam! Man bemühte sich aus allen Kräften die Gräfin zu trösten, welche ganz in Verzweiflung war, und jedermann wegen dessen, was sie litte, im Verdacht zu haben, jedermann wegen Walters Verlust zu beschuldigen schien. Sie durfte, um die Rolle einer Betrübten so meisterhaft zu spielen, als sie that, nichts weiter thun, als dem Kummer, der ihr Herz verzehrte, freyen Lauf zu lassen. Jedermann wurde getäuscht, und selbst Leicester und die Fräuleins wagten keine Muthmassung, daß die Gräfin etwas von Walters Entweichung wisse. — Er war fort; aber die Art, wie? Und die Ursach, warum? das war ein unergründliches Geheimniß.

So viel Mitleiden auch Hunberga mit Mathildens Kummer hatte, und so sehr sie sich auch auf ihre oft geprüfte Klugheit und Verschwiegenheit verlassen konnte, so traute sie ihrer kunstlosen Einfalt doch nicht, daß sie, wenn sie von Walters Leben und Sicherheit überzeugt wäre, ganz die tiefe Betrübniß würde nachahmen können, welche nöthig war, um die Widersacher des Flüchtlings irre zu führen. Sie nahm sich deswegen vor, die arme Traurende bis nach der Abreise der englischen Minstrels nur mit zweifelhaftem Troste aufzurichten, und ihr alsdann erst das ganze Geheimniß zu entdecken. Aber diese guten Herren hatten noch keine Lust, so bald abzureisen. Unter dem Vorwande, der Gräfin zu Liebe noch ei-

nige Tage zu warten, ob sich der Verlorne nicht wieder fände, bewegte sie Graf Leicester zum Aufschub ihrer Reise, und ließ es in dieser Zeit an keinen Nachforschungen fehlen, was es eigentlich mit Walters Verschwindung für eine Bewandtniß habe. Er war schlau genug zu muthmassen, daß vielleicht die Anschläge, die man auf den jungen Menschen machte, verrathen, und von der listigen Hunberga auf diese Art hintertrieben worden wären. Daß die Fräuleins durch irgend eine Unbesonnenheit dieses veranlaßt hätten, davon war er in seinem Herzen überzeugt, und gebrauchte sich das zum Vorwande, daß er den lieben Damen noch weit weniger freundliche Gesichter als sonst sehen ließ, und, sich ihrer lästigen Gesellschaft nach Möglichkeit entschlug.

Zu sehr von ihren Reizen und der vorgeblichen Liebe des Grafen eingenommen, machten sie sich hierüber keine große Sorge, sondern überzeugten sich fest, daß sein Versprechen, wenn er durch ihre Vermittelung Waltern in seine Hände bekäm, auch sie mit nach England zu nehmen, wozu er sich endlich verstanden hatte, noch fest und unverbrüchlich wäre, ob sie gleich die vorgeschriebene Bedingung nicht erfüllen konnten. — Sie machten sich also in aller Stille zur Mitreise fertig, und beklagten nichts mehr, als daß sie so genau beobachtet wurden, und keinen Augenblick Zeit finden konnten, um mit dem Grafen, der sie überall vermied, die nöthige Abrede zu nehmen.

Den Minstrels wurde endlich zu Montçon die Zeit lang. Die Troubadurs nebst dem Bischof von Aix waren längst abgereist, und Rollo gab den Engländern zu verstehen, wie sehr er und sein Schüler

sich sehnten, die vorhandene Reise anzutreten. Niemand von ihnen hatte etwas dawider einzuwenden, als der verstellte Leicester. Er war so unvorsichtig, sich in Rollos Gegenwart einiger Worte verlauten zu lassen, daß er Walters Flucht für eine abgeredete Sache hielt, welches aber Rollo ganz auf die ihm zukommende Art ahndete. So gut er auch wußte, wer er war, so stellte er sich doch, ihm nicht zu kennen, um ihn ganz mit der Verachtung begegnen zu können, die er verdiente.

Ich weiß nicht, sagte er, indem er sich zu den Engländern wendete, ich weiß nicht, was ihr diesem Menschen, der wie mich dünkt, der Jüngste und Geringste unter euch allen ist, für Freyheit verstattet, in einer Sache, die ihm nichts angeht, entscheiden zu wollen. Und ihr, junger Herr, fuhr er fort, indem er den Grafen mit einem verächtlichen Blicke ansahe, was geht euch Walter an? oder wie kann es euch einfallen, die Gräfin von Flandern würde heute ihrem Pflegesohne die Erlaubniß erbitten, mit euch nach England zu reisen, und euch nebst euren Gefährten Empfehlungsschreiben in Menge an eures Königs Hof mitgeben, und ihn des andern Tages selbst auf die Seite schaffen, um seine Abreise zu verhindern? — Das sind ja wunderliche und ganz widersprechende Gedanken, die nirgend als in einem ganz hirnlosen Kopfe entstehen können.

Die ältern Minstrels, die die Wahrheit dieser Worte wohl einsahen, winkten dem Grafen, der sich schon zu einer Antwort fertig machte, welche ihn noch mehr verrathen haben würde. Sie wußten nichts um die Anschläge auf Waltern. Sie glaubten, Leicester

hätte sich um Liebe willen in seiner Verkleidung zu Montçon eingefunden, denn so hatte er sie überredet, als er sich in ihre Gesellschaft eindrängte, und sie hätten es ungern gesehen, wenn er entdeckt, und sie als Vertraute einer geheimen Liebesintrigue wären erkannt worden, welche sie sich übrigens, als Freunde und Sänger der Minne, zu begünstigen kein Bedenken machten.

Der Graf zwang sich zu schweigen, und die Abreise ward, er mogte nun wollen oder nicht, auf den nächsten Morgen festgesetzt. — Die Fräuleins erfuhren nichts von diesem Entschluß, erfuhren nichts von dem Abschiede, den Blondel und seine Begleiter von Hunbergen genommen hatten. Die Sache gieng eilig zu, und weder Blondel, noch Rollo, noch der Graf fühlten einen Beruf, sich mit Graf Philipps Töchtern zu letzen, welche diesen Tag wegen häufiger Geschäfte zu ihrer vermeinten Reise nach England auf ihrem Zimmer geblieben waren, und also die öffentliche Entlassung der Minstrels nicht mit abgewartet hatten.

Man stelle sich ihr Erstaunen vor, als sie des andern Morgens die Sache inne wurden, und nur noch einige für sie zurückgelassene flüchtige Abschiedskomplimente von den Abgereisten erhielten. Nun sahen sie, daß der geliebte Leicester es über sein Herz hatte bringen können, seine Damen sitzen zu lassen. Doch nein, dieses konnten sie sich nicht vorstellen; ihren Gedanken nach, war er zur Abreise gezwungen worden, und sie harrten von einer Stunde zur andern auf Nachricht, oder wohl gar auf einen Bevollmächtigten von ihm, welcher den Auftrag haben würde, sie

nach-

nachzuholen. — Himmel, haben wohl jemahls Liebhaberinnen einen stärkern Glauben an die Treue ihres Ritters gehabt als diese?

Anstatt dessen, was sie hofften, stellte sich, eine von Hunbergens Kammerfrauen ein, welche sie einlud, sogleich zu ihrer Gebieterin zu kommen. — Mit ihrer gewöhnlichen Zuversichtlichkeit stellten sie sich ein, und ahndeten nichts von dem, was ihnen bevorstand. Aber wie erstaunten sie über die Art, mit welcher sie von ihrer Großmutter empfangen wurden! —

So, Fräuleins, sagte sie, nachdem sie selbe eine Weile voll verbissenen Zorns angesehen hatte, das ist also der Lohn für die Aufnahme, die ich den Töchtern meines Feindes, des Mörders meines Bruders bey mir finden ließ, daß ihr euch mit denen, die ich hasse, in ein heimliches Verständniß einlasset, und mir meine Lieblingskinder aus den Armen zu reißen sucht? —

Was für ein heimliches Verständniß? fragte Edita, indem sie sich hoch aufrichtete. — Wer war denn der junge Minstrel, fuhr Hunberga fort, mit welchem ihr und eure Schwester euch so gern unterhieltet? Wars nicht der boshafte Leicester, der von seiner verruchten Königin Befehl hatte, auch meinen Walter aufzuopfern, so wie ihre Wuth seine Mutter aufgeopfert hat? — Die Fräuleins wurden bestürzt, doch ermannte sich Edita, die Frechste unter ihnen, und versicherte, daß sie von nichts wisse. Graf Leicesters Anwesenheit könnten sie nicht leugnen, aber sie glaubte wohl, daß ein Herr, wie er, durch angenehmere Angelegenheiten, als die Absicht, einem armen

Findling nachzuspüren, nach Montçon gezogen worden seyn müsse. —

Der Findling soll euch für diesmahl geschenkt seyn, erwiederte die Gräfin. Aber sagt mir doch, meine schönen Damen, was dies für angenehme Angelegenheiten seyn mögen, welche meinem Schlosse die Ehre verschafft haben, so einen Herrn, wie Graf Leicester, in seinen Mauern zu sehen? — Doch nicht der Glanz eurer schönen Augen? — Anna und Edita brüsteten sich, und sahen einander mit glühenden Wangen an. — Ja, ja, fuhr Hunberga fort; habe ich es doch gedacht, die schönen Aufträge, die ihr eurem Boten an euren Liebhaber gabt, beweisen es ja zur Gnüge; und der allerliebste Liebesbrief, in welchem meines Walters so gütig gedacht wird! — Mit diesen Worten zog Hunberga ein Blatt hervor, und fing an zu lesen: „Tapfrer und berühmter Ritter.“

Das war zu viel für die Fräuleins. Sie wollten das Zimmer verlassen, aber Hunberga gab ihrer Kammerfrau einen Wink, sie zurück zu halten. Sie waren also genöthigt, ihr zärtliches Sendschreiben an den Grafen, mit allen von der Leserin eingestreuten Noten bis zu Ende anzuhören, und dann erst ihre Entlassung zu erhalten.

Geht, ihr Niederträchtigen, sagte Hunberga, indem sie den Brief zerriß und mit Füssen trat, geht in euer Zimmer, welches ihr morgen mit dem Kloster vertauschen sollt. Mit dem Kloster? sagte Edita, indem sie sich umdrehte und höhnisch lachte, dafür soll uns, hoffe ich, Graf Leicesters Liebe bewahren.

Führet sie fort, Agnes, sagte Hunberga zu ihrer Kammerfrau, indem sie ihren schönen Enkelinnen den Rücken kehrte, führt sie fort, und laßt mich nichts mehr von diesen Verworfenen hören. — Morgen mit anbrechendem Tage ins Kloster.

So gut die lieben Fräuleins sich auch gefaßt hatten, um ihrer beleidigten Wohlthäterin nicht die Freude zu machen, von ihren Verweisen beschämt, oder gerührt zu scheinen, so kamen sie doch ganz ausser sich auf ihr Zimmer. Die lang verhaltenen Thränen der Bosheit, strömten nunmehr unaufhaltsam aus ihren Augen, und als diese vertrocknet waren, machten sie gegenseitigen Fragen, Vorwürfen, Klagen und Berathschlagungen Platz, die endlich alle darauf hinaus liefen, man müsse den morgenden Tag und die Erfüllung von Hunbergens drohenden Worten nicht erwarten, sondern sich zur Stunde aufmachen, um dem geliebten Grafen, der noch nicht gar weit seyn könne, zu folgen, und ihn zu Erfüllung seines Versprechens zu nöthigen. Die Mitreise an den englischen Hof, wo sie bey Königin Eleonoren allen Schutz und alle Gnade zu finden hofften, konnte er ihnen nicht verwehren, wenn er auch nicht als Liebhaber handeln wollte, und waren sie erst unter dem Schutze dieser Königin, so konnten sie, wie sie glaubten, nicht allein die Verfolgungen ihrer Großmutter verlachen, sondern ihr selbst so viel Unglück zubereiten, so viel Schaden thun, als ihnen ihre Mutter Remigia, ehe sie ihre christliche Wallfahrt nach dem heiligen Lande antrat, noch beym Abschiedsgespräch ingeheim aufgetragen hatte; ein Auftrag, den

sie, Dank sey es Hunbergens kluger Vorsicht, bisher sehr wenig hatten erfüllen können.

Die Gräfin von Flandern hatte indessen diesesmahl diese Vorsicht ein wenig aus den Augen gesetzt; sie hatte zwar Graf Philipps Töchter von ihren Augen in ihr Zimmer verbannt, aber sie hatte vergessen, sie daselbst einsperren, oder ihnen wenigstens den Ausgang aus Montçon verbieten zu lassen, eine Vorkehrung, die Hunbergen vielleicht gar zu schimpflich für ihre Enkelinnen dünkte, die aber doch bey diesen unbesonnenen Geschöpfen höchst nöthig gewesen wäre. Die Folge davon war, daß Hunberga, als sie sich nebst Mathilden zur Mittagstafel setzen wollte, die Nachricht von der Entweichung ihrer Enkelinnen, und folgenden von ihnen zurückgelassenen Abschiedszettel erhielt.

„Die Töchter des Grafen Philipp von Flandern, danken Hunbergen von Montbarry, für die Gnade, mit welcher sie selbe zum Kloster hat befördern wollen; weil sie aber dasselbe für einen schicklichern Aufenthalt für ihre Großmutter und die schöne Pilgerin von Tripoli halten, so begeben sie sich unter Graf Leicesters Schutz, an den Hof der Königin Eleonore wo Hunberga mehr von ihnen hören soll." —

Die Gräfin von Flandern, zu groß sich über dieser Mädchen niedrige Bosheit zu ereifern, zuckte die Achseln, und hielt es nicht einmahl der Mühe werth, ihnen jemand nachzuschicken. Sie mögen hingehen, sagte sie, ich bin froh, von ihnen befreyt zu seyn, es geschehe auf was für Art es wolle. — Mathilde wußte nicht, was sie aus allem diesen machen sollte, und Hunberga brach nunmehr das bisher beobachtete Stillschweigen, und entdeckte ihrer schönen Pflege-

tochter alles, was sich in den letzt vergangenen Tagen zu Montçon zugetragen hatte. Die schreckliche Nachricht von dem Tode ihrer Freundin, die sie Mathilden als Walters Mutter bekannt machte, und ihr dabey mehr von der Geschichte seiner Geburt sagte, als unsern Lesern noch zur Zeit bekannt ist; die Bosheit der Fräuleins, die sich mit Eleonoren und Leicestern in heimliche Unterhandlungen wegen Walters einließen, die Einfalt, mit welcher sie sich einem Manne, wie Paul war, anvertrauten, welcher fühlte, daß er seiner Gebieterin mehr Treue schuldig war, als denen Niederträchtigen, die ihm zu bestechen suchten, und für deren eingeschränkten Verstand er viel zu schlau war; die Art, mit welcher er Leicestern Annens und Editens Liebesbrief in die Hände geliefert, und die wenige Mühe, die es ihm gekostet, dieses von dem Grafen gar gering geschätzte Kleinod wieder in die seinigen zu bekommen und es Hunbergen zum Beweis der Treulosigkeit ihrer Enkelinnen mitzubringen; des Grafen heimliche Ueberkunft nach Montçon; die Maßregeln, welche die Gräfinn zu Walters Rettung genommen, und zuletzt, was sich mit Graf Philipps Töchtern, von diesen Morgen an, bis auf ihren eben erhaltenen Brief zugetragen hatte, alles dieses waren Dinge von solcher Wichtigkeit, und so weitern Umfange, daß um sie alle abzuhandeln, so ein einsamer und stiller Tag nöthig war, als der, den die Gräfin und die Pilgerin nach langer Unruhe heute mit einander zubrachten. Mathilde achtete am meisten auf den Theil von Hunbergens Erzählungen, welcher Walters Person unmittelbar angieng. Die Nachricht von seinem Leben und Sicherheit setzte sie

in unbeschreibliche Freude, und nichts kränkte sie, als daß der bekümmerte Blondel nicht vor seiner Abreise auch aus der Angst hatte gerissen werden sollen, die er seines Freundes wegen ausstand. Hunberga versicherte sie, daß Rollo von ihr Befehl habe, ihm sobald als möglich alles zu entdecken, ausgenommen Walters eigentliche Geburt, welche aus wichtigen Ursachen jetzt nur noch wenigen bekannt seyn dürfte. — Selbst dir würde ich nichts davon gesagt haben, sagte sie, indem sie selbe lächelnd bey der Hand nahm, wenn ich dich nicht für mein anderes Ich hielt, und mir vorgenommen hätte, dich in Zukunft so wenig von meiner Seite zu lassen, daß meine Gegenwart mir allemahl Bürge für deine Verschwiegenheit seyn könne. Mathilde dankte der Gräfin für diese mütterliche Erklärung mit einem kindlichen Blicke, und bat, indem sie einen tiefen Seufzer ausstieß, Walter möchte doch bald, bald zurück berufen werden. — Du weißt nicht, was du bittest, mein Kind, erwiederte die Gräfin, es ist zu seiner Sicherheit schlechterdings nöthig, daß er wenigstens ein Jahr da bleibe, wo ich ihn hingeschickt habe. Dazu ist auch der Ort, wo er hingeht, so entlegen, und der Weg, den er mit seinem Begleiter nehmen wird, so ungewiß, daß ich nicht wüßte, wie ich dein Verlangen erfüllen sollte. Beruhige dich, liebes Mädchen, fuhr sie fort, indem sie Mathilden umarmte; was würde es dir helfen, deinen Freund um dich zu haben, wenn du beständig seinetwegen in Sorgen seyn müßtest? Glaube mir, es wird uns hier nicht an Aufmerkern fehlen, die alle unsere Schritte beobachten, alle Mittel versuchen werden, unsern Walter in ihre Gewalt zu bekommen.

Mit Gesprächen von dieser Art vergieng der ganze Tag, und die Dämmerung fieng schon an, die Gegenstände in der Ferne unkenntlich zu machen, als Hunberga und die Pilgerin, welche an einem Fenster standen, das die Aussicht auf die Straße hatte, die Blondel und die Minstrels gezogen waren, von weiten einen alten Herrn und ein paar Damen auf Mauleseln daher ziehen sahen; sie kamen näher, und Hunberga schrie auf einmahl mit zusammengeschlagenen Händen: Himmel! wo ich nicht irre, Rollo in Begleitung der beyden irrenden Fräuleins! Geh, Mathilde, und verhindere, daß sie mir nicht vor die Augen kommen, führe sie in ihr Zimmer. Ich will allein mit Rollo reden.

Um meinen Lesern diese Erscheinung zu erklären, müssen sie wissen, daß Fräulein Anna und Edita sich zwar des Morgens gar zeitig auf ihre Eselein gesetzt hatten, um ihrem Geliebten nachzuziehen, daß sie ihn auch wirklich des Mittags in dem nächsten Flecken antrafen, aber sehr schlecht von ihm empfangen wurden. Keine Bitten, keine Vorstellungen konnten ihn bewegen, sie mit nach England zu nehmen, und seine Gefährten traten ihm hierinnen treulich an die Seite. Er ließ seine schlechte Neigung zu ihnen so deutlich sehen, daß er sich sogar nicht entblödete, ihnen als die einige Bedingung, unter welcher er sie etwa einmahl nach England holen wollte, vorzuschlagen, daß sie darauf denken müßten, ihm sobald als möglich die reizende Mathilde in die Hände zu liefern. Eine Zumuthung, die ihnen so völlig zeigte, wie gering sie in seinen Augen waren, und wie sehr die Pilgerin seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, daß sie nichts mehr von

ihm hören wollten, ihm drohten, diese gottlose Foderung, die insgeheim an sie gethan ward, öffentlich bekannt zu machen, und Rollos Vorstellungen, sie sollten wieder zu ihrer Großmutter umkehren, in vollem Grimme Gehör gaben.

Rollo trug der Gräfin von Flandern alles dieses vor; ausgenommen Leicesters Absicht auf Mathilden, als von welcher ihm nichts bekannt worden war. Hunberga belachte die unglückliche Liebesgeschichte der beyden Schwestern herzlich, und verlangte, als die letzte Gefälligkeit von dem ehrwürdigen Alten, er solle seine Damen sogleich nehmen, und sie in das Kloster bringen, in welchem schon für ihre Aufnahme gesorgt war, denn sie sey nicht gesonnen, sie eine Nacht zu Montçon zu dulden.

Rollo fand diese Foderung so billig, daß er sogleich einwilligte. — Mathilde wurde zwar von Graf Philipps Töchtern ersucht, für sie zu bitten, und das Kloster von ihnen abzuwenden, aber für diesesmahl waren ihre Vorbitten umsonst, und Schloß Montçon wurde noch diesen Abend von diesen lästigen Kreaturen gereiniget.

Sechzehntes Kapitel.

Die stöchadischen Inseln.

Sey uns gegrüßt, lieber Walter! wir kehren wieder zu dir zurück, zu dir, dessen Namen diese Blätter führen, und von dem wir doch bisher nur wenig gesagt haben. Immer schienst du unter der Menge von Freunden und Feinden, die dich umgaben, nur eine Nebenrolle zu spielen, und es ist Zeit, daß wir dich aus dem großen Haufen hervorziehen, und uns nur allein mit dir, unserm Helden, beschäftigen.

Ganz einsam, ganz wie aus der Reihe aller lebendigen Wesen gerissen, fühlte sich unser Walter seit seinem Abschiede von Montçon. Seine Erweckung vom Schlafe, seine Audienz bey Hunbergen, alle das Neue, und ach! so Traurige, das er aus ihrem Munde vernahm, und nun die plötzliche Trennung von allem, was er liebte, ohne seiner Wohlthäterin für ihre mütterliche Sorgfalt danken, ohne Mathilden den letzten Abschiedskuß geben, ohne das Grab des Tempelherrn noch einmahl besuchen, ohne seinen Blondel, von welchem er noch vor wenig Stunden nie zu scheiden dachte, noch einmahl an sein Herz drücken zu können; alles dieses kam ihm wie ein Traum vor.

Nur noch einmahl, bat er seinen Begleiter mit Thränen, nur noch einmahl laß mich umkehren, nur noch einmahl Hunbergens Mutterhand küssen, und meinen Blondel, meine Mathilde umarmen. Was werden diese beyden denken, wenn sie erwachen und mich vermissen? und wird mir es nicht vielleicht die Gräfin selbst verdenken, daß ich so in einer Betäubung von ihr schied? Wird sie sich die Bestürzung vorstellen können, in die mich ihre Reden setzten, und die mich hinderte, auch nur den kleinsten Abschied von ihr zu nehmen.

Walters Gefährte ließ den Jüngling klagen und weinen, ohne ihm zu antworten. Er begnügte sich den Zügel des Thiers zu ergreifen, das Walter ritt, und den er in der Angst seines Herzens hatte fallen lassen. — Endlich als die Thränen des jungen Menschen anfiengen seltner zu fallen, und er glaubte, ihm mit gutem Erfolg zureden zu können, fieng er mit mitleidigem Blick an: Ihr dauert mich, junger Herr, daß ihr Blondeln und Fräulein Mathilden nicht noch einmahl habt umarmen, und unserer guten Gräfin die Hände küssen können; aber glaubt mir, wenn ihr euch in diesem Augenblicke zu ihnen versetzen könntet, sie würden schlechte Freude über eure Zukunft haben. Sie verstehen die Sache besser als ihr, und schenken euch eure Höflichkeiten gern, wenn sie euch nur in Sicherheit wissen.

Walter nahm wenig Trost aus Pauls rauhen und ungekünstelten Worten, so gut sie auch gemeynt waren. Er unterbrach, als er sahe, daß ihn nichts bewegen würde, ihn nach dem Schlosse zurück zu führen, seine einfältige Trost- und Ermahnungsrede, mit

einer Menge Fragen, davon jener nur die wenigsten beantworten konnte.

Walter glaubte mit Grund hoffen zu können, Paul müsse um alle Geheimnisse der Gräfin wissen, weil er von ihr mit nach England geschickt worden war, und auch bey der letzten Abschiedsscene, in welcher sie ihm so viel geheimnißvolle Winke wegen seiner Geburt gab, mit gegenwärtig seyn durfte. Er foderte von ihm tausend Aufklärungen über seine Herkunft, seine Feinde, und die eigentliche Ursache seiner Flucht, aber umsonst; von dem ersten wußte er nicht mehr als Waltern bekannt war, und von seinen Feinden wußte er auch keine weiter zu nennen, als die Fräuleins und den Grafen von Leicester. Da er der Unterhändler dieser Damen bey ihrem Liebhaber gewesen war, so konnte er von dem, was sie betraf, und der Art wie er sie, aus Treue gegen Hunbergen, hintergangen hatte, genug sagen, um Walters Fragen eine Zeitlang Einhalt zu thun. Er war hierinnen weitläuftiger als es dem Jüngling lieb war, und zog am Ende seiner Erzählung die Folge aus dem, was er gesagt hatte, daß die Ursache seiner Flucht seine Sicherheit, und Schnelligkeit und Behutsamkeit dasjenige wären, worauf sie am meisten zu denken hätten. Er gab sich so viel Mühe, seinem jungen Herrn die Sache begreiflicher zu machen, als sie ihm vielleicht selbst war, daß dieser durch seine dunkeln Demonstrationen ermüdet, sich vornahm, nur noch eine Frage an ihn zu thun, und bekäm er auch auf diese keine befriedigende Antwort, zu schweigen, und den Ausgang der Reise, welche doch nicht ewig dauern könne, ruhig abzuwarten.

Walters Frage hieß: Wohin die Gräfin von Flandern ihn bestimmt hätte. Ihr werdets wohl sehn, antwortete Paul, und Walter schwieg.

Schon manche volkreiche Stadt waren sie vorbeygezogen, schon manche unwegsame Wälder und Gebirge hatten sie zurückgelegt, und Walter hatte, ungeachtet seines Vorsatzes, sich nicht allemahl der Frage enthalten können: Ob hier der Ort ihres Bleibens wäre? worauf er allemahl ein kurzes Nein! zur Antwort erhielt.

O Himmel! schrie der Jüngling eines Tages, als sie eine prächtige Stadt zur Seite hatten liegen lassen, und sich an einer wüsten Küste des Meers zur Ruhe lagern wollten. O Himmel! wohin läßt mich Hunberga bringen! Zwar nein, nicht Hunberga, meine Feinde, die dich, Verräther, gedungen haben, mich den Armen meiner Freunde zu entreißen! mir alle Möglichkeit abzuschneiden, sie je wieder zu sehen!

Paul lachte, und versicherte seinen Gefährten, daß er die rechte Zeit gewählt habe ungedultig zu werden, denn seht ihr, setzte er hinzu, eure Gedult hat doch fast bis auf die Letzt ausgedauert. Dort, jene Insel da drüben, ist der Ort eurer Bestimmung, und wir haben nichts weiter zu thun, als hier ein Fahrzeug zu erwarten, das uns übersetzen kann. —

Walter strengte alle seine Sehekraft an, um die Insel, die Paul ihm zeigte, und die doch ziemlich weit in die See hinein lag, von einer Menge anderer unterscheiden zu können. Himmel! sagte er, dies soll mein künftiger Aufenthalt seyn? und welches ist denn der Nahme dieser abscheulichen Einöde? — Sehet hinter euch, erwiederte Paul, dort jene ansehnliche

Stadt, die ihr so gern sehen, lieber gar darinnen bleiben wolltet, diese Stadt, durch welche ich euch so gern wenigstens den Durchzug verstattet hätte, wenn mir die Gräfin ausdrücklich geboten hätte, alle volkreiche Orte auf unserm Wege zu vermeiden, dieses ist Massilien, und ihr werdet nun wohl errathen, daß die vor uns liegenden Eylande, deren eins eure Wohnung seyn soll, die stöchadischen Inseln sind.

Wir sind hier genöthigt, mit vielen großen Geographen, welche um die Lage des Schlosses der Gräfin von Flandern bekümmert sind, höchlich zu bedauern, daß die Geschichte so gar nichts umständliches von der Zeit, die unser Walter auf seiner Reise von Montçon bis an den Ort seiner Bestimmung zubrachte, und von den Orten meldet, bey welchen er auf seiner Reise vorbey zog. Ganz gewiß würde es uns durch diese Data leicht werden, die so sehr bestrittene Stelle aufs genaueste zu bestimmen, wo Hunbergens Schloß vor diesen gelegen hat. Indessen ist dieses eine Sache, welche wohl zu beklagen, aber nicht zu ändern ist, und unsere Leser müssen froh seyn, daß sie genau wissen, an was für einem Orte sich unser Walter im gegenwärtigen Augenblicke seiner Geschichte befindet, nähmlich am Ufer des weiten unabsehlichen mittelländischen Meers, hinter sich Marseille, und vor sich eine Menge kleiner Inseln, die man damahls die stöchadischen nannte, und die wegen mancher Ebentheuer, die sich auf denselben zugetragen, wegen mancher Heiligen und Einsiedler, die sie bewohnt, und mancher Geister, die in ihrer Einsamkeit gehauset hatten, in jenen Zeiten nicht unberühmt war.

Walter stand lange mit herabgesunkenen Händen, mit weit hin ins Meer starrenden Augen, ganz wie in Gedanken verloren, ganz wie einer, der von den Gegenständen, die vor ihm sind, Stoff zu den tiefsinnigsten Betrachtungen nimmt, oder vielmehr, wie ein Mensch, der für lauter Gedanken nichts von dem sieht, was sich seinen Augen darbeut.

Paul ließ ihm keine Zeit, das, was in seiner Seele vorging, in Worte ausbrechen zu lassen. Er zog einen von Hunbergens Hand überschriebenen Brief hervor, und reichte ihn Waltern dar. Da, junger Herr! sagte er; Nehmet hin! Etwas Trost, wenn ihr traurig seyd, oder vielleicht auch einige Aufklärung eurer Zweifel. Schon oft war ich im Begriff, wenn ihr mich nun so recht von Herzen wegen des unnöthigen Kummers dauertet, den ihr euch machtet, euch dieses Blatt zu geben; aber die Gräfin hatte mir zu hart verbothen, euch dasselbe eher zu überliefern, als bis wir gerade auf dieser Stelle stünden, auf der wir jetzt sind. Walter erwachte bey Erblickung dieses Briefs wie aus einem tiefen Schlafe; er nahm ihn, drückte ihn an seine Lippen, und fieng mit einem tiefen Seufzer an zu lesen:

„Sey mir willkommen, mein Sohn! in der Freystatt deiner Unschuld, die du nunmehr vor Augen siehst! Entsetze dich nicht für der Einsamkeit, die in denen vor dir liegenden Inseln zu herrschen scheint; Einsamkeit ist dir, um den Ort deines Aufenthalts mit undurchdringlichen Schatten zu bedecken, höchst nöthig, und der Umgang mit den heiligen Männern, zu denen Paul dich führen wird, wird dir dieselbe versüssen. Tröste dich, mein Kind! Wie bald ist nicht

ein Jahr verflossen, denn länger denke ich nicht von dir getrennt zu seyn. In dieser Zeit werde ich selbst eine Reise nach England thun, und dein Schicksal zu entwickeln suchen, das dich zu dem glänzendsten Glück, zu einem Leben nahe am Throne bestimmt. Um dahin zu gelangen, so bitte ich, laß dir gefallen, einige Zeit in der äussersten Niedrigkeit zuzubringen; denn wisse, ich habe dich in dem Kloster, dahin ich dich bestimme, um deinen Stand besser zu verhehlen, durch einen Brief, der deiner Ankunft wenig Tage zuvor gekommen seyn wird, bloß als Layenbruder angebracht."

„Lebe wohl, und segne die Stelle, auf der du stehst; auch ich habe einst da gestanden, als ich meinen Gemahl auf seiner letzten Reise nach Palästina bis hieher begleitete, und hier den letzten Segen von ihm annahm. O wie herrlich dünkte mich damahls die hier rund umher herrschende Einsamkeit! Ein Trieb, — o hätte ich ihm doch gefolgt — erwachte damahls — in meiner Seele, mir hier eine Wohnung zu bauen, und sie nicht eher zu verlassen, bis Theoderich glücklich zurückkehrte. Aber ein andrer, der Trieb der Jugend und der Thorheit, riß mich in die Welt zurück, die ich gleichwohl nicht hassen kann, weil ich dich, meine Freude und meinen Trost, darinnen gefunden habe. Noch einmahl, Lebe wohl!"

Hunberga.

Walter hatte den Brief zu Ende gelesen, und ob er gleich nichts von dem enthielt, was er so sehr zu wissen wünschte, so fand er doch so viel Nahrung für seine zur Schwermuth gestimmte Laune, so viel Nahrung für seine kindliche Zärtlichkeit gegen seine Pflegemutter in demselben, daß er ihn zum

zweytenmahle begann, und vielleicht nicht aufgehört haben würde, ihn zu lesen, wenn ihn nicht Paul ge= stört und genöthigt hätte, in ein Fahrzeug zu steigen, das nunmehr zu ihrer Ueberfahrt bereit stand.

Sie stießen vom Lande. Unser Jüngling, der mehr Gefühl für die Schönheiten der Natur hatte, als vielleicht eine Seele, ward demungeachtet durch die neuen großen Gegenstände, die sich ihm jetzt zeig= ten, nicht gerührt, wenigstens nicht aufgeheitert. — Sie hatten vor ihrer Abfahrt hinter einer Klippe ge= standen, und nur eine sehr eingeschränkte Aussicht in die See gehabt. Jetzt schifften sie hinter den Felsen hervor; das gränzenlose Mittelmeer lag in seiner gan= zen unermeßlichen Ausdehnung vor ihnen. Zur Lin= ken lagen ihnen die von der untergehenden Sonne ganz angerötheten Eylande, die sie nun etwas deutli= cher sahen, und zur Rechten senkte sich die Sonne in die Wellen oder vielmehr in eine glühende Feuersee, die so wie sie sich von dem fernen Horizonte abwärts ausbreitete, sich zuletzt in schwaches Rosenroth verlor, und in der Gegend, wo Walters Schiff die Wellen durchschnitt, nur noch röthliche bewegliche Funken auf der blauen Oberfläche zurück ließ.

Jetzt schifften sie zwischen den vordersten Inseln hindurch. Hier und da jähe sonderbar gestaltete Fel= sen, dort abgerissene Stücken Wald, hier ein einsa= mes Kloster, dort ein kleines Dorf, und tausend an= dere abändernde Gegenstände, denen die röthliche Dämmerung unnennbare Reize verlieh, zeigten sich ihren Augen, und hätten gewiß jede andere Seele mit Entzücken gefüllt. Walter fühlte auch, aber was er fühlte, war Wehmuth, die sich in häufigen Thrä=

hen ergoß. Alles was ihn kränkte und jemahls gekränkt hatte, gieng jetzt vor seinen Augen über. Seine Trennung von allem, was er liebte, die Unwissenheit in Ansehung seiner Geburt, die Nacht, in die sein künftiges Schicksal gehüllt lag. Die Ermordung seiner Mutter, ob er sie gleich nie gekannt hatte, der ähnliche Tod des geliebten Tempelherrn, ob gleich Jahre seit demselben verflossen waren; alles schwebte jetzt mit den lebhaftesten Farben seiner Seele vor, und versetzte ihn in einen Zustand der innigsten Schwermuth, aber nicht jener süssen wonnevollen Schwermuth, die auch wohl den Glücklichen beym feyerlichen Anblick der schönen Natur beseelt. Es war wirklicher tiefer Gram, was unser Walter fühlte, Gram wegen vergangener Leiden, und Sorge wegen der Zukunft; Empfindungen, die von rechtswegen in dem Herzen eines dreyzehnjährigen Jünglings noch Fremdlinge seyn sollten.

Siebenzehntes Kapitel.

Das Kloster.

Die Nacht war schon völlig eingebrochen, als unsere Reisenden ans Land stiegen. Paul befahl dem Schiffer ihn mit dem Fahrzeuge bis eine Stunde nach Aufgang der Sonne zu erwarten, und Walter erfuhr hier zum erstenmahle, daß er allein auf der Insel bleiben müsse.

Paul war in der That nicht der Mann, der das Herz eines so jungen Menschen hätte fesseln können. Bey einem übrigens ganz guten und ehrlichen Herzen besaß er doch, wie meine Leser aus dem Wenigen was sie ihn haben sprechen hören, urtheilen können, alle Fehler des Alters in hohem Grade. Zu einer Zeit war er geschwätzig bis zum Ueberdruß, zur andern mürrisch stillschweigend, störrig, verächtlich gegen Dinge, die dem Jüngling wichtig sind, eingenommen für seine Klugheit und Schlauigkeit, die man ihm gar nicht absprechen konnte, hartnäckig in seinen Meinungen, und wie Gebrechen alle heissen, die oft auch dem vortreflichsten Greisen anhängen, und die auch der Jüngling, der sie jetzt tadelt, dereinst annehmen wird, wenn er ein hohes Alter erreicht.

Ungeachtet aller dieser Unannehmlichkeiten, und ungeachtet der geringen Zuneigung, die Walter bisher für Paulen gefühlt hatte, so war es ihm doch nun, da er auch diesen letzten Gefährten verlieren sollte, nicht anders zu Muthe, als wie einem, der auch die letzte Stütze, an die er sich hält, sinken sieht, oder wie dem Ertrinkenden, dem der Ast, den er zu seiner Hülfe ergriff, in der Hand zerbricht, oder wie einem, der im Traume in den unermeßlichen leeren Raum zu sinken glaubt. —

Auch du willst mich verlassen? rief er — Nein, ich lasse dich nicht; mit meinen Armen will ich dich umschlingen, und dich fest halten, daß du bleiben mußt. — Wie ihr wollt, sagte der Alte und suchte sich von ihm loszumachen, wie ihr wollt, ich bleibe bey euch. Aber den will ich gern sehen, wer — wenn die Gräfin euch einmahl übers Jahr abholen läßt, —

unter dieser Menge von Inseln, und unter allen Inseln des Meers gerade die ausfinden wird, in welcher ihr lebt. Ich allein weiß den Weg, und wenn ich euch nicht einmahl hier abhole, so könnt ihr euch immer gefaßt machen, in dieser Einöde, die euch so abscheulich dünkt, euer Leben zu beschließen.

Der unerfahrne Jüngling glaubte das, was Paul sagte, den Worten nach, er ließ ihn los aus seinen Armen, und wanderte mit verbissenem Gram neben dem Alten her.

Sie hatten zwischen ein paar Felsen das Land betreten, die vermittelst des Mondes, welcher hinter ihnen stand, einen tiefen Schatten in die Insel hinein warfen. Weiter vorwärts lag die ganze einsame Gegend in hellem Mondenglanz um sie her. Zur Linken ein kleines Dorf, das Einzige auf der ganzen Insel, die keine von den Größten war. Zur Rechten ein dicker Wald, hinter ihnen die Felsen, und vor ihnen das Kloster, wohin sich ihre Schritte lenkten, ein ungeheurer unförmlicher Steinhaufen, der durch manche seiner überhangenden, den Einsturz drohenden Gewölbe von seinem Alterthum zeugte. — Wenn ihr, meine Leser! ein Gebäude sehen solltet, das zu jener Zeit, da unser Walter auf die Insel kam, welches ohngefähr um das Jahr 1177 seyn mogte, erbaut worden wäre, so würdet ihr vielleicht über die gothische ungeformte Bauart desselben erstaunen: nun stellt euch ein Gebäude vor, das zu jenen längst vergangenen Zeiten schon uralt war; denn die Geschichte sagt, das Kloster, das unsere Reisenden vor sich hatten, sey schon in den ersten Zeiten des Christenthums in dieser Gegend, um das Jahr 420 gebaut

worden, aber, wie seine Gestalt auswies, nicht von den Meisterhänden römischer oder griechischer Architekten.

Unser junger Pilger, dessen Augen an schönere Gegenstände gewöhnt waren, empfand ein Grausen beym Anblick seiner künftigen Wohnung, welches sich vermehrte, als er bey mehrerer Annäherung sahe, wie baufällig das Ganze, wie nur der eine Flügel des Hauses noch bewohnbar war.

Paul klopfte mit einem an der Pforte befestigten metallenen Hammer an, und der Wiederhall hinter ihnen in den Felsen, und vor ihnen in den langen Kreuzgängen des noch verschlossenen Klosters, gab den hohlen Ton zurück. Nach einiger Zeit erschien auf einer Art von Altan, welcher ziemlich hoch über dem Thore angebracht war, einer von den Mönchen und fragte nach dem Begehren der Anklopfenden. —

Ruft euren Abt, antwortete Paul, und sagt ihm, ich komme von der Gräfin von Flandern und bringe — Sehr wohl, erwiederte der Frager ohne ihn ausreden zu lassen, ich gehorche eurem Befehle.

Meine Leser wundern sich vielleicht über die Kühnheit Pauls, einen Abt aus seiner Ruhe zu stören, und ihn mitten in der Nacht an die Klosterpforte zu bemühen, als wenn sie nicht durch den Pförtner geöffnet werden könnte; aber ihre Verwunderung zeigt, wie wenig sie mit den Klöstern der damahligen Zeit bekannt sind. Es ist wahr, es gab auch schon damahls stolze, verwöhnte und weichliche Mönche, und manche Aebte wußten sich schon das Ansehen von zitmlichen Fürsten zu geben; aber in vielen, ich möchte fast sagen in den meisten Klöstern, von denen denn das,

vor welchem wir jetzt nebst Paul und Walter stehen, eins war, herrschte noch ganz die Frömmigkeit und Einfalt der ersten Christen.

Die drey Hauptgelübde der Ordensleute, wurden hier mit der änglichsten Gewissenhaftigkeit gehalten, ein Verbrechen wider das erste derselben war etwas unerhörtes. Was das Gelübde der Armuth anbelangt, so durfte man nur die baufällige Wohnung, die geringe Kleidung dieser guten Mönche ansehen und bey einer von ihren sparsamen Mahlzeiten gegenwärtig seyn, um von dem Reichthum ihres Klosters urtheilen zu können. In Ansehung des dritten Gelübdes, des Gehorsams, so war es, als wenn diese frommen Leute, nicht nur der Kirche, dem Pabst und ihrem Abte, sondern als ob sie der ganzen Christenheit Gehorsam gelobt hätten. Keine Frage ward trotzig von ihnen beantwortet, keine Forderung, keine Bitte, wenn menschliche Kräfte sie leisten konnten, blieb unerfüllt, keine ward anders als ungern und mit den bescheidensten Worten abgeschlagen, und meine Leser sehen also wohl, wie wenig Beleidigendes für die Mönche in Pauls Forderung lag, und wie wenig es zu verwundern war, daß der Abt sogleich erschien. —

Ich weiß nicht ob Ehrfurcht gegen den Boten der Gräfin von Flandern, oder Neugierde die Ursach war, daß bey Eröffnung der Pforte, nicht nur der Abt, sondern der ganze Konvent gegenwärtig war, welcher aus zwölf Mönchen und einigen Layenbrüdern bestand.

Ehrfurcht gegen Hunbergen, als eine große Wohlthäterin des Klosters, wäre eine sehr natürliche

Ursache dieses feyerlichen Empfangs gewesen, und Neugierde an so einem einsamen Orte, wo man immer und ewig die nehmlichen Gegenstände sah, vielleicht eine noch natürlichere. Man weiß, wie begierig selbst in unsern Tagen, da die klösterliche Einsamkeit nicht sogar eingeschränkt ist, alle und jede Klosterherren und Frauen auf jede Neuigkeit zu seyn pflegen.

Dem sey indessen wie ihm wolle, genug die Pforte öffnete sich, und Walter blickte in ein tiefes finsteres Gewölbe, welches durch einige Lampen erhellt ward, und aus welchem dreyzehn bleiche schwarzgekleidete Männer heraus traten, von welchen der jüngste wenigstens fünfmahl so alt seyn mogte, als der Jüngling, der in ihre Gesellschaft aufgenommen werden sollte.

Ehrwürdiger Vater, redete Paul den Abt an, Hunberga, Gräfin von Flandern, sendet euch hier den Jüngling, von welchem sie euch geschrieben hat, und welcher als Layenbruder in eurem Kloster aufgenommen zu werden wünscht. Er ist sehr jung, und die Gräfin zweifelt, ob seine Meinung zum Klosterleben Bestand haben wird; sie wird mich deswegen in einem Jahre wieder hieher schicken, um ihn mit mir zurück zu nehmen, wenn sein Beruf in dieser Zeit sich nicht bestätigen sollten den; sie verlangt schlechterdings, daß man ihm keinen Zwang anlege, ihm weiter nichts zumuthe, als sich dieses Jahr über ohne weiteres Gelübde, den Regeln des Klosters gemäß zu verhalten, und ihm dagegen diese Zeit lang gönne das Ordenskleid zu tragen.

Der Abt beantwortete Hunbergens Foderung mit klösterlicher Demuth, umarmte Waltern, dessen Still-

schweigen und trauriges Ansehn ihm besonders wohl gefiel, und lud seinen Führer mit patriarchalischer Freundlichkeit ein, in seinem Kloster Nachtherberge zu nehmen, welches Paul, der gesonnen gewesen war, im Dorfe zu übernachten, endlich mit der Bedingung eingieng, daß ihm morgen mit Aufgang der Sonne der Abzug verstattet werden mögte. — Die eiserne Pforte schloß sich tönend hinter ihnen zu. Die Mönche zerstreuten sich in ihre Cellen, und der Abt nahm die beyden Fremden mit in die Seinige. Er und Paul, welche sich seit langen Jahren kannten, sprachen noch ein wenig von alten Geschichten und neuen Begebenheiten, in welche aber nichts was Waltern besonders angieng, mit eingemischt wurde, und alsdann führte der gutherzige Mönch seine beyden Gäste in eigner Person in das Zimmer, wo sie schlafen sollten; sie fanden es sehr nett und geräumig, denn so groß auch die Armuth des Klosters war, so fehlte es doch in dem weitläufigen Gebäude an nichts weniger als an Reinlichkeit, an Raum für die wenigen darinne lebenden Geschöpfe, sich zu regen, und an freyer Luft darinnen zu athmen. Große, weitläuftige Zimmer, hochgewölbte schallende Säle, lange Kreuzgänge, große, jetzt zwar etwas verwilderte Gärten, zeigten an, daß der erste Baumeister es sicher nicht für so eine kleine Anzahl Menschen bestimmt hatte, als sich gegenwärtig darinnen aufhielt.

Auch war die Aussicht, von der einen Seite in die blühende Insel, von der andern ins Meer, so entzückend schön, daß wir, die wir Einsamkeit im Schooße der schönen Natur, und im Umgang mit guten Seelen, allem Ueberfluß und aller Herrlichkeit der Welt vorziehen, keine Abneigung gehabt haben würden, we-

nigstens eine Zeitlang mit unserm Walter an diesem Orte zu verweilen.

Bey ihrem Eintritt in das Zimmer fanden unsere Fremdlinge einen alten Mönch, welcher eben sein Gebet auf den Knien verrichtete, der aber, sobald er die Ankommenden gewahr ward, aufstand, und ihnen ehrerbietig entgegen gieng. Bruder Ufo, sagte der Abt, hier bringe ich euch an die Stelle eures letzt verstorbenen Gefährten einen Knaben, den ihr in den Regeln unsers Ordens unterrichten, und den heiligen Trieb, sich von der Welt abzusondern, in ihm nähren werdet; seinem Gesellen gönnet diese Nacht ein Lager an eurer Seite, und wecket ihn mit Sonnenaufgang, weil er nicht länger als bis dahin bey uns verweilen will. Nach diesen Worten segnete er die Zurückbleibenden, und gieng nach seiner Zelle.

Paul und der Mönch machten sich, ohne viel Worte zu wechseln, zum Schlafengehen fertig, und Walter bat Ufo um Erlaubniß, diese Nacht mit Schreiben zubringen zu dürfen. — Ufo machte große Augen, als er einen solchen Jüngling vom Schreiben sprechen hörte, eine Kunst, welche in diesem Kloster, ausser dem Abte, nur wenige verstanden, und versicherte, daß er diese Nacht keine Schreibmaterialien aufzubringen wüßte. Paul lachte, und sagte, er könne glauben, daß sein junger Gefährte ein so großer Schreiber wäre, daß er nie ohne die zu seiner Kunst gehörige Geräthschaft zu reisen pflegte, und daß er also durch seine Bitte nichts weiter von ihm suchte, als Vergünstigung, diese Nacht ausser dem Bette zu bleiben. — Ufo schüttelte Waltern mit einem freundlichen Lachen die Hand, und meynte, diese Bitte wäre ein guter An-

fang zum klösterlichen Gehorsam, und er hätte völlige Freyheit zu schreiben, was und wie viel er wollte. — Ich merke es wohl, sagte er, indem er sich an Pauls Seite zur Ruhe legte, daß ich mit dem Knaben gut auskommen werde. — Gut und folgsam ist er, erwiederte der andre, nur pflegt er ein wenig viel zu fragen, oft mehr als einer beantworten kann. — Die Männer schliefen ein, und Walter setzte sich bey einer düstern Lampe nieder, um sich mit Hunberga und Mathilden zu unterhalten; er schrieb diese Nacht so fleißig, daß er an eine jede von ihnen einen Brief, doch beyde nicht gar lang, zu Ende brachte.

Der Tag fieng an sich zu zeigen, und unser Schreiber begann nach gethaner Arbeit ein wenig zu schlummern, als Ufo seinen Schlafgesellen zur Reise aufweckte und Waltern zugleich mit munter machte. Sie verrichteten nach damahliger, jetzt fast vergeßner Sitte, ihr Gebet, und machten sich dann alle drey auf den Weg nach dem Meere, denn Walter, welcher schon anfieng viel über das Herz des alten Ufo zu vermögen, hatte die Erlaubniß, Paulen zu begleiten, so leicht erhalten, daß Ufo sogar selbst sich zu seinem Gefährten bey dieser Begleitung anbot.

So wandelten sie denn dahin, sprachen wenig, langten an dem Orte an wo Pauls Fahrzeug lag, vergossen einige Thränen — denn zu manchen Zeiten können auch Paule und Ufos einem Walter im Weinen Gesellschaft leisten — und — trennten sich.

Achtzehntes Kapitel.

Walters Klosterleben.

Sie trennten sich. Walter gieng mit Ufo schweigend nach dem Kloster zurück; er lebte daselbst Tage, Wochen und Monate, ohne daß sich etwas zutrug, das die Geschichte der Erwähnung werth gehalten hätte; und ich will also, bis wichtigere Begebenheiten unsere Aufmerksamkeit auffodern, dich, lieber Leser! mit dem unterhalten, was sich von Walters damahliger Lage überhaupt sagen läßt.

In was für einer Stimmung unser Held die Insel betrat, habe ich schon erwähnt, auch erinnere ich mich, schon in einem der vorigen Kapitel gedacht zu haben, daß er bereits zu Montçon, die leichtsinnige Fröhlichkeit, welche der Hauptcharakter seiner frühen Kindheit war, mit einem gewissen stillen, schwermüthigen, nachdenkenden Wesen vertauschte. Was diese Veränderung in ihm hervorbrachte, ist nicht schwer zu errathen. Er hatte frühzeitig denken gelernt, und war also nicht im Stande, wie viele unserer schon ziemlich erwachsenen Jünglinge und Jungfrauen, über Dinge von Wichtigkeit hinweg zu hüpfen. Die Dunkelheit seiner Geburt, machte ihm, wie wir gesehen haben, schon in seinem zehnten Jahre Kummer. — Der Trieb zu Heldenthaten, der in seiner jungen Seele

glimmte, und durch Rollos Unterricht genährt ward, machte ihm die Einsamkeit zu Montçon, in welcher er so wenig Aussicht hatte, sich jemahls auf die Art zu zeigen wie er wünschte, schon frühzeitig zur Last. Die Erscheinung des Tempelherrn, und die Hoffnung, durch ihn der Dunkelheit entrissen zu werden, belebte ihn vom neuen, aber nur, um durch den kläglichen Tod dieses Freundes, den er kaum kennen gelernt hatte, plötzlich in den tiefsten Gram gestürzt zu werden. — Mathildens Umgang trug viel dazu bey, ihn zu beruhigen; aber wie kurze Zeit konnte er denselben in voller Freyheit genießen? — Die Erscheinung der widerwärtigen Fräuleins führte einen gewissen steifen Ton zu Montçon ein, und Hunberga sah sich genöthigt, um diesen weisen Damen kein Aergerniß zu geben, eine Menge gezwungener Wohlstandsregeln festzusetzen, die bey Walters, Blondelns und Mathildens unschuldiger Freundschaft sehr überflüßig zu seyn schienen, und die unsern Helden um den besten Theil seiner Freuden brachten. — Seine fehlgeschlagene Hoffnung, Blondeln nach England zu begleiten, alle das Traurige, das er beym Abschiede aus Hunbergens Munde erfuhr, und die plötzliche Trennung von allem was er liebte, gaben seiner jugendlichen Fröhlichkeit vollends den letzten Stoß. Ob er nun in der öden Einsamkeit, in der er jetzt war, in der Gesellschaft von einem Dutzend abgelebter Greise, davon der jüngste wenigstens sein Großvater hätte seyn können, in einer Gegend, die zwar schön genug, aber bey den wenigen Bewohnern die sie hatte, nichts weniger als munter und lebhaft war, ob er bey allen diesen Umständen Gelegenheit

hatte, das wieder zu werden, was er ehemahls war, das gebe ich meinen Lesern zu bedenken. —

Redlich und von ungeheuchelter Frömmigkeit waren die Mönche seines Klosters, aber ihre Frömmigkeit hatte etwas Trauriges und Aengstliches, sie verdammte vieles, das unsers Jünglings zartes Gewissen bisher für unschuldig gehalten hatte. Die täglichen strengen Prüfungen, denen er sich unterwerfen mußte, machten ihn so unzufrieden mit sich selbst, daß er von den härtesten Büssungen träumte, um ganz so gut zu werden, als sein schönes Herz wünschte. —

Da unsere Mönche in der größten Dürftigkeit lebten, so sahen sie alles, was nur den mindesten Anstrich von Glanz und weltlicher Größe hatte, mit Abscheu an, und indem sie ihrem jungen Gefährten die nähmlichen Gesinnungen einzuflössen suchten, so fehlte nicht viel, daß es ihnen gelungen wäre, die Funken des Heldenmuths, die in seiner Seele glimmten, völlig auszulöschen.

Ein anderer ihrer Glaubensartikel war, daß die klösterliche Einfalt der höchsten Weisheit der Welt vorzuziehen sey. Unterschiedenen von ihnen fehlte es nicht an Kenntnissen, die zu den damahligen Zeiten etwas seltnes waren, aber sie suchten ein Verdienst darinnen, sie zu verläugnen, sie in einen Winkel ihres Verstandes zu verstecken, oder wo möglich gar zu vergessen. Was konnte ein Jüngling von den Jahren unsers Walters, der zwar schon ziemlich große, aber doch immer nur die ersten Schritte in den damahls üblichen Wissenschaften gethan hatte, was konnte er in solcher Gesellschaft lernen? Das was er

wußte, war, nach dem Urtheil der Klosterherren schon viel zu viel, und mußte vergessen werden.

Walters biegsames Gemüth machte, daß er sich mehr nach dem Sinne seiner bejahrten Gefährten bequemte, als er gesollt hätte; aber sein natürlich guter Verstand, der nur seiner Jugend wegen, noch nicht ganz ausgebildet war, machte, daß er oft einsah, wie sehr Vorurtheil und Aberglaube in diesem Kloster herrschten. Rufte er sich denn die Vorstellung, die ihm jetzt die liebste war, ins Gedächtniß zurück, daß er nicht ewig hier bleiben sollte, daß er, nach Hunbergens Willen, nicht fürs Kloster, sondern zum Leben in der Welt, zum Leben nahe am Throne bestimmt sey, so erhob sich sein Herz, so bemühte er sich die Fesseln ein wenig abzuschütteln, die man ihm anzulegen bemüht war, und freyer zu denken, als die Regel des Klosters erlaubte. — Versuche von dieser Art gelangen ihm nicht allemahl, und er machte sie so in der Stille, mit so viel Behutsamkeit, daß er immer der Liebling des ganzen Konvents blieb, daß alle Mönche immer sich wechselsweise bestrebten, ihm ihre väterliche Zuneigung, bald auf angenehme, bald auf widrige Art sehen zu lassen.

Ich sagte vorhin, Walters Gelehrsamkeit sey im Kloster in vielen Stücken für zu groß, für sündlich gehalten worden; aber zwey Artikel derselben wurden doch von dieser strengen Censur ausgenommen, und dienten ihm dazu, sich bey zweyen von diesen guten Alten beliebt, beynahe unentbehrlich zu machen.

Das erste von diesen Dingen war seine Schreibekunst, welche der Abt, der gewisse Bücher, die er besaß — eben nicht die weisesten — gern vervielfäl-

tiget sehen wollte, fleißig in Uebung setzte. — Der andere Theil seiner Geschicklichkeiten, der für kanonisch erkannt wurde, war die Tonkunst, und er machte sich durch dieselbe besonders bey seinem Lehrer und Zellgefährten, dem alten Ufo angenehm. In dem Zimmer, welches er und Walter bewohnte, befand sich seit vielen Jahren eine Harfe, deren Ursprung niemand im ganzen Kloster kannte, und die ihre Wohnung in einem Winkel beständig in ungestörter Ruhe behauptet hatte, weil niemand von den Mönchen sie zu brauchen wußte. — Walter war eben kein großer Harfenspieler, wenigstens durfte er sich gegen dem zauberischen Spiel Blondels nicht hören lassen; aber demohngeachtet hatte er so viel gelernt, daß ehemahls, wenn zu Montçon, nach der Sitte jener Zeiten, an irgend einem festlichen Tage, Harfenspiel und Gesang rund herum gieng, und Graf Philipps Töchter, welche eigentlich zu nichts Lust und Geschick hatten, die Harfe vor sich vorbey gehen lassen mußten, er sich in Wechselgesängen mit Mathilden wohl hören lassen durfte; auch füllte er in den Chören, die alsdenn, nachdem jeder sein Lied gesungen hatte, das musikalische Fest beschlossen, seine Stelle sehr wohl aus, und kurz, er konnte übrig genug, nicht allein das Herz Ufos, sondern die Herzen aller seiner Gefährten in Entzücken zu versetzen.

Er fand das geliebte Instrument gleich in den ersten Tagen seines Aufenthalts im Kloster. Mit entzückender Freude zog er es aus der Dunkelheit hervor, verbesserte mit kluger Hand und tiefer Einsicht seine Fehler, und machte seinen ersten Versuch auf demselben in der Kirche seines Klosters, mit ei-

ner von Blondel gedichteten Hymne; ein Versuch, der bey den skrupulösen Mönchen freylich etwas gewagt war, der aber von dem Abte so wohl aufgenommen ward, daß der liebliche Harfenspieler Erlaubniß erhielt, nicht allein beym Gottesdienste, sondern auch sonst, wenn und wo er wollte, seine Kunst zu treiben, doch sollten ihm weltliche Lieder durchaus untersagt seyn.

Niemand war entzückter über diese Erlaubniß, als Ufo, ein alter Freund der Tonkunst, und daß sich Walter sehr gern derselben zum Vergnügen dieses treuherzigen Greises bediente, läßt sich errathen. Das Verbot des Abts wegen der weltlichen Lieder wurde nicht so genau genommen, und es vergiengen wenig Abende, da der Jüngling nicht entweder auf Ufos einsamer Zelle, oder bey späten Spaziergängen am Gestade des Meers, seinem Freunde die Lieder hören ließ, die Blondel so meisterhaft spielte und die er freylich nur unvollkommen nachlallte.

Man hat oft angemerkt, daß die Musik eine Zauberkraft habe, Herzen zu erweichen, sie zur Freundschaft und allen süßen Gefühlen der Menschheit zu schmelzen, und gegen einander aufzuschließen, ein Satz, den wir für so wahr halten, daß wir uns nicht wundern, daß er auch hier seine Richtigkeit bewies. Ufo ward immer freundlicher und milder gegen Waltern, und dieser offenherziger gegen ihn. — Wenn die Erinnerung an die Vergangenheit den jungen Harfner ergriff, indem er die Lieder voriger Zeiten sang, wenn er denn oft so bewegt ward, daß er einhalten mußte, und Ufo ihn dann um die Ursache seiner Schwermuth fragte, so war es dem aufrichtigen Jünglinge unmög-

lich, ihm etwas zu verhehlen, und bald kam es dahin, daß Ufo so viel von Walters Geschichte wußte als er selbst.

Die Geheimnisse unsers Helden waren in keinen schlimmen Händen, denn so gering auch, nach der Regel des Klosters, Ufos Kenntnisse seyn mogten, so hatte ihn doch die Natur mit einem guten gesunden Verstande, und einem redlichen Herzen begabt, welches ihn in den Stand setzte, seinem jungen Freunde manchen brauchbaren Rath zu geben, und ihn auf mannichfaltige Art zu trösten. Er war der erste, der ihn für der allzugroßen Anhänglichkeit an die Vorurtheile des Klosters warnte, und ihm vorstellte, daß das meiste derselben nur für die Einsamkeit taugte, und in der Welt, wo auch er einsmahls gelebt hätte, und Walter einst leben sollte, gar nicht zu brauchen wäre. Auch rieth er ihm sehr von der allzugroßen Vertraulichkeit gegen die Mönche, vornehmlich gegen den Abt, ab. Hunberga, sagte er, muß ihre Ursachen gehabt haben, warum sie euren Stand für uns verhehlen wollte, und ihr seht also schon darum, daß ihr schuldig seyd zu schweigen. Es würde euch selbst aber auch zu schlechtem Vortheile gereichen, wenn man hier etwas von euren Hoffnungen und Ansprüchen wüßte. Man kennt hier nichts seligeres und verdienstlicheres als das Klosterleben, und ihr würdet den lästigsten Bestürmungen es dennoch anzunehmen ausgesetzt seyn, wenn ihr die Väter aus dem wohlthätigen Wahne brächtet, den ihnen die Gräfin so weislich eingeflößt hat, daß der geistliche Stand eure Bestimmung und eure freye Wahl sey. Wenn Paul einmahl wiederkommt euch abzuholen, dann wird es Zeit seyn, eure Gesinnungen öffentlich

lich zu gestehen, denn nichts kann alsdenn eurer Abreise mehr Hindernisse in den Weg legen.

Auf diese Art sprach der gute Greis mit unserm Walter, und er fesselte sein Herz durch sein väterliches Betragen ganz an sich. Walter war fast unzertrennlich von ihm, und er ließ es an nichts ermangeln, ihm durch tausend kleine Hülfleistungen und Gefälligkeiten, seine Liebe und Achtung zu beweisen.

Ufo war keiner von den vornehmsten Mönchen des Klosters, er verwaltete das Amt eines Schaffners, und hatte den für seine Jahre ziemlich beschwerlichen Auftrag, zu gewissen Tagen in der Woche, die Lebensmittel für seine Brüder, aus dem Dorfe, das auf der Insel lag, herbeyzuschaffen. Walter ermangelte niemahls, den Alten, diese kleine Reise mogte nun zu Roß oder zu Fuße geschehen, zu begleiten, und alle Mühe, die der Greis sonst allein über sich nehmen mußte, wenigstens zu theilen. Zur Dankbarkeit war Ufo auch gefällig gegen seinen jungen Freund, und verschwieg, noch ausser den weltlichen Liedern oder Balladen, die er zuweilen wider das Verboth des Abtes sang, manches von ihm, das wider die Regel des Ordens war, und das nicht ungeahndet geblieben seyn würde, wenn man es im Kloster erfahren hätte.

Sollten meine Leser so unbillig seyn, von einem Jünglinge wie Walter, etwas wirklich Fehlerhaftes zu vermuthen, das des Verschweigens bedurft hätte, so erfordert es meine Schuldigkeit, sie bald aus diesem Wahn zu reissen. — Gleich auf seiner ersten Reise nach dem Dorfe ward Walter gewahr, wie arm die Leute waren, die dem Kloster, das selbst nicht reich

war, die Lebensmittel um ein geringes Geld lieferten. Er hatte bisher ganz vergessen gehabt, daß er, durch Hunbergens vorsorgende Gütigkeit einen kleinen Schatz von einer Anzahl Goldstücken besaß, die sie ihm, damit er auf keine Art Mangel leiden möchte, nebst ihrem letzten Briefe durch Paulen hatte einreichen lassen. Ganz unbrauchbar war ihm dieses Geld bisher gewesen, und jetzt erst besann er sich, wozu es zu nutzen wäre. Bey der nächsten Reise auf das Dorf nahm er etwas von seinem Reichthum zu sich, und theilte freygebig an diejenigen aus, die ihm zuerst vorkamen. Ufo schwieg, und suchte die über die seltene Freygebigkeit eines Mönchs erstaunten Landleute, ebenfalls zum Stillschweigen zu bewegen; aber auf dem Heimwege fieng er an seinem Begleiter seine Gedanken über das zu entdecken, was er gethan hatte. — Mein Kind, sagte er, wißt ihr auch, daß es wider die Regel des Klosters ist, Geld zu haben, das nicht zur gemeinen Kasse des Konvents gehört? — Was meint ihr, was der Abt sagen wird, wenn er eure Wohlthätigkeit erfährt, die er übrigens so wenig als ich wird tadeln können? — Vielleicht erläßt man euch, wegen eurer Jugend, die Strafe, die ein Fehler wider unsere Einrichtung nach sich zieht, aber auf alle Fälle wird er euren Schatz nehmen, und ihn Hunbergen wieder zuschicken, weil es euch, so lange ihr unter uns seyd, nicht geziemt, etwas von dieser Art zu besitzen. — Und über dieses, wie lange werden eure Goldstücke dauern — ihr müßtet denn deren sehr viel haben — wenn ihr allemahl so verschwenderisch austheilen wollt wie heute? — Wird die Dankbarkeit dieser

Leute euch nicht verrathen? Wird man im Kloster nicht euren Stand argwöhnen, wenn man euren Reichthum erfährt? — Thut mir den Gefallen, und laßt mich nichts ähnliches wieder sehen; um eures eignen Bestens willen.

Walter machte seine Einwendungen, Ufo gab etwas nach, und auf diese Art wurden sie endlich so weit einig, daß es Waltern erlaubt seyn sollte, bey jeder Reise nach dem Dorfe etwas von seinem Gelde zuzulegen, um die Lebensmittel desto reichlicher zu bezahlen, welches das beste Mittel sey, seine Wohlthätigkeit geheimer und unbemerkter auszuüben. — Der Friede war auf diese Art geschlossen, aber kurze Zeit darauf ereignete sich eine Begebenheit, welche Ufon wirklich wider Waltern aufbrachte, so daß dieser Mühe hatte, ihn zu besänftigen und zum Stillschweigen zu bewegen. — Eines Tages, da die beyden Einkäufer des Klosters ihre Geschäfte zu Ende gebracht hatten, der Maulesel mit den Lebensmitteln schon bepackt, und Ufos Roß zur Abreise bereit stand, verweilte dieser noch bey einem der Landleute, mit welchem er, ich weiß nicht was, abzureden hatte, und Walter lenkte indessen seine Schritte nach der Gegend hinter dem Dorfe, welche sehr schön war, und wo er sich oft mit den Schäferknaben, die daselbst die Heerden hüteten, mit der einnehmendsten Leutseligkeit zu unterhalten pflegte; sie liebten ihn alle, hielten ihn, weil er mit den meisten von ihnen eines Alters war, für ihres Gleichen, und kamen ihm, wo sie ihn sahen, von weiten entgegen; diesesmahl holte ihn keiner ein, er fand die Heerden alle versammelt, aber nur einen einzigen Hüter bey den-

selben. Walter fragte nach seinen Gefährten, und erfuhr bald, daß der Wolf einem von ihnen ein Schaf geraubt hätte, und die andern sich zu ihm gesellt hätten, um dem Räuber wo möglich, seine Beute abzujagen. Walter dachte, daß hier seine Gegenwart nicht überley seyn würde, und eilte den Verfolgern des Wolfs in vollen Sprüngen nach. Er holte sie bald ein, und der Weg würde nun mit großer Emsigkeit und vielen Drohworten gegen den Räuber von Seiten der Knaben fortgesetzt; aber man erblickte den fürchterlichen Feind nicht sobald von weiten, als sich die ganze Schaar mit großem Geschrey zerstreute, und Walter, welcher keine Lust zu fliehen hatte, würde keinen einzigen an seiner Seite behalten haben, wenn er nicht den Eigenthümer des geraubten Schaafes mit zornigen Blicken beym Arm ergriffen, und mit sich fortgerissen hätte. Unseliger, schrie er, du wagst es zu fliehen, und dein dir anvertrautes Gut in den Klauen des Feindes zu lassen? Bleib, oder ich lohne dir wie deine Feigherzigkeit verdient. Der Hirtenknabe weinte, ich weiß nicht ob aus Furcht, oder aus Rührung über Walters Strafpredigt, und nun hatten sie den Wolf, ein Thier von ungeheurer Größe, so weit ereilt, daß sie ihn mit einem Steinwurfe erreichen konnten. Laßt uns den Angriff wagen, sagte Walter zu seinem Gefährten, und schickte zugleich seinem Gegner einen Stein von ziemlicher Größe hintennach; sein Mitstreiter warf seinen Stein auch, aber so kurz, daß er kaum vier Schritte von ihm niederfiel. O du Verzagter! schrie unser Held, indem er seinen Wurf wiederholte. Schon von dem ersten Steine war der Räuber genöthiget worden, sei-

ne Beute fallen zu lassen, und der zweyte verletzte ihm den rechten Hinterschenkel, daß er hinkte. Diese Wunde verhinderte ihn indessen nicht, sich umzukehren, und wider seine beyden Bestreiter mit offenem Rachen anzugehen; Walter verdoppelte seine Steinwürfe und that dem Feinde keinen geringen Schaden, aber sein Streitgeselle, anstatt seine Macht mit der seinigen zu verbinden, floh, und zwar in der Angst seines Herzens, gerade dem wüthenden Thiere entgegen; er fiel, als er es auf einmahl in der Nähe vor sich sah, vor Schrecken zu Boden, und der Wolf stürzte sich mit aller Macht, die ihm noch übrig war, auf ihn. Unmöglich ist mir es zu beschreiben, was Walter in diesem Augenblicke dachte und fühlte, ich kann nur sagen was er that. Glücklicher Weise erinnerte er sich eines Dolchs, welchen ihm die Gräfin von Flandern nebst andern Waffen beym Antritt seines zwölften Jahres geschenkt hatte, und den er so sehr liebte, daß er ihn fast nie von sich legte, und ihn daher auch, beynahe von ohngefähr, mit auf die Reise genommen hatte. Er trug ihn beständig unter seinem Mönchskleide verborgen, und brauchte ihn jetzt zum erstenmahle in seinem Leben. Wüthend warf er sich auf das Ungeheuer, das seinen Freund bereits in den Nacken gefaßt hatte, und nur durch die dicken Kleider verhindert wurde, ihn schwer zu verwunden. Ein paar Dolchstiche machten, daß es von dem schreyenden Knaben abließ und sich wider Waltern kehrte, und ein paar andere legten es gestreckt zu seines Ueberwinders Füssen. Der junge Held eilte zu seinem fast ohnmächtigen Gefährten, richtete ihn auf, tröstete ihn, wischte ihm Blut und Thränen ab, und bat ihn

fast selbst mit Thränen wegen der Gefahr um Verzeihung, in welche er ihn gestürzt hatte.

Die Freude des Geretteten, seinen Feind getödtet zu sehen, war so groß, daß er beynahe die Ursache des Streits, das geraubte Lamm, welches eine gute Strecke von ihnen blutend im Grase lag, vergessen hätte, und ohne dasselbe davon geeilt wäre, dem Dorfe seine eigne Rettung anzusagen; aber Walter gab ihm einen Blick voll Unwillen, nahm das verwundete Lamm auf den Arm, in welchem er den blutigen Dolch hielt, faßte den Knaben an den andern, und eilte auf diese Art nach dem Dorfe zu.

Die übrigen Hirtenknaben hatten die schreckliche Geschichte, so viel sie von derselben in der Ferne sehen konnten, schon daselbst angesagt, und unser Sieger mit seinen beyden Geretteten durfte nicht weit gehen, als er einen großen Haufen Landleute mit Ufo an ihrer Spitze daher kommen sah. Die Leute des Dorfs, vornähmlich die Eltern des Knaben, empfiengen ihn mit einem Jubelgeschrey und überhäuften ihn mit Liebkosungen; aber Ufo sah ihn mit mißbilligenden Blicken an, und gebot ihm, Rechenschaft von seiner That zu geben.

Wenn ich mich nicht bereits zu lange bey dieser Geschichte aufgehalten hätte, so wollte ich meinen Lesern eine ausführliche Beschreibung von diesem Verhör geben, so aber will ich ihnen nur melden, daß der Schluß desselben dieser war: — So gut auch Walter gehandelt zu haben glaubte, indem er seinem Gefährten das Leben gerettet habe, so wären doch bey der ganzen Sache tausend unverzeihliche Fehler vorgefallen, davon nur einige zu erwähnen wären. Erst-

lich hätte er sich in fremde Händel gemischt, zweytens den Hirtenknaben in unnöthige Gefahr gestürzt, drittens wider die Regel des Ordens Blut vergossen, und endlich zu dieser That sich nicht etwa nur einiger Steine bedient, welches Waffen wären, die man einem Klosterbruder noch allenfalls erlauben könnte, sondern eines Mordgewehrs, welches nie in den Händen eines Mönchs sollte gesehen werden. Merket es euch, Walter, sagte Ufo, indem er den Dolch ins Wasser warf, merket es euch, ein Dolch ist auch nicht einmahl für einen Ritter ein schickliches Gewehr. Ich bin auch ein Kriegsmann gewesen; aber eines solchen gottlosen heimtückischen Mordeisens habe ich mich niemahls bedient. —

Sie nahmen kurzen Abschied von den erstaunten Landleuten, vor deren Augen das Gericht über Waltern und seinen Dolch war gehalten worden, und der Jüngling gieng schweigend und voller Beschämung neben Ufo her.

Auf seine widerholte Bitte ward nichts von der ganzen Sache im Kloster gedacht, aber Ufon völlig mit sich auszusöhnen, brauchte Walter etliche Tage; bis endlich seine unwiderstehliche Anmuth und Gefälligkeit den Alten so gewann, daß die ganze Begebenheit als ungeschehen betrachtet, und Walter völlig in seine alten Rechte eingesetzt war.

Ufo war nicht undankbar, gegen das unermüdete Bestreben des Jünglings ihm zu gefallen, und er hatte eine Art ihm seine Erkenntlichkeit zu bezeigen in seiner Gewalt, die wir dem Leser nicht unangezeigt lassen dürfen, weil sie einen zu großen Einfluß

auf die zukünftige Lebensgeschichte unsers Helden hatte.

Doch eben um ihrer Wichtigkeit willen laßt uns ein neues Kapitel mit derselben anfangen.

Neunzehntes Kapitel.

Ufo erzählt.

Ufo war ein großer Erzähler. — Ohne jemahls ein Buch gelesen zu haben, aus welchem er seine Geschichten schöpfen konnte, besaß er eine so große Menge von Traditionen aus den ältesten Zeiten, und hatte in einem Leben von etliche siebenzig Jahren, so viel eigene Erfahrungen gemacht, so viel gesehen und beobachtet, daß sein Gedächtniß ein unerschöpflicher Schatz von Merkwürdigkeiten war, zu welchem aber nicht jedermann den Schlüssel hatte; selbst Walter entdeckte ihn erst nach einiger Zeit, und lernte ihn zu seinem Nutzen und Vergnügen gebrauchen.

So gesprächig Ufo gegen seine Freunde war, so sehr verschloß er Mund und Herz gegen die, welche er noch nicht genugsam kannte, oder die ihm nicht Anlaß zum Sprechen zu geben wußten. Es waren schon einige Monathe in einem ziemlich vertrauten Umgange zwischen ihm und Waltern verflossen, ehe dieser erfuhr, wie sehr sein Freund im Stande war, einer seiner Lieblingsneigungen, dem Triebe nach al-

ten Geschichten, zu willfahren — Eines Abends, als die beyden Freunde nach Gewohnheit mit einander am Ufer des Meeres saßen, und Walter eben dem Alten die traurige Balade vom Prinzen Klodowig und seiner Stiefmutter Fredegunde gesungen hatte, die, wie wir wissen, schon in seiner Kindheit so viel Eindruck auf ihn machte, so fieng er an: Ich wünschte, jemanden zu kennen, der mir diese schöne Geschichte, die in meinem Liede nur ganz kurz gefaßt ist, ausführlich erzählte. — Daß Klodowig ein armer verfolgter Jüngling war, wie ich, das weiß ich wohl; auch scheint mir es, daß er, so wie ich, seine Mutter durch einen gewaltsamen Tod verlohren, sie vielleicht so wenig, wie ich die meinige, gekannt hat. — Warum aber sein Vater, der doch ein König war, der verruchten Fredegunde solche Gewalt über ihn ließ, und unter was vor einem Vorwande sie ihm das Leben nehmen konnte, o! wer mir das sagen könnte!

Ufo lächelte über Walters Eifer, mit welchem er dieses sagte. Lehnt eure Harfe an die Felsenwand, antwortete er, und hört mir zu, ich will euch sagen, was ich von dieser Geschichte weiß. — Walter war so entzückt, von den Begebenheiten seines Lieblings Klodowig etwas Ausführliches zu erfahren, daß er geschwind dem Befehl seines Gefährten gehorchte, ihm dann mit einer stillschweigenden Umarmung dankte, sich, um den Anfang der Geschichte ja keinen Augenblick zu verzögern, ohne ein Wort zu sprechen, dicht zu ihm setzte, und seine Augen voll Erwartung auf das vom Mond beglänzte Gesicht des Alten heftete.

Ufo fieng denn an die Geschichte zu erzählen, die zwar damahls schon über siebenhundert Jahr alt war, sich aber wegen des Interessanten, das sie enthält, so gut bis auf unsere Zeiten erhalten hat, daß ich meinen Lesern nicht den Schimpf anthun will, sie dem alten Mönche nachzuerzählen. — Sie würden doch den schwachsinnigen König Chilperich, und seine unvergleichliche Gemahlin Audowera kennen; sie würden doch wissen, wie die gottlose Fredegunde, seine Beyschläferin, sich den Weg zum Throne durch den Tod dieser liebenswürdigen Königin bahnte, wie sie, nun auch den Sohn ihrer getödteten Nebenbuhlerin, den ungezweifelten Thronerben, Prinz Klodowigen auf die Seite zu schaffen suchte, um ihren Kindern die Krone zu versichern. Auch kann ihnen nicht unbekannt seyn, daß Fredegunde, deren Kinder durch göttliche Strafe an einer ansteckenden Seuche starben, ihren Stiefsohn, um ihm ans Leben zu kommen, der Vergiftung seiner Geschwister anklagte, und unter diesem Vorwande ihren Zweck erreichte. — Daß Ufo diese Geschichte, die er nur aus mündlichen Ueberlieferungen kannte, nach Art der meisten Wiedererzähler, vermehrte und verbesserte, daß er das Schloß Noisi, wo der unglückliche Prinz ein ganzes Jahr gefangen saß, um die Geschichte desto schrecklicher zu machen, mit bösen Geistern bevölkerte, und daß er endlich den guten Klodowig, anstatt ihn des ehrenvollen Todes der Vergiftung sterben zu lassen, den schon so viele Könige und Helden, wirklich oder der Sage nach gestorben sind, schändlich verhungern ließ, das geht meine, die ungeschminkte Wahrheit liebenden und die Sache besser wissenden Leser nichts

an; aber die ganze Erzählung in den Augen des jungen Walters desto bedenklicher zu machen und seine Thränen desto häufiger hervorzulocken, dazu waren diese Umstände sehr wirksam; auch ward die Geschichte durch alle diese Zusätze so verlängert, daß Mitternacht schon vorbey, und der Mond längst untergegangen war, ehe sie ins Kloster, zu welchem Ufo als Schafner den Schlüssel hatte, zurück kamen.

Walter war von Ufos Erzählung so eingenommen, daß er des andern Abends wieder das traurige Lied vom Prinzen Klodowig spielte, und sich von dem [illegible] eise die ganze Geschichte von Wort zu Wort, einige neue Zusätze nicht mit gerechnet, noch einmahl erzählen ließ. Der gutherzige Mönch erfüllte die Bitte seines jungen Freundes ohne Widerrede, aber als Walter des dritten Abends die nähmliche Foderung an ihm that, so verließ ihn die Geduld, und er ward unwillig. —

Glaubt ihr denn, sagte er, daß ich sonst nichts zu erzählen weiß, als das weinerliche Märchen von Fredegundes Stiefsohn? Solches trübseliges Zeug taugt nichts für euch; ihr seyd ohnedem stiller und schwermüthiger, als es sich für euer Alter schickt. — Da nehmt eure Harfe und spielt mir das Heldenlied von König Alfreds Thaten, und was ich euch dann für eine schöne Auslegung darüber machen will, das sollt ihr hören. — Walter spielte also, und Ufo erzählte nachher was er ihm versprochen hatte. — Aber seine Erzählung, die euch, lieben Leser! noch viel bekannter ist, als die vorige, diese hier einzurücken, würde ganz überflüßig seyn, und ich sage also nur, daß von diesem Abend an, kein einziger vergieng,

da Ufo seinem Untergebenen nicht eine neue Geschichte erzählte; nur die wichtigsten, und für deren durchgängige, zuverlässige Wahrheit, der Erzähler stehen konnte, wurden wiederhohlt, und einigen von ihnen wiederfuhr wohl gar die Ehre von dem Jünglinge aufgeschrieben zu werden.

Walters Herz wurde durch dieses neue Talent, das er an Ufo entdeckte, noch unzertrennlicher mit ihm verbunden, und seine Dankbarkeit, seine Dienstgeflissenheit gegen ihn, kannte nun vollends keine Gränzen. Den Alten auf seinen Reisen zu begleiten, wurde nun noch weniger versäumt, und Ufo hatte bey denselben, nach zurückgelegtem Wege fast nichts weiter zu thun, als seinem jungen Gefährten, die nöthigen Aufträge zu geben, weil alles durch ihn auf das Beste besorgt, und vermittelst Walters Goldstücken, weit mehr zum Vergnügen der armen Landleute bezahlt wurde, als wenn die Gegenwart des sparsamen Alten, die Freygebigkeit seines jungen Gefährten einschränkte.

Eines Tages waren sie auf dem Rückwege nach dem Kloster begriffen. Der Greis ritt ein Roß, das schon seit vielen Jahren im Dienste des Klosters war, der Jüngling führte dasselbe beym Zaume, und der mit Viktualien beladene Maulesel, der den Weg nach dem Kloster ohne einen Führer kannte, folgte gemächlich hinten nach; Sie hatten kaum die Hälfte des Weges zurück gelegt, als sich auf einmahl ein Ungewitter erhub, und die beyden Waller nöthigte, mit ihren Thieren unter einem schattigten Baume Zuflucht zu suchen. — Das Gewitter rauschte vorüber, ohne daß der Reisegesellschaft ein Unglück an

dem gefährlichen Zufluchtsorte, den sie gewählt hatten, zugestoßen wäre; aber der Regen hatte den Weg, der ihnen noch übrig war, so überschwemmt, daß es Waltern unmöglich gewesen seyn würde, zu Fuße fortzukommen, und er sich auf vieles Zureden des Alten bewegen ließ hinter ihm auf dem Pferde Platz zu nehmen. — Bey den wenigen Kräften des Rosses, und der ziemlichen Schwere seiner Bürde gieng die Kawalkade sehr langsam fort, und kam endlich dem alten Ufo, der sonst wenig zu lachen pflegte, selbst so abentheuerlich vor, daß er zu verschiedenenmahlen in ein lautes Gelächter ausbrach.

Walter, der mehr an die Beschwerlichkeit dachte, die er seinem Mitreuter und dem abgematteten Pferde verursachte, fragte endlich nach der Ursache seines Ausbruchs von Lustigkeit, der ihn an seinem bejahrten Freunde so fremde vorkam, und Ufo beantwortete seine Frage, nachdem er sich noch einmahl umgesehn, und die seltsame Figur, die sie beyderseits machten, noch recht betrachtet hatte, auf folgende Art:

Ihr habt recht, sagte er, und nahm eine ernsthafte Miene an, wenn ihr mir mein Lachen verdenket, die Sache, welche mir bey unserer gemeinschaftlichen Reuterey in den Sinn kommt, ist eben so lächerlich nicht, aber die Anwendung oder die Vergleichung, die man manchmahl in Gedanken von einer Sache macht, ist oft der Grund des Lächerlichen, das man einem andern nicht so beschreiben kann. — Lächerlich ists ja wohl, daß mir, bey mir, einem abgelebten Mönche und euch einem jungen Novizen, die tapfern Streiter Christi einfielen, die ich in meiner Jugend im gelobten Lande gekannt habe, und die damahls so arm waren,

daß ihrer wohl eher zween auf einem Pferde ritten, man nannte sie deshalben nur die armen Ritter von Jerusalem. — Die armen Ritter von Jerusalem? wiederholte Walter. — Habt ihr diesen Nahmen nie gehört? versetzte der andere, kann wohl seyn, sie fiengen auch sobald an, sich dieses Nahmens zu schämen, als sie begunten den Sarazenen furchtbar zu werden. Ein jeder hielt dann sein eignes Pferd, und sie hörten sich lieber mit dem Nahmen, damit ich sie zuerst nannte, Streiter Christi nennen. — Das ist ein sehr schöner Nahme, erwiederte Walter, und arm sagtet ihr, waren sie? — Ja, sehr arm, antwortete Ufo, denn ob man gleich bald anfieng keine doppelten Reuter mehr bey ihnen zu sehen, als in ihrem Wappen, in welches sie diese Figur zum Andenken ihrer Dürftigkeit aufgenommen hatten, so waren sie doch immer so bereitwillig, die Gefangenen loszukaufen, die Pilger zu beherbergen, die Nackenden und Hungrigen zu speisen und zu kleiden, und die Kranken zu pflegen, daß sie oft selbst den äußersten Mangel litten, und mit ihren Waffenträgern kaum das Leben hinbringen konnten. — O die herrlichen Leute! schrie Walter in einem Ausbruch von Entzücken, und die habt ihr gekannt, und mir sie noch nie genannt? — O wenn ihr wollt, antwortete der Alte, so kann ich euch diesen Abend genug von ihnen erzählen, aber jetzt nicht; denn wir sehen das Kloster schon vor uns, und über dieses langt auch mein Athem nicht zu, auf dem Pferde viel zu sprechen. Walter mäßigte seine Fragen, die schon auf seiner Zunge schwebten, und sie kamen im Kloster an.

Kaum war das gemeine Abendgebet vorbey, und kaum hatten die Mönche ihre Entlassung vom Abte er-

halten, als Walter schon an Ufos Seite saß, um die Geschichte der armen Ritter von Jerusalem, die ihn so sehr zu interessiren anfiengen, ungeachtet er sie noch nicht unter ihrem rechten Nahmen kannte, von ihm zu hören.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Tempelherren.

Ihr habt mir, sagte der Alte, durch eure heutigen Fragen die ganze Geschichte meiner Jugend wieder ins Gedächtniß gebracht, und um euch das was ihr wissen wollt, genau zu erzählen, wird es nöthig seyn, euch auch etwas weniges von mir selbst zu sagen.

Aus meinem Nahmen, welcher der Nahme meines Vaters und Großvaters ist, könnt ihr urtheilen, aus welchem Lande meine Voreltern herstammten. Durch Unglücksfälle wurden sie ins gelobte Land gebracht, welches das Land meiner Geburt ist. Als Jerusalem in die Hände der Christen kam, war mein Großvater mit seinen Kindern bereits in Palästina. Er sowohl als mein Vater waren Kriegsleute, und auch ich ward zu diesem Stande auferzogen. — Die Christenheit war durch den Besitz der heiligen Stadt nicht viel gebessert. Die Balduine, welche den Thron von Jerusalem besaßen, waren keine Gottfriede von Bouillon, und

konnten und wollten die Bedrückungen, die ihre Glaubensverwandten von den Sarazenen auszustehen hatten, weder hindern noch ahnden.

O was für ein Elend war damahls im gelobten Lande! wie viel fromme Seelen, welche, durch die Andacht getrieben, nach Palästina kamen die heiligen Orte zu besuchen, wurden Opfer der Grausamkeit! Wie vielen wurden die Fesseln der Sklaverey angelegt! Wie viele wurden durch Versprechungen und Drohungen in ihrem Glauben irre gemacht, und den Ungläubigen zugesellt! — Mit blutigen Thränen war solcher Jammer zu beweinen; aber es gab Männer unter uns, welche es fühlten, daß in dieser Sache mit Thränen nichts ausgerichtet war, daß man handeln müsse, um der bedrängten Christenheit zu helfen. — Man suchte Beystand in Europa. Die europäischen Könige und Fürsten ließen fleißig das Kreuz predigen, und schickten uns ansehnliche Kriegsheere zu Hülfe, aber diese Hülfe, die uns von aussen zukam, war bey weiten nicht so wirksam, als die, welche aus unserm eignen Lande entstand.

Am Hofe des Königs von Jerusalem lebten unterschiedliche sehr reiche Herren, welche, nachdem sie ihre Jugendjahre in allen Ausschweifungen zugebracht hatten, nunmehr im Winter ihres Lebens darauf dachten, ihre Sünden durch gute Werke zu büßen. — Sie schlossen ihre Palläste und Landhäuser auf, bewirtheten darinnen die Pilger, und schützten sie für Gewaltthat. Die in die Sklaverey Gerathenen, kauften sie mit großen Summen von den Fesseln los, und die Kranken und Verwundeten warteten und verbanden sie mit eigenen Händen; kurz, es kann nichts herrlicheres und

wohl-

wohlthätigeres erdacht werden, als die Anstalten die sie machten. Ihre Gesellschaft vermehrte sich, sie fiengen an gewisse Regeln zu beobachten, die sie sich selbst festsetzten, und nahmen den Nahmen der Hospitaliter an.

Ich war zu dieser Zeit ohngefähr achtzehn oder neunzehn Jahr alt, und diente einem jungen Herrn von großem Hause als Waffenträger. Hugo von Pajens war sein Nahme; schön war er wie der Engel Gabriel, und fromm wie Sankt Johannes, aber, verzeih mirs Gott, auch so arm wie der heilige Lazarus. Seine Armuth verbarg er so gut er konnte, nur vor mir nicht, der ich sie mit ihm fühlte. Er war stolz und ein Ritter. Seine Besoldung, die er als ein Unterhauptmann bey der Leibwache des Königs von Jerusalem hatte, reichte nur eben zu, ihn und mich kümmerlich zu erhalten. Frömmigkeit, Menschenliebe und Trieb zum Wohlthun, durchglühten seine ganze Seele, und ihr könnt euch also vorstellen, wie sein Herz klopfte, wenn er von den Wohlthaten hörte, welche die reichen Hospitaliter den armen Christen erzeigten, und die das Gerücht nie ermangelte mit voller Stimme auszubreiten.

Die Hospitaliter trugen auch Waffen, ob sie selbe gleich zu Anfang selten brauchten. Sie nannten sich auch ausser ihren gewöhnlichen Nahmen Lazarusritter, und sahen es, wie man versichern wollte, nicht ungern, wenn tapfere Männer in ihren Orden traten. Mein Herr kannte das Gewicht seines Schwerts, er brannte von Verlangen, an den guten Werken der Hospitaliter Theil zu nehmen, und eilte zu ihrem Oberhaupte um sich zum Mitglied ihres Ordens zu melden.

Man fragte ihn mit hochmüthiger Miene, wie hoch sich die Summen beliefen, die er zu dem Fond der allgemeinen Wohlthätigkeit liefern könnte? und als Hugo, der eine solche Frage nicht erwartet hatte, mit Erröthen gestand, daß er dem Orden nichts zuzubringen habe, als ein mit Menschenliebe erfülltes Herz, und starke hülfreiche Arme, so beantwortete man ihm dieses auf so eine höhnische Art, daß der junge Mensch endlich auch in Grimm gerieth, und dem ehrlichen Lazarusritter und seinem ganzen Orden tausend empfindliche Vorwürfe machte, die noch zum Ueberflusse wahr waren, und die Hugo, so partheyisch er auch für denselben eingenommen war, und so herrlich er die Einrichtung desselben im Ganzen fand, nicht übersehen konnte. — Der gute Herr! warum schwieg er doch nicht, und lud sich durch seinen heiligen Eifer so mächtige Feinde auf den Hals! — Daß die Hospitaliter unmöglich so viel gute Werke thun konnten, als nöthig gewesen wäre, ihre vormahligen Vergehungen zu büßen; daß Ruhmsucht der Hauptgrund ihrer Mildthätigkeit war; daß der Orden bey seinen unermeßlichen Reichthümern bey weiten nicht so viel that als er thun konnte; daß man unterschiedlichen Mitgliedern Bestechung, Partheylichkeit und tausend andre Fehler mit Recht vorwarf, das war ja landkündig; aber was für eine Unbesonnenheit, alle diese Dinge einem so großen Manne vorzuwerfen, als der Oberste der Hospitaliter war!

Sehr streng wurden dem armen Hugo seine freyen Reden beantwortet, aber keine derselben ahndete man schärfer als den Vorwurf, daß die Lazarusritter, ungeachtet der Waffen, die sie trügen, sich bloß damit

beschäftigten, Unglück zu verhüten, das man hätte abwenden können, und Wunden zu heilen, die man nicht hätte sollen schlagen lassen. — Braucht eure Schwerter, ihr Weichlinge, schrie Hugo in seiner unüberlegten Hitze, setzt euch ins Feld, und demüthiget die Sarazenen, unsere Feinde! Schützt die armen Pilger vor den Wunden, die ihr hernach mühsam in euren Häusern heilet; vertheidiget sie, daß sie nicht in die Hände der Ungläubigen fallen, so könnt ihr der Mühe überhoben seyn, sie mit großen Summen von der Sklaverey loszukaufen; das Geld ist ein Mittel, das ein tapferer Mann nur da brauchen muß, wo das Schwert nicht hinreicht. — Aber eure durch Ausschweifungen entnervten Arme sind zu schwach das Schwert zu führen; und diejenigen, die in diesem Stück an eure Stelle treten könnten, weiset ihr von eurem Orden zurück, weil sie arm sind, weil sie euch nichts anzubiethen haben, als volle ungeschwächte Jugendkraft, und Heldenmuth, der durch unverletzte Unschuld unterstützt wird! — —

Mein Herr verließ das Haus des Hospitaliters mit grimmigen Zorn, und ich, dem er alle seine Angelegenheiten zu entdecken pflegte, hatte genug zu thun ihn ein wenig zur Ruhe zu bringen. Ich zitterte für den mächtigen Feinden, die mein Herr sich gemacht hatte, und besorgte das, was noch am nehmlichen Tage erfolgte: König Balduin nahm ihm seine Bedienung, und Hugo und ich waren nun aufs äusserste gebracht. Daß dieses von der Rache der Hospitaliter herrührte, welche das Herz des Königs in Händen hatten, konnte ein jeder einsehen, und daß wir Jerusalem eilig verlassen mußten, wenn wir nicht noch feind-

seliger von ihnen angegriffen seyn wollten, suchte ich meinen Herrn lange umsonst begreiflich zu machen. Endlich gelang es mir: er entschloß sich zur Flucht, und wollte nur noch vorher seinen Freund, den einzigen den er hatte, Gottfried von Aldemar besuchen. Dieser Ritter, war meinem Herrn in allem gleich; er war eben so jung, eben so gut, und eben so arm als er. Sie liebten sich mit wahrhaftiger Bruderliebe; und Gottfrieden, ungeachtet ihn nichts aus Jerusalem trieb, war es so etwas Schreckliches sich von seinem Freunde trennen zu müssen, daß er sich entschloß seine kleine Kriegsbedienung, von welcher er lebte, aufzugeben und nebst Hugo aus der Stadt, wo seine Feinde wohnten, zu entfliehn. —

Der König von Frankreich hatte voriges Jahr einige Hülfsvölker nach dem heiligen Lande geschickt, welche aber wenig ausgerichtet hatten, und nun zurück berufen wurden. Hugo und Gottfried, entschlossen sich, mit dieser Gelegenheit nach Europa zu schiffen, und während der Seereise einen Anschlag vollends durchzudenken, und auszubilden, welcher meinem Herrn seit dem Streite mit dem Hospitaliter beständig im Sinne lag, und den er seinem Freunde sogleich mitgetheilt hatte. — Dieser Anschlag bestand darinnen, den Lazarusrittern zum Trotz einen Orden zu errichten, der alle die Vorzüge haben sollte, die man bey jenem vermißte. Nicht auf Reichthum, sondern auf Gottesfurcht und christliche Barmherzigkeit sollte er gegründet werden. Sich der Unterdrückten anzunehmen, sollte zwar eine ihrer Hauptpflichten seyn, aber vor allen Dingen wollte man mit dem Schwert in der Hand wachen, um die Unterdrückung zu verhüten. Kein

Lasterhafter sollte unter ihre Gesellschaft aufgenommen werden, keiner der alte Sünden im Ordenskleide zu büßen gedächte, sondern nur Jünglinge, denen man nicht Eine Vergehung aufrücken könnte, und die den Ruhm unbescholtener Tugend mit dem Ruhm heldenmüthiger Tapferkeit verbänden. Was für Foderungen waren dieß, und wie konnten Hugo und Gottfried in einer so verderbten Welt bey denselben hoffen, ihren Anschlag jemahls zu Stande zu bringen.

Ha! schrie Walter, indem er mit glühendem Gesicht aufsprang, ich hätte zu jenen Zeiten leben sollen! Was meynt ihr, lieber Vater, würden die Ritter wohl einen Augenblick gezweifelt haben, mich in ihrer Gesellschaft aufzunehmen? — Fragt euer Gewissen, mein Sohn, antwortete der Alte. Gott kennt mein Herz und die Unschuld meines Lebens, erwiederte Walter mit edelm Stolze. O, daß Gottfried und Hugo noch lebten! — Aber fahr fort, lieber Ufo! brachten die Ritter viel Jünglinge zusammen, die ihres Ordens würdig waren? — Sieben Gefährten bekamen sie in Frankreich, antwortete der Alte, davon einer einiges Vermögen besaß, welches er anwendete, seine Gesellschafter auszurüsten, und ihre Ueberfahrt nach Palästina zu besorgen. Auch sah man am französischen Hofe den Nutzen eines solchen Ordens ein, bestätigte ihn, gab meinem Herrn den Nahmen eines Großmeisters desselben, versahe ihn mit einigen nicht ganz unbeträchtlichen Schenkungen, um seine gute Absicht zu unterstützen.

Bey unserer Rückkunft nach Jerusalem, hatte sich vieles zu unserm Vortheil verändert. Die Ehre und die Unterstützung die Hugo und Gottfried am

französischen Hofe erhalten hatten, und die anständige Begleitung von sieben Rittern und ihren Knappen verschaffte ihnen eine gute Aufnahme bey König Balduin, der sich ohnedem jetzt mit den Hospitalitern entzweyt hatte, und der, um jenen Verdruß zu thun, seine Gefälligkeit so weit trieb, daß er diesen neun Rittern eine ansehnliche Wohnung nahe beym ehemahligen Tempel hingab. —

Hugo, der wohl einsah, daß er etwas von seiner stürmischen Gemüthsart nachlassen müßte, wenn er in seinen Unternehmungen glücklich seyn wollte, überhob sich der Gnade des Königs nicht, und fieng an gefälliger gegen die Hospitaliter zu werden, welches ihm um so viel leichter ward, da sein alter Feind, ihr ehemahliger Großmeister, todt, und der gegenwärtige ein Mann von dem edelsten Charakter war. Sein Orden bekam unter ihm ein ganz anderes Ansehn. Wohlthun war seine Freude, und er erstreckte seine Großmuth sogar auf den neuerrichteten Orden Hugos. Ihn in die Höhe zu bringen, war sein ganzes Bestreben, und da er bey aller Güte seines Herzens, doch etwas stolz war, so war er der erste, der den Nahmen der armen Ritter von Jerusalem, den unsere neun Ritter bisher geführt hatten, anstößig fand, und meinem Herrn rieth, ihn lieber mit einem andern zu vertauschen. —

Alles lachte nun den vor kurzem verachteten und verstossenen Hugo an, alles bequemte sich zu seinen Absichten. Pabst Honorius vereinigte sich mit dem Patriarchen Stephan, den neuen Orden zu bestätigen. Unsere Ritter erhielten ein Ordenskleid, den Nahmen der Streiter Christi, und eine besondere Or-

bensregel, welche der Abt von Clairvaux, Sankt Bernhard, entwerfen mußte. — Sankt Bernhard? rief Walter, Himmel! den kenne ich, den Freund und Anverwandten des edeln Tempelherrn Andreas. Aber sagt mir doch, mein Vater, beym Nahmen des Tempelherrn fällt mir es ein, sind denn etwa die Ritter von denen ihr mir erzählt, die berühmten Tempelritter? Ach, ich kannte einst einen großen edeln Mann dieses Ordens! — O wenn die armen Ritter von Jerusalem Brüder des geliebten Andreas wären! — Ufo foderte hierauf, daß Walter die Ordenstracht beschreiben sollte, die er an dem Tempelherrn gesehen hatte, und meinte, nachdem dieser ihm alles gesagt hatte, was er sich davon erinnern konnte, diese Tracht hätte so wenig Aehnlichkeit mit der Kleidung der Ordensbrüder Hugos, als der Nahme der Tempelherrn mit dem Nahmen der Streiter Christi. Vornähmlich machte ihn das rothe Kreuz und der goldne Gürtel irre, davon Walter Erwähnung that, und das ihm für die Demuth der armen Ritter von Jerusalem viel zu kostbar dünkte.

Daß Ufo ohne es zu wissen wirklich von den Tempelherrn redete, werden meine erfahrnen Leser längst gemerkt haben. Daß aber der einfältige Alte sich sogar nicht in ihren Nahmen und Kleidung zu finden wußte, rührte daher, weil sie Kreuz und Gürtel erst wohl dreyßig Jahr nach Entstehung ihres Ordens, als Ufo schon lange im Kloster war, von Pabst Eugen dem Dritten erhielten, und den erhabenen Nahmen der Tempelherren, in den ersten Zeiten ihrer Demuth und Niedrigkeit noch gar nicht kannten, sondern ihn alsdann erst annahmen, da man schon an=

fieng den Stolz als ihren auszeichnenden Charakter anzusehen. Der goldne Ring des Ritters Andreas, dessen Walter noch zuletzt gedachte, verderbte vollends alles. Ufo behauptete, daß die Streiter Christi nimmer dergleichen weltlichen Zierrath würden getragen haben, und daß sie und die Tempelherren also unmöglich Brüder seyn konnten. Es ist ja wohl möglich, setzte er hinzu, daß nach und nach mehrere geistliche Ritterorden im gelobten Lande entstanden seyn, aber schweigt mir von euren Tempelherren, die armen Ritter von Jerusalem sind mir lieber, als alle Ritter auf der ganzen Welt. Walter mußte sich in diesen Schluß ergeben, so unangenehm er ihm auch war, er suchte die Ursache dieses Mißfallens in seiner Seele; er konnte sie sich nicht recht entwickeln, und bat den Mönch in seiner Erzählung fortzufahren.

Nur wenig ists noch was ich euch zu sagen habe, versetzte Ufo, denn nun naht in meiner Geschichte die Zeit heran, da ich mich von meinem lieben Herrn trennen mußte. Die Zahl der Ritter hatte binnen zehn Jahren bis auf dreyhundert zugenommen. Wie dieses zugieng, ob Hugo von der Strenge seiner ersten Foderungen etwas nachließ, oder ob Tugend und Unschuld damahls bey den Jünglingen jener Zeit etwas gewöhnliches zu werden anfiengen, weiß ich nicht. — Ich glaube das Letzte, rief Walter, wie sollte es dem edeln Hugo möglich gewesen seyn, von der Reinigkeit seiner Ordensregel abzugehn? O, Ufo! stellt euch eine Gesellschaft von dreyhundert Jünglingen vor, alle fromm und heilig wie die Engel Gottes!!! Ja, ihr habt recht, die Streiter Christi sind allen Rittern der Welt vorzuziehn, selbst den

Tempelherren; unter den letzten waren, wie Mathilde oft erzählt hat, viele Gottlose, die den Ritter Andreas haßten und verfolgten, aber unter Hugos Brüdern konnten, konnten keine Bösen geduldet werden. — Ufo lächelte über das Feuer, mit welchem Walter sprach; gut, fuhr er fort, dem sey so, wie ihr denkt. Genug die Anzahl der Streiter Christi wuchs; ihre Siege wider die Ungläubigen breiteten sich aus; die Vortheile, die der Christenheit durch sie zufielen, waren in die Augen fallend; aber — sie blieben ungeachtet ihres neuen Nahmens doch immer die armen Ritter von Jerusalem, denn wie hätte das, was sie besassen, für sie und alle Nothleidende, denen sie zu helfen strebten, zureichen können!

Hugo sahe sich genöthigt, um den Bedürfnissen seines Ordens abzuhelfen, eine Reise nach Europa zu thun. — Er gedachte zum König von England in die Normandie zu reisen, weil dessen Güte, Großmuth und Frömmigkeit bekannt war, und auf dieser Reise war es, da mich das Schicksal von meinem lieben Herrn riß, und mich in dieses Kloster schleuderte. Hört, wie das geschah, wenn ich anders Vermögen haben werde, euch mein Unglück zu erzählen.

Ich und einer meiner Brüder begleiteten Hugo als Waffenträger. Ein unseliger Zwist, dessen Ursache hier zu melden zu weitläuftig wäre, entspann sich zwischen uns beyden; mein Bruder zog das Schwert wider mich, ich dachte mich nur zu vertheidigen, und o Gott, ich hatte das Unglück meinen Bruder ums Leben zu bringen! — Die Sonne verbarg ihr Angesicht für meiner Unthat; der Himmel schwärzte sich; ein schrecklicher Sturm zerscheiterte unser Schiff, das

Meer verschlang alle unsere Reisegefährten, und warf mich und meinen Herrn allein an diese Insel. Himmel! warum mußte ich Verbrecher am Leben bleiben? Warum mußte mein Herr um meinetwillen leiden? Warum mußte das Blut so vieler Unschuldigen noch auf meine ohnedem mit Brudermord belastete Seele geladen werden? Fast wärs unmöglich zu glauben, daß der Allgerechte also richten, daß Gott so viele, die nicht gesündigt hatten, von den Wellen verschlingen lassen sollte, um den Brudermord zu rächen, den ich, der lebendig blieb, begangen hatte. Demohngeachtet war mein Herr dieser Meinung. *) Er machte mir keine Vorwürfe, er bemitleidete mich wegen der Qual meines Gewissens, aber er sagte mir, daß es nun unmöglich wäre, daß wir länger bey einander bleiben könnten.

Die Mönche dieses Klosters verschafften ihm Gelegenheit, seine Reise fortzusetzen, von deren Ausgang ich aber nie etwas erfahren habe, und mir riethen sie, zu Beruhigung meines Gewissens, zur Wallfahrt nach Rom. Ich gehorchte, und der Pabst legte mir zur Buße auf, daß ich auf Lebenszeit in das Kloster der Insel gehen sollte, wo mich die göttliche Rache ans Land geworfen hätte. Ich kehrte also zurück. Fünfzig Jahr sind es nunmehr, daß ich hier gelebt habe. Ich habe es an keiner Buße fehlen lassen, meine Missethat auszulöschen, und doch giebt es noch Stunden, wo sie mit voller Schwere auf meine Seele fällt. Ach Gott, die gegenwärtige ist eine von

---

*) Uebersebt, meine Leser! dem edlen Hugo die Vorurtheile seiner Zeit.

diesen schrecklichen Stunden! — O mein Sohn, was habt ihr gethan? Warum habt ihr mich genöthigt, diese alte Wunde wieder aufzureißen?

Walter ließ es an keinen Bemühungen fehlen, den wüthenden Schmerz zu stillen, der den unglücklichen Greis am Ende seiner Erzählung überfiel; aber viele Tage und Wochen vergiengen ehe sich ein Schimmer der vorigen Heiterkeit auf Ufos Geschichte zeigte.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Die Wallfahrt.

Walter litt viel in der Gesellschaft seines schwermüthigen Freundes, aber selig ist der, welcher frühzeitig lernt, gern den Schmerz des Bekümmerten zu theilen, und das Herz des Geängsteten zu trösten.

Nachdem die Ruhe in Ufos Herzen ein wenig wieder hergestellt war, fand unser Jüngling Zeit zu andern Gedanken. Seine ganze Seele war von demjenigen erfüllt, was ihm der Greis erzählt hatte; und er fand noch tausenderley über das er ihn gern gefragt hätte, wenn er nicht besorgt gewesen wäre, eine abermahlige Erinnerung an die Geschichten der Vorzeit mögte seinen Gram über den Theil der Erzählung, der ihn selbst betraf, von neuem rege machen.

Unser Walter blieb also seinen eigenen Gedanken über die Streiter Christi überlassen, und überzeugte sich je mehr und mehr, daß sie und die Tempelherrn ganz verschiedene Leute wären. Seine Neigung, dereinst den Orden des Ritters Andreas anzunehmen, haben wir im vorhergehenden Kapitel mit einigen Worten bemerkt, aber jetzt lenkte sich sein ganzer Sinn auf die Seite der Streiter Christi, deren rechten Nahmen er verkannte. Ihr Ursprung, ihre Beschäftigungen, die Eigenschaften, die von ihnen gefodert wurden, alles, alles gefiel ihm, sogar ihre Armuth. — Er selbst war arm, und glaubte sich in der Gesellschaft von seines Gleichen wohl zu befinden. Auch war von den Vorurtheilen der Mönche, unter denen er lebte, manches in seiner Seele hangen geblieben: er war nicht abgeneigt, die Armuth für etwas Verdienstliches zu halten, eine Meinung, die so fest in seiner Seele lag, daß, ob er gleich in seinem künftigen Leben oft Besitzer großer Schätze ward, er doch immer dafür sorgte, nicht lange reich zu bleiben, sondern das was er hatte, so geschwind als möglich, unter andere zu vertheilen.

Das Nachdenken über Ufos, meinen Lesern vielleicht nicht halb so wichtige Erzählung, der Wunsch, seine gegenwärtige ihm immer lästiger werdende Lebensart, mit einem Stande zu vertauschen, in welchem sich alles was ihm wichtig war, Andacht, Menschenliebe und Tapferkeit vereinigte, und die Ahndung, daß dieser Wunsch einst würde erfüllt werden, beschäftigten das Herz unsers Walters so sehr, daß er fast gar keinen Wohlgefallen mehr an seinen bisherigen Lieblingsgeschäften hatte.

Er ward noch stiller und ernster als zuvor. Die Harfe ruhte in ihrem ehemahligen Winkel, und Ufo wurde fast nie um neue Erzählungen gebeten. Besonders hatte Walter den Geschmack an den fabelhaften Geschichten des Alterthums verlohren. Was er am liebsten hörte, waren Bruchstücke aus der eigenen Lebensgeschichte des Greises, die er zuweilen ungebeten zum Vorschein brachte. Meistens machten die Erinnerungen voriger Zeiten den ehrlichen Ufo traurig. Walter getraute sich denn nicht weiter in ihn zu dringen, beyde schwiegen, und ihr ehemahliger so angenehmer Umgang hatte auf diese Art, durch eine zufällige Begebenheit, die dem Mönch die Tempelherren in den Sinn brachte, durch ein Gespräch, das sich mit Lachen anfieng, ein ganz anderes Ansehen gewonnen.

Was Walters tiefsinniges und trauriges Wesen vermehrte, war, daß bereits einige Monathe über ein Jahr verflossen waren, seit er die Insel zum erstenmahle betrat, und sich demohngeachtet noch kein Bote von Hunbergen sehen ließ, um ihn aus seiner Einsamkeit abzuholen. Die Klosterherren, welche ihn dieses Jahr über fast nur als Gast behandelt hatten, fiengen nun allgemach an, ihn zu fragen, ob er den Beruf zum Klosterleben in sich bestätigt fühlte, und wohin sich seine Wahl neigen würde, wenn Paul wiederkäme, um ihn um seine Gesinnungen zu befragen? Zuweilen ward auch mit eingestreut, daß der Gesandte der Gräfin von Flandern sehr lang aussenblieb, daß die Gemüther der Grossen veränderlich wären, daß Hunberga vielleicht nicht mehr an ihn dächte, und daß es also auf alle Fälle für ihn das

Beste seyn würde, die Einsamkeit der Welt vorzuziehen. — Selbst Ufo, der zu Anfang, wie wir wissen, dem Jünglinge mehr zum Leben in der Welt, als zum Kloster angerathen hatte, selbst dieser schien sich geändert zu haben. — Er hatte sich, vornehmlich in der traurigen Lage, in die ihn die Erzählung seines Schicksals vor einiger Zeit versetzte, so an die Gesellschaft seines jungen Freundes gewöhnt, daß er glaubte, nicht ohne ihn leben zu können. Es war ihm genug, Walter um sich zu haben, wenn die Unterhaltung mit ihm gleich nicht mehr so angenehm und lebhaft war, wie vordem.

Ufo hatte, ohne es zu wissen, durch die Geschichte der Streiter Christi, das Meiste dazu beygetragen, Waltern das Klosterleben vollkommen verhaßt zu machen. — Ein Jahr, das er in dieser völligen Abgeschiedenheit von der Welt zugebracht hatte, und die tiefen Eindrücke von strenger systematischer Heiligkeit und Andacht, die seine zur Schwermuth geneigte Seele in dieser Zeit erhalten hatte, hätten vielleicht die entgegengesetzte Wirkung gethan, ihm das Geräusch der Welt unausstehlich gemacht, und ein stilles Kloster seinen Augen als den vorzüglichsten Aufenthalt vorgemahlt, wenn nicht Ufos Erzählungen ihm einen Stand geschildert hätten, dem seinem Urtheile nach keiner in der Welt zu vergleichen war. Der Stand eines geistlichen Ritters schien ihm ein so angenehmes Mittelding zwischen Welt und Klosterleben zu seyn, er fand in demselben die Stille und Heiligkeit des einen, mit der Freyheit und Geschäftigkeit des andern, so glücklich verbunden, daß er sich völlig für denselben in seinem Herzen erklärte und nun doppelt sehn-

lich auf die Ankunft Pauls wartete. Er war überzeugt, wenn er wieder bey der Gräfin von Flandern wäre, und ihr selbst seine Wünsche vortragen könnte, so würde sie keine von ihm gewählte Lebensart mißbilligen, und es gern zugeben, daß er das glänzende Schicksal, dazu er, wie sie in ihrem Briefe schrieb, bestimmt war, und das Leben nahe am Throne mit der Fahne der Streiter Christi vertauschte.

Es ward ihm sauer, seine Gesinnungen vor seinem alten Freunde zu verbergen; aber er wußte, daß er ihn durch den Gedanken an die Trennung von ihm beunruhigte, und getraute sich also nicht, eher etwas davon zu sagen, bis er nicht mehr schweigen konnte. Zu dieser Zeit war es, da sich eine Sache zutrug, die nicht allein in das Schicksal unsers Walters, sondern auch der armen Mönche seines Klosters einen sehr großen Einfluß hatte.

Daß man von Marseille nach der Insel des Klosters in kurzer Zeit überschiffen konnte, wissen meine Leser, aber so klein auch dieser Weg war, so wurde er doch selten befahren. Die Einwohner dieser ansehnlichen Stadt, liebten Pracht und Vergnügen zu sehr, als daß sie unsern ernsten schwermüthigen Mönchen, die nichts hatten als den Ruf ihrer Heiligkeit, hätten Besuche machen sollen. Die Klosterherren hatten dagegen einen zu großen Abscheu für der Weltlichkeit die zu Marseille herrschte, und von welcher nur durch Zufall zuweilen ein Gerücht vor ihre Ohren kam, als daß sie Umgang mit den Einwohnern dieser sündigen Stadt hätten suchen sollen. Auch hatten sie der Marseillaner nicht nöthig; die Fruchtbarkeit der Insel, die sie bewohnten, und der Fleiß der

Landleute des Dorfs, das wir schon oft erwähnt haben, war hinreichend, sie mit den wenigen Nothwendigkeiten des Lebens zu versorgen, deren sie ihrer strengen Regel nach genießen durften. — Nie sahe man ein Schiff von der Stadt an unserer Insel landen, als zur Zeit der Erute und der Weinlese, da sich jährlich einige Kaufleute einfanden, den Bewohnern dieser Insel ihren Ueberfluß an Korn und Wein abzukaufen, oder gegen geringe leinene und wollene Zeuge, und andere Kleinigkeiten, die der Insel etwa abgingen, einzutauschen. — Es war also eine höchst unerwartete Erscheinung, als man diesesmahl gegen den Frühling ein Fahrzeug von Marseille an der Insel anlegen sah, und die Verwunderung vermehrte sich, als die Ankommenden ihren Weg nicht nach dem Dorfe, sondern gerades Weges nach dem Kloster nahmen. — Walter sah durch einen Zufall ihre Ankunft, und würde ihnen, weil er Paulen unter ihnen vermuthete, entgegen geeilt seyn, wenn er dieses ohne Erlaubniß hätte wagen dürfen; er begab sich indessen zu Ufo, um ihm seine Muthmaßungen zu entdecken, und beyde erwarteten mit vieler Ungeduld, was sie vernehmen würden.

Die Ankommenden wurden indessen von dem Abte mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit und Demuth an der Klosterpforte empfangen. Er fragte nach ihrem Begehren, und sie antworteten, sie hätten eine Werbung von dem Vikomte von Barral, welcher damahls in Marseille regierte, die sie gern vor den ganzen Konvent ablegen wollten. Ufo und Walter, die nicht mit zu der geweihten Zahl der zwölf vornehmsten Mönche gehörten, erfuhren von dieser Werbung

nichts,

nichts, als nachdem die Abgesandten fort waren, und der betrogne Walter wohl merkte, daß Paul nicht unter ihnen gewesen war. Der Abt ließ Ufo als den Schafner des Klosters zu sich rufen, um ihm einige durch die Botschaft verursachten Befehle zu geben, und redete ihn folgendermaßen an: Endlich, sagte er, endlich hat die göttliche Gnade das Herz der Sünder gerührt, endlich sind unsere Gebete für unsere Brüder in Marseille erhört. Sie wollen sich bekehren, und an dem Fuß unserer Altäre Vergebung suchen. Morgen wird der Vikomte von Barral mit seinem ganzen Hofe und den Vornehmsten der Stadt als Pilger in härenem Gewand, mit bloßen Füßen und unbedecktem Haupte sich bey uns einfinden, und sich vor den Augen des Himmels demüthigen. O daß ihre Herzen alle so rechtschaffen vor Gott mögten befunden werden, als die Herzen ihrer Abgeschickten. Mit bleichem, von den Schmerzen der Buße abgezehrtem Gesicht, mit schwacher kaum hörbarer Stimme, brachten sie ihr Anliegen vor, und ich fühlte bey ihrem Anblicke die Freude der Engel über einen wiederkehrenden Sünder.

Der fromme Abt beschloß seine Rede mit einem Strom von Freudenzähren, und hängte dann seinen Worten nur noch den Befehl an, daß Ufo alles zum Empfang und Bewirthung ihrer frommen Gäste bereit halten sollte. So schlecht auch die Bewirthung seyn mogte, welche büßende Pilger von den Mönchen eines solchen Klosters, wie das unsrige, zu erwarten hatten, so bekamen doch der alte Schafner und sein junger Gehülfe für diesen Tag Geschäfte die Menge, und wir, um sie nicht zu stören, wollen uns etwas anders zu thun machen, und unsern Lesern nur wenige Worte

sagen, um ihre Begriffe von den Marseillanern zu berichtigen, ehe dieselben auf unserer Insel anlangen.

Der Abt des Klosters beurtheilte diese guten Leute auf doppelte Art falsch; sie waren weder so böse, als er sie bisher gehalten hatte, noch so fromm als er sie jetzt glaubte. Ihre ganze Gottlosigkeit bestand darinnen, daß sie Spiel, Tanz, Gesang und Liebe für die Glückseligkeit des Lebens hielten, sich ihres Reichthums und der paradiesischen Gegend, die sie bewohnten, freuten, und übrigens, wenn sie es auch mit den Uebungen strenger Andacht nicht allemahl sogar genau nahmen, doch diesen Abgang durch überflüßige Werke der christlichen Mildthätigkeit ersetzten, in welchen sie eher zuviel als zu wenig thaten.

So war es mit ihrem sündlichen Leben beschaffen, und mit ihrer gegenwärtigen Buße, die den frommen Klosterherrn so sehr rührte, und ihren durch Reue und Gram abgezehrten Wangen, die ihm so erbaulich vorkamen, hatte es auch seine eigene Bewandtniß. Ihre Sünden durch eine Wallfahrt zu büßen, war freylich, nach den Sitten der damahligen Zeit, ihr ganzer Ernst; ob ihnen aber diese Sünden jemahls in den Sinn gekommen seyn würden, wenn sie nicht das große Elend in welchem sie sich gegenwärtig befanden, daran erinnert hätte, das wissen wir nicht zu sagen.

Ein mit sarazenischer Beute beladenes Schiff aus dem gelobten Lande, hatte den unglücklichen Einwohnern von Marseille die Pest mitgebracht. Tausende von ihnen waren schon dahin, und die Uebrigen, welche, wie das Ansehn der Abgeschickten auswies, dem Tode fast schon im Rachen waren, entschlossen sich, das Schwert des Würgengels durch alle ersinnliche Buß-

übungen von ihren Nacken abzuwenden. Oeffentliche Gebete, Fasten, Almosen, alles war schon die Reihe hindurch ohne Erfolg gebraucht, nur Wallfahrten fehlten noch; aber wir wissen nicht, ob sie keine heiligen Orte in der Nähe, oder ob sie zu ihren eignen Heiligen kein Vertrauen hatten, oder ob man vielleicht, welches uns am wahrscheinlichsten dünkt, an allen von der Seuche noch unangesteckten Orten, die Ehre verbat, sie bey sich zu sehen; kurz, sie entschlossen sich, bey unsern frommen Mönchen einen bußfertigen Besuch abzulegen. Sie kamen, wurden mit offnen Armen empfangen, bekannten ihre Sünden, erhielten Vergebung und himmlischen Segen, athmeten mit der reinen aetherischen Luft der glücklichen Insel Gesundheit ein, und hinterließen ihr den Tod.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Der Tod tritt in die Fußstapfen der Pilger von Marseille.

Verzeihet, meine Leser, daß ich euch nichts Umständliches von dieser Wallfahrt erzähle, sie war so beschaffen, wie alle damahls gewöhnlichen; nur ihre Folgen waren merkwürdig. Mit reichen Geschenken besuchten die Pilger die Altäre des Klosters, aber nichts wurde von den frommen Mönchen angenommen. Nehmt eu-

re Schätze zurück, sagte der Abt, und theilt sie unter diejenigen aus, welche ihrer bedürfen; Ihr werdet in eurer Stadt mehr Dürftige finden, als auf unserer Insel, die uns das, was wir nöthig haben, reichlich darbeut. — Die Pilger gehorchten in Demuth, ließen aber doch einen Theil ihrer Gaben im Dorfe zurück, wo, wie wir wissen, der Ueberfluß, den der genügsame Abt rühmte, nicht in allen Hütten in gleichem Maße herrschte.

Mit redlichen Herzen gaben die frommen Büßenden, ohne zu ahnden, daß die, welche sie begabten, durch ihre Geschenke in das äußerste Elend gestürzt wurden; sie hätten es denken können, aber welcher Kranker denkt wohl bey dem Uebel das ihn verzehrt, an etwas anders als an sich selbst? Zu dem hielten sich alle diese Waller noch für unangesteckt von der Seuche, die in ihrer Stadt wüthete, und glaubten dadurch, daß sie von dem Uebel, das ihre Andacht rege machte, schweigen, und dadurch Furcht und Abscheu vor ihnen bey den Insulanern verhüteten, diese guten Leute für aller Gefahr gesichert zu haben.

Schon des andern Tages nach der Wallfahrt, wurden zween von unsern Mönchen ins Dorf gerufen, Kranke zu trösten, und Sterbende zur ewigen Ruhe einzuweihen. Sie selbst kehrten krank zurück, und folgten denen, die sie zum Tode bereitet hatten, in wenig Tagen nach.

Ufo ward nebst Waltern ins Dorf geschickt, Lebensmittel zu holen, hörte daselbst das erste Wort von der Muthmaßung, daß die Pilger aus Marseille der unglücklichen Insel die Pest zurückgelassen hätten, und hütete sich wohl, etwas von den vergifteten Speisen

und Getränken mit sich zu nehmen. Er hatte bey seiner Heimkunft kaum so viel Zeit, dem Abte die Nachricht von dieser schrecklichen Sage zu bringen; denn auch er ward, ungeachtet aller seiner Vorsichtigkeit, von dem schrecklichen Uebel aufs Krankenlager geworfen. Waltern erhielt seine Jugend und Stärke; er war im Stande seinen Freund mit der zärtlichen Sorgfalt eines Sohns zu warten, aber — alles war vergebens. Ufo starb des dritten Tages in seinen Armen, ohne daß er den Trost gehabt hätte, den letzten Segen aus seines Gefährten Munde zu erhalten, denn das Gift der Krankheit hatte schon zeitig seinen Verstand benebelt. —

Fodert nicht von mir, meine Leser, daß ich euch die Empfindungen unsers Jünglings bey dieser Gelegenheit schildere; ihr könnt es euch denken, wie sehr der Verlust seines Freundes sein Herz angreifen mußte, und doch würde er vielleicht zu anderer Zeit noch mehr gefühlt haben, als jetzt, da sich überall Gegenstände des Schmerzens seinen Augen darstellten und seine Empfindungen theilten. — Die Bewohner des Klosters wurden einer nach dem andern von der Seuche angegriffen, und bald kam es dahin, daß Walter noch der einzige Gesunde im ganzen Kloster war. Unmöglich würde es ihm gewesen seyn, alle Kranke, die auf seine Pflege warteten, zu versorgen, wenn ihre Anzahl nicht bald bis auf die Hälfte abgenommen hätte. Stündlich kamen Boten aus dem Dorfe, die geistliche Hülfe der Mönche für ihre sterbenden Freunde zu erbitten; sie fanden die guten Väter theils selbst sterbend, theils in dem kläglichsten Zustande. Die Post, die sie zurück brachten, machte bald, daß man im Dor-

se glaubte, die Pest hätte das Kloster völlig verödet, und alle fernere Wege nach demselben würden also vergeblich seyn; ein Wahn, welcher vielleicht das einzige Mittel war, einige von Walters Kranken zu retten. Durch seine Wartung blieben, nebst etlichen Layenbrüdern, fünfe von den Mönchen und der Abt beym Leben; seine Pflicht hierinnen so redlich zu thun wie er, dazu gehörte fast übermenschliche Anstrengung. Er handelte wie er handeln mußte, ohne zu fühlen wie viel er that. — Die Todten zu beerdigen, war für Walters sinkende Kräfte unmöglich. Nur Ufo und die beyden zuerst Verstorbenen erhielten diese Ehre, die andern mußte Walter, so sehr es ihn auch kränkte, daß er ihre Gebeine nicht mit geweihter Erde bedecken konnte, dem Meere anvertrauen.

Fürchterlich stürmte das Meer in diesen traurigen Tagen; es war, als ob es sich scheute die heiligen Leichname, die Walter ihm übergab, einem anständigeren Grabe zu entreißen. Auf der Insel wütheten gleichfalls Stürme, die dem Erdbeben nahe kamen. Der wegen seiner Baufälligkeit unbewohnte Theil des Klosters, stürzte vollends ein, und zu der Sorge, die der abgemattete Walter wegen seiner Kranken hatte, gesellte sich oft die Furcht, nebst ihnen unter den Ruinen des Klosters begraben zu werden. — Aber so fürchterlich auch diese Dinge unserm Jünglinge waren, so gereichten sie doch zum Besten, der dem Ansehen nach, nun fast ganz ausgestorbenen Insel. Die Stürme reinigten die vergiftete Luft Walters Kranke fiengen an, sich zu erholen, und waren bald im Stande, ihrem liebreichen Wärter, ihren Lebenserhalter, das zu vergelten, was er an ihnen gethan hatte.

Von tödtlicher Ermattung aufs äusserste gebracht, sank er nun selbst auf das Krankenlager; aber seine Krankheit war nicht jene giftige Seuche, die, wie es schien, nun gänzlich ausgewüthet hatte, sondern blos Erschöpfung seiner Kräfte, die durch seine Jugend, und den Beystand der wiedergenesenden Mönche, bald völlig überwunden ward.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Ein Fest, das, wie bey vielen geschieht, sich mit traurigen Ahndungen endiget.

Der Tag der völligen Wiederherstellung unsers Walters, war für die wenigen Bewohner des Klosters ein Freudentag. Hatten die guten Greise ihn vorher wegen seiner Jugend, Schönheit und guten folgsamen Gemüthsart geliebt, so verehrten sie ihn nun wie einen Heiligen. Sie sahen große Dinge von seiner frühen Tugend voraus, und wer weiß, was ihm in Zukunft für Ehre wiederfahren wäre, wer weiß, ob man ihn nicht dereinst unter die Zahl der Heiligen des Klosters aufgenommen hätte, wenn er sich das Anerbieten des Abts hätte gefallen lassen, das er ihm am Tage seines ersten Ausgangs zum Glückwünschungsgeschenk machte.

Mein Sohn, sagte er, ich biethe euch eine der ersten Stellen unsers Klosters an. Ich stoße mich

hierbey nicht an eure Jugend, auch soll hier weder vom Probejahr noch Noviziat weiter die Rede seyn. Ihr tretet gleich ohne weitere Prüfung in eure Stelle ein, denn mich dünkt endlich eure Frömmigkeit und Treue ist geprüft und bewährt gefunden worden! Eure wenigen Jahre, die in manchen Augen euch unfähig machen könnten, euren Platz unter Greisen zu behaupten, werden mehr dazu dienen, eure Verdienste in ein helleres Licht zu setzen, als daß sie euch an der Ehre, die ich euch zudenke, hinderlich seyn sollten.

Walter, der durch alle das Schreckliche, das er auf dieser Insel erlebt hatte und durch den Tod des guten Ufo, desjenigen, der ihm die Trennung vom Kloster am schwersten gemacht haben würde, seine Abneigung für dem Aufenthalte in dieser Einsamkeit unendlich verstärkt fühlte, dankte dem Abte, und ließ es, um ihn nicht durch eine ganz unüberlegte abschlägige Antwort zu kränken, für heute dabey bewenden, daß er um Bedenkzeit bat.

Der Abt war mit dieser Antwort zufrieden, und schlug unserm Jünglinge vor, mit ihm einen Spaziergang an das Ufer des Meeres zu machen, und die Erstlinge des Frühlings zu genießen, welcher, bisher von Sturm und Ungewitter aufgehalten, sich nun in aller der Schönheit einstellte, mit welcher er diesen glücklichen Gegenden zu erscheinen pflegt, und die euch zu schildern ich zu schwach bin. — Alle Einwohner des Klosters begleiteten den Abt und seinen Gefährten, und sie wählten mit Vorsatz die Seite des Meers, welche gleich hinter ihrem Kloster lag, weil sie noch nicht wußten, ob sie der Gegend der

Insel, welche nach dem Dorfe führte, trauen dürften.

Sie hatten indessen nicht lange in diesem Bezirk verweilt, als ihr Muth wuchs, und theils die Reinigkeit der Luft, welche überall gleich zu seyn schien, theils Verlangen, von dem Ergehen ihrer Brüder, der ehrlichen Landleute, etwas zu wissen, sie weiter ins Land hinein lockte. Und o welche Freude, als sie in einiger Entfernung eine gute Anzahl Arbeiter gewahr wurden, welche im Felde geschäftig waren, um das nachzuhohlen, was schon längst hätte gethan seyn sollen, aber bisher, wegen des ausgestandenen Elends, und der unfreundlichen Witterung hatte versäumt werden müssen.

Unbeschreiblich war die Freude unserer Klosterleute, als sie durch das ziemlich frische Ansehn der Arbeiter überzeugt wurden, daß auch hier das Schwert des Würgers völlig aufgehört hatte zu wüthen. — Sie verdoppelten ihre Schritte und wurden von den Landleuten mit einem Freudengeschrey empfangen. Man hatte im Dorfe das Kloster für ganz ausgestorben gehalten, und aus Furcht vor der vergifteten Luft, sich nicht in die Nähe desselben getraut.

Freudenthränen, Umarmungen und gegenseitige Segenswünsche folgten auf die erste geräuschvolle Freude, aber auch diese wurden bald durch Erzählungen des ausgestandenen Elends, durch Fragen nach diesen und jenen Bekannten, und durch erneuerte Betrübniß über so manchen, welcher der Wuth der Seuche hatte unterliegen müssen, unterbrochen. Walter mißte so manchen aus dem Dorfe, der ihm lieb gewesen war, und die, welche noch übrig geblieben

waren, so sehr sie sich auch freuten, ihren jungen Wohlthäter gerettet zu sehen, so trauerten sie doch, daß sie seinen treuherzigen Gefährten Ufo nicht mehr an seiner Seite sahen.

Laßt uns diesen Tag, den uns Gott zur Freude gegeben hat, nicht durch Thränen entweihen, sagte endlich der Abt, indem er seine Augen trocknete, laßt uns hier gemeinschaftlich ihm danken, der uns dem Rachen des Todes entriß, und dann vor seinem Angesicht uns feyerlich verbinden, uns so wie wir vormahls thaten, gegenseitig wie Brüder beyzustehn. Vielleicht, daß wir durch seine Gnade die alten glücklichen Zeiten noch wieder erleben können.

Die Forderung des Abts ward feyerlich ins Werk gerichtet, und die Landleute thaten hierauf den Vorschlag, ein gemeinschaftliches Mahl unter freyem Himmel zu halten, ein Einfall, der den meisten der geistlichen Herren auch darum willkommen war, weil ihnen, als Wiedergenesenden, die sparsame Kost, die sie bisher allein aus den Vorräthen des Klosters hatten nehmen müssen, indem ihnen aller Zufluß aus dem Dorfe abgeschnitten war, nicht mehr hinlänglich seyn wollte.

Die Arbeit ward also von den Landleuten für diesen Tag, der sich schon zu neigen begunte, auf die Seite gesetzt; ein Theil von ihnen beschäftigte sich, Anstalt zu einer ländlichen Mahlzeit auf dem grünen Rasen zu machen, indeß der andere die Mönche, welche begierig waren, alle Geretteten zu sehen, ins Dorf begleitete, und wer ihnen aus demselben folgen wollte, zum bereiteten Mahle abholte.

Unmöglich ists die Empfindungen zu schildern, die bey diesem kleinen unvorhergesehenen und unvorbereiteten Feste herrschten. Nie haben wir uns gewünscht an einem Königsmahle Theil zu nehmen; aber hier, in einer der herrlichsten Gegenden, welche die ganze Natur, die rund umher in ihrer vollen Pracht erschien, in einer Gesellschaft von Leuten, die nur eben dem Tode entgangen, nun gleichsam ein neues Leben anfiengen, die zwar in ihrem Kreise manche Lücke sahen, welche sonst von einem ihrer verstorbenen Freunde ausgefüllt wurde, die aber auch manchen verlohren gegeben hatten, der nun wieder so wie vormahls an ihrer Seite saß — ja an einem solchen Feste hätten wir Theil nehmen mögen. Selbst die Schwermuth, selbst die Thränen, die sich in die laute dankbare Freude der Geretteten mischten, selbst diese würden etwas dazu beygetragen haben, uns das Ganze noch rührender und interessanter zu machen.

Der Ort, wo dieses Gastmahl gehalten wurde, hatte die Aussicht gerade auf die Anfuhrt zwischen den beyden Felsen, wo Walter zuerst ans Land gestiegen war. Die Sonne tauchte sich auf der einen Seite eben so glühend ins Meer, und der Vollmond schwamm auf der andern eben so hell und silberrein in der heitern Luft wie damahls. Alles schien sich in Walters Seele zu vereinigen, um ihm das Andenken jenes Tages recht lebhaft ins Gedächtniß zu rufen, und wie konnte er an denselben denken, ohne es doppelt stark zu fühlen, daß schon viel über ein Jahr verflossen war, seit er diese Insel zuerst sah, und daß Paul ungeachtet dieser langen Zeit immer noch nicht kam! Er dachte in diesem Augenblicke, nichts könne

ihn froher machen, als die Erscheinung von Hunbergens Boten, und sein Anblick würde im Stande seyn, alles was ihn beunruhigte, zu heben; indessen sollte er doch diesen Abend erfahren, wie sehr er sich in seinem Urtheil irrte.

Die Mönche waren eben im Begriffe von ihren gastfreyen Wirthen Abschied zu nehmen, und in ihr Kloster zurück zu kehren, als man von Marseille her, in einer kleinen Entfernung vom Lande ein Fahrzeug wahrnahm, welches schien, zwischen den beyden Felsen einlaufen zu wollen. — Die Mönche zitterten bey diesem Anblicke; sie erinnerten sich an das Elend, das ihnen die letztangekommenen Schiffe von dieser Stadt mitgebracht hatten; aber die Landleute trösteten sie, und versicherten, daß sie bereits mit unterschiedlichen Fischern gesprochen hätten, welche einhellig behaupteten, daß Marseille sowohl als die Insel, die Seuche völlig überstanden hätte.

Man ließ also das Fahrzeug ungehindert landen, und Walter, welchem ahnden mußte, wen es mit sich führte, eilte ihm entgegen, um Hunbergens Abgeschickten, dafern er es wäre, sogleich zu empfangen. — Er war es, und wer ist im Stande, Walters Entzücken zu beschreiben! — Paul konnte kaum vor den ungestümmen Liebkosungen des Jünglings athmen, und er beantwortete sie so schlecht, als man es bey einem Manne von seiner kalten Gemüthsart erwarten kann; doch lag noch etwas mehr als blosse Kälte in seinem Betragen. — Walter wurde dieses bald gewahr; er ließ ihn aus seinen Armen, wagte nicht Eine von den Fragen, die er für ihn in Bereitschaft hatte, und ließ es dabey bewenden, daß er ihn den Mönchen,

welche sich gleichfalls dem Ufer genaht hatten, entgegen führte.

Der Abt war nicht so bedenklich wie Walter; er legte dem Ankommenden wohl zwanzig Fragen vor, welche dieser aber bloß mit der Bitte beantwortete, daß man ihm für diesen Abend die Ruhe gönnen, und sein Anbringen des andern Tages vernehmen möchte. Man machte sich auf den Weg nach dem Kloster. Still und traurig gieng Walter neben Paulen her, faßte zuweilen seine Hand, oder blickte forschend in seine zur Erde gesenkten Augen, aber fragen mogte er ihn nichts; denn sein ganzes Wesen zeigte, daß er nichts Erfreuliches mitbrachte. Schlaflos brachte unser armer Jüngling die Nacht zu, und harrte dem Morgen entgegen, an welchem er erfuhr, was wir im folgenden Kapitel hören werden.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Walters Hoffnungen gehen zu Grunde.

Ich bedaure euch, junger Herr, sagte Paul, wenn ihr euch von meiner Ankunft viel Gutes versprochen habt. — Ihr erfahrt es vielleicht heute zum erstenmahl, werdet es aber noch oft in eurem Leben erfahren, wie sehr man sich in seinen Rechnungen auf die Zukunft betrügt.

Das Beste was ich euch mitbringe, ist der Rath, da zu bleiben, wo ihr seyd, und euch nicht in eine Welt zu sehnen, wo es so hergeht, wie in der unsri-

gen. Ich selbst komme in der Absicht auf die Insel, meine Tage hier zu beschließen, und da, wie ich sehe, die Anzahl eurer Mönche so abgenommen hat, so glaube ich nicht, daß man viel Schwierigkeiten machen wird, mich aufzunehmen.

Walter war vor Schrecken so erstarrt, daß er nicht im Stande war, ein Wort auf diesen tröstlichen Eingang zu antworten.

Ja, fuhr Paul fort, zu Montçon ists auf die Letzt wunderlich zugegangen, und die gute Gräfin hat endlich auch erfahren müssen, was man von allen Wohlthaten, die man seinen Feinden erzeigt, was man von aller Aufopferung hat. — Die meiste Zeit nach meiner Rückkunft auf dem Schlosse lebten wir ziemlich ruhig. Eure Briefe, die ich mitbrachte, wurden wohl aufgenommen, und fleißig gelesen, und die Gräfin nebst Fräulein Mathilden hatten keine andere Sorge, als wenn sie an euch dachten, und keinen Verdruß, als wenn etwa Klage aus dem Kloster über Graf Philipps Töchter kam.

Ich war noch nicht gar lange nach Montçon zurück, so ließ sich der Vater dieser liebenswürdigen Fräuleins, der Mörder unsers guten Tempelherrn, bey der Gräfin melden, um Abschied von ihr zu nehmen. Der Pabst hatte ihm etwas an den vier Jahren erlassen, die er vor seiner Abreise nach Palästina im Kloster zubringen sollte. Hunberga fürchtete, durch seinen Anblick alle ihre alten Wunden wieder aufgerissen zu sehen, und ließ ihn abweisen; ein Schimpf, welcher vielleicht das Unglück beschleunigt hat, das nun über die arme Dame losgebrochen ist. Denn daß das Ganze, eine von Graf Philipp und

seinen Leuten angestiftete Sache ist, das laß ich mir nicht ausreden.

Aber, mein Gott, was denn? schrie Walter. — Ich sehe wohl, ihr habt das Fragen noch nicht verlernt, versetzte der andere mit einem unwilligen Blick, wartet nur ein wenig, so werdet ihrs erfahlen. Eine geraume Zeit nach Graf Philipps Abzug verstrich uns ruhig und angenehm. Wir wurden nicht mehr von Klagen aus Annens und Editens Kloster bestürmt. Graf Philipp hatte, wie wir erfuhren, seine schönen Töchter in demselben besucht, ob er sie aber heraus genommen, oder nur der Oberin untersagt hatte, sich mit ihren Beschwerden an die Gräfin zu wenden, das wußten wir nicht, bekümmerten uns auch wenig darum. — Wir rechneten schon die Zeit aus, wenn ich mich auf den Weg machen müßte, um euch von hier abzuholen, und die Gräfin ließ alle Anstalten zu ihrer Reise nach England machen, um entweder vor eurer Rückkunft wieder in Montçon zu seyn, oder dafern ihr am brittischen Hofe alles nach Wunsche glückte, uns zeitig genug Nachricht zu geben, damit auch wir, ihr und ich, uns gleich dahin wendeten.

So standen die Sachen, als unsere Ruhe durch die Nachricht von dem Tode des Abts von Clairvaux unterbrochen wurde. Ihr werdet euch erinnern, daß es kurz vor eurer Abreise aus Montçon einige Verdrüßlichkeiten mit ihm wegen Blondels gab; aber diese waren längst beygelegt, und wir sahen den ehrwürdigen Abt sehr oft in unserm einsamen Schlosse. Die Gräfin hatte ihn zum Vertrauten aller ihrer Heimlichkeiten gemacht, sie hatte ihm sogar nichts von

dem, was eure Geburt betraf, verschwiegen, und diese Vertraulichkeit hatte so ein gutes Vernehmen unter ihnen verursacht, daß kein Vater seinen Kindern mehr Liebe beweisen kann, als Sankt Bernhard unsern beyden Damen. Aber nur kurze Zeit dauerte diese Glückseligkeit; auf einer seiner Rückreisen von uns nach seiner Abtey, wurde er vom Schlage getroffen, und die traurige Nachricht von seinem Tode war gleichsam der Vorbote einer andern, die noch einen viel größern Einfluß auf das Glück unserer guten Gräfin hatte.

Graf Mathias von Boulogne, der Bruder Graf Philipps, pflegte ungeachtet der Feindschaft, in welcher Letzterer mit Hunbergen lebte, uns zuweilen zu besuchen, und die Gräfin konnte ihn als ein gutes unschädliches Geschöpfe, das nicht weiter Böses that, als es mußte, ganz wohl leiden. Oft hatte er erklärt, daß er nichts von den Uneinigkeiten wissen wollte, die zwischen ihr und den Kindern ihres Gemahls obwalteten, und daß er nichts mehr wünschte, als ihr, der Gemahlin seines Vaters, zu beweisen, daß er gut für sie gesinnt wäre. Die Gelegenheit, dieses Versprechen zu erfüllen, erschien nur gar zu bald, und er nützte sie so gut er konnte.

Eines Abends kam er ganz ausser Athem ins Schloß gesprengt, eilte zur Gräfin und überreichte ihr einen offenen Zettel. Hier, Mutter, sagte er, nehmt diesen Brief, er ist von meinem Vater. Er enthält traurige Nachrichten, ich sage es euch zuvor; aber so unangenehm mir es auch ist, ein böser Bote zu seyn, so habe ich mich doch dazu gedrungen, da-

mit ich euch in der Unruhe, die euch diese Dinge verursachen werden, beyräthig seyn kann.

Hunberga nahm das Blatt mit zitternden Händen, und las, was ihr gleich auch lesen sollt; denn dieser Brief ist das Einzige, was mir die gute Gräfin in der Eil an euch mitgeben konnte. Vielleicht wußte sie kaum selbst recht was sie that, als sie mir ihn gab. — Walter zitterte vielleicht eben so sehr als Hunberga gezittert hatte, als er den Brief aus Pauls Händen nahm, und las folgende Worte:

„Der sterbende Theoderich versichert Hunbergen von Montbarry, nun nicht mehr seine Gemahlinn, daß er ihr verzeiht, und ohne Groll gegen sie aus der Welt geht. Aber wissen soll sie es gleichwohl, daß alle ihre Unthaten ihm bekannt sind, daß er es weiß, daß der in ihrem Hause erzogene Jüngling Walter, den sie ihm als einen Sohn Rosemundens von Klifford angab, ihr eigner Sohn, aber nicht der Seinige ist; daß ich es weiß, da sie durch boshafte Verhetzung schuld war, daß mein unglücklicher Sohn Philipp seine Hände mit dem Blute des Tempelherrn ihres Bruders befleckte; daß sie sich auf Unkosten meines Landes und meiner Kinder zu bereichern suchte; daß sie — doch wie wollte ich alles nennen, wodurch sie sich meiner Liebe und meines Nahmens unwürdig gemacht hat! Es sey hiermit genug ihr zu beweisen, daß ihr nicht unrecht geschieht, wenn ich sie hiermit aus meinen Landen verweise, und ihr gebiete, Montçon, welches sie bisher durch meine Güte besessen, meinen beyden unschuldigen Enkelinnen, Anna und Edita, abzutreten, welche sie boshafter Weise, ohne einige gegebene Ursache, ins Kloster verstoßen hat;

jedoch, um ihr meine Schonung und den ganzen Umfang meiner ehemahligen Liebe zu zeigen, soll es ihr erlaubt seyn, sich in ein Kloster zu begeben, das sie selbst wählen mag, und in welchem man für eine Stelle für sie sorgen wird, aber nur allein für sie; denn es soll ihr nicht erlaubt seyn, ein gewisses Mädchen mit sich zu nehmen, welches, wie ich höre, in Pilgertracht sich bey ihr aufhält, und sich fälschlich für eine Gräfin von Tripoli ausgibt. — Man überlasse diese Person ihrem Schicksale, und dem, was meine mitleidige Enkelinnen etwa für sie thun wollen."

„Geschrieben von meines Sohns Philipp eigner Hand, und unterzeichnet mit der meinigen

Theoderich Graf von Flandern."

Walter war nicht im Stande, eine Sylbe zu dem zu sagen, was er eben gelesen hatte, so beklemmt war sein Herz; er winkte bloß Paulen weiter zu reden.

Obgleich, fuhr dieser fort, Hunberga diesen Brief in meiner Gegenwart erhielt, so kann ich doch nicht sagen, ob sie vermögend war, ihn zu Ende zu lesen, oder auf was für Art sie ihre Empfindungen bey demselben äusserte. Die Bedienten erhielten gleich zu Anfangs Befehl, das Zimmer zu verlassen, und ich weiß nur so viel, daß Fräulein Mathilde mich nach einer Stunde rufen ließ, und mir halb ausser sich Befehl gab, dafür zu sorgen, daß die englische Reise, die erst in einigen Tagen angesetzt war, sogleich vor sich gehen könnte. Zum Glück war bereits alles Nöthige besorgt, und wir hatten nichts weiter nöthig, als die Pferde vor die Wagen legen zu lassen. Die Gräfin wollte ohne alles Gefolge reisen, sie nahm nur einen einzigen Wagen, und vergönnte sogar mir nicht

sie zu begleiten. In einer Art von Fühllosigkeit wurde sie von dem Grafen von Boulogne in den Wagen gebracht, Mathilde und eine einzige Kammerfrau setzten sich zu ihr, und Graf Mathias sorgte, daß nichts von ihren Kostbarkeiten zurück blieb; Hunberga und Mathilde würden in der Bestürzung, in der sie waren, ihren Feinden vielleicht alles zur Beute gelassen haben. — Ich stand weinend an dem Wagen, und fragte meine Gebieterinn, ob sie nichts an ihren Walter zu bestellen hätte. Hier, sagte sie mit einer hastigen Art, indem sie Theoderichs Brief hervorzog, gebt ihm dieses Blatt, so hat er genug. Sagt ihm, daß ich unschuldig bin. Der Wagen fuhr fort, und wenig Stunden hernach rückten Soldaten zu Montçon ein, von denen ich nicht weiß, wem sie angehörten. Ihr Anführer wunderte sich, die Gräfin nicht mehr zu treffen; er hatte Befehl, sich ihrer und Mathildens zu bemächtigen. Des andern Morgens wurden Graf Philipps Töchter als nunmehrige Frauen und Gebieterinnen von Montçon erwartet; ich eilte aus dem Schlosse, um ihren verhaßten Anblick zu vermeiden; die meisten von Hunbergens Bedienten dachten, so wie ich, so daß die lieben Fräuleins ihre neue Residenz ziemlich verödet gefunden haben werden.

Ich beschleunigte meine Reise zu euch und zu diesem Kloster, wo ich mein Leben zu beschliessen gedenke; ich dachte meinen Weg in ungewöhnlich kurzer Zeit zu endigen; aber anfangs hielten mich Krankheit und Ungewitter, und zuletzt das Gerücht von der Pest, die zu Marseille wüthete, auf, und es war also unmöglich, zu der Zeit hier anzulangen, da ihr mich erwarten konntet. Wohl mir, daß ich diese glückliche

Insel nunmehr betreten habe, nie will ich sie wieder verlassen, und ich rathe euch, das nähmliche zu thun.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Etwas von der schönen Grasende.

Walter befand sich in so einem Wirbel von traurigen Empfindungen, daß er nicht vermogte auf Pauls letzte, ihm so unangenehme Worte zu antworten. Alle seine Hoffnungen waren zerstört, seine Wohlthäterinn beschimpft und verjagt, seine Feinde triumphirten, und ihm war aller Anschein von Möglichkeit benommen, die einen zu demüthigen, die andere zu retten, und sich selbst aus einer Lage zu reißen, von welcher er nie lebhafter gefühlt hatte, daß er nicht für sie geschaffen wäre, als jetzt.

Er stand schweigend von des Erzählers Seite auf, nahm das Blatt mit sich, das Hunberga ihm in der Angst ihres Herzens geschickt hatte, gleich als wollte sie ihn zur Rache auffordern, und suchte die Einsamkeit.

Wie in diesen Stunden der Ueberlegung Gedanken und Empfindungen in seiner Seele wider einander stürmten, wie oft er Entschliessungen faßte und wieder verwarf, und wie viel er bey diesem Kampfe litt, das will ich mit Stillschweigen übergehen, und nur meinen Lesern das Resultat von allen diesem melden, welches dieses war: Das Kloster je eher je lie-

der zu verlassen; als Pilger nach dem gelobten Lande zu gehen; allda eine Stelle unter den Streitern Christi zu suchen, sollte es auch anfangs nur als dienender Bruder seyn; sich schnell durch Heldenthaten empor zu schwingen; Hunbergen an Philippen zu rächen; Sie in alle ihre Rechte wieder einzusetzen, und alsdann erst sich in ihre und Mathildens Arme als Sohn und Bruder zu werfen, und mit ihnen glücklich zu seyn. — Dachte er sich zu diesem noch, daß er alsdann vollständige Nachricht von seiner Geburt erhalten; daß er erfahren würde, wer diese Rosemunde Klifford sey, die er aus Theoderichs Briefe nun als seine Mutter kannte, so füllte unaussprechliches Entzücken seine Seele. Neue Scenen von unbekannter Glückseligkeit erhuben sich vor seinen Augen, Scenen, die auf das seltsamste mit Auftritten von Wuth und Rache durchwebt waren. Er wollte alles wissen, was diese geliebte, unglückliche, unschuldig ermordete Rosemunde anging; wollte ihr Blut an ihren Feinden rächen, ihrer Asche Ehrendenkmahle aufbauen, sich vor seinen Vater stellen, den er zwar noch nicht kannte, dem er aber in seinen Gedanken den höchsten Rang beylegte; wollte sich ihm als einen seiner nicht unwürdigen Sohn zeigen; wollte seine Brüder umarmen, deren er, wie ihm Hunberga einesmahls sagte, so viel hatte, und o Gott, was wollte er nicht alles thun! — Mit glühenden Wangen, mit starr vor sich hingerichteten Augen, als wenn er die Geister künftiger Thaten vor sich sähe, in einer Stellung, die sich nicht mahlen, nur denken läßt, stand der Jüngling da, war sich nichts von der Gegenwart bewußt, lebte bloß in den Tagen der Zukunft. —

Schnell gingen die Scenen ferner Zeiten vor seiner arbeitenden Seele über, wechselten, mahlten sich mit stärkern Farben, verblichen, starben, — und er sah sich auf einmahl wieder in dem Stande, wo er war, auf einer einsamen Insel, in der ihm jetzt so abscheulichen Mönchstracht, ein armer, unbekannter, verlaßner Jüngling, der nicht das Ansehn hatte, die kleinste von den Thaten zu thun, die ihm seine Einbildungskraft jetzt eben als so leicht und schnell auszuführen, vorgemahlt hatte. —

Laßt mich hier abbrechen, meine Leser! laßt mich nichts mehr von dem sagen, was unser Walter fühlte; hört lieber was er that, wie er seinen Entschluß, den Grund von allen großen Dingen, die er vor hatte, den Entschluß die Insel zu verlassen, ausführte. Ihr wißt, daß der Abt dem Jünglinge, als Belohnung seiner Treue, eine der vornehmsten Stellen im Kloster antrug, und daß dieser sich Bedenkzeit nahm. Jetzt war Paul auf die Insel gekommen, entdeckte dem Abte seinen Entschluß im Kloster zu bleiben, und ward ohne Bedenken unter die Zahl der Mönche aufgenommen. — Walter wurde bey dieser Gelegenheit um seine Entschließung befragt, und gestand frey, daß er nicht gesonnen sey auf der Insel zu bleiben. Die Stirne des Abts wölkte sich, die Mönche wurden traurig, und Paul fragte mit mißbilligender Miene, und einem Tone, den Walter allein verstand — denn niemand im Kloster war genau von seinen Anlegenheiten unterrichtet — was er sonst anzufangen gedächte? — Meine Absicht, erwiederte der Jüngling, ist nicht den geistlichen Stand gänzlich zu verlassen; ich bin gesonnen als Pilger nach dem heiligen Lande

zu gehn, und alsdann in den Orden zu treten, den ich mir vor allen andern gewählt habe. —

Der Abt hörte nicht sobald von einer Wallfahrt nach Palästina, einer Sache, die er unter allen heiligen Werken für das Verdienstlichste hielt, als sich sein ganzes Gesicht erheiterte. Er gab Waltern seinen Beyfall, und seinen Segen zu seinem Vorhaben, meinte, dieser Entschluß würde wohl ein Gelübde zum Grunde haben, das er zu der Zeit, da die Pest auf der Insel wüthete, etwa dem Himmel gethan hätte, und ermahnte ihn nur zum Beschluß, wenn er von seiner Wallfahrt zurück käme, um sich völlig dem geistlichen Stande zu weihen, so sollte er den Orden, von welchem er sagte, daß er sich ihn gewählt hätte, keinen andern als den ihrigen seyn lassen. Kommt zurück in unsere Arme, mein Sohn! sagte er, ihr sollt uns willkommen seyn; die ersten Stellen unsers Klosters sollen euch offen stehen. Ihr habt euch so um unsern Konvent verdient gemacht, habt so in unsträflicher Heiligkeit unter uns gewandelt, und legt durch eure fromme Entschließung zur Wallfahrt nach dem heiligen Grabe so deutlich an den Tag, was für ein Geist euch belebt, daß ungeachtet eurer Jugend, niemand seyn wird, der euch nicht dereinst nach meinem Tode, willig in meine Stelle würde treten sehen. Ihr werdet ein zweyter Timotheus, ein anderer Origenes seyn; beyde waren Jünglinge wie ihr, als sie anfiengen einer Gemeinde vorzustehen.

Die Mönche bezeugten ihre Einstimmung in den Vortrag des Abts mit vieler Herzlichkeit, und Walter hielt es nicht für gut seine Absicht, welche von den Klosterherren in den meisten Stücken falsch ver-

standen wurde, deutlicher zu erklären. Es war weder ein Gelübde, noch bloße Andacht, die ihn nöthigte, nach dem gelobten Lande zu gehen; auch verstand er unter dem Orden, den er gewählt hatte, nichts weniger als den Klosterstand; aber er schwieg, dankte den guten Vätern für ihre Liebe, und für ihre Einwilligung zur Reise, erkannte sich der Ehre und des Lobes unwürdig, das ihm der Abt beylegte, und versicherte, er würde nicht ermangeln, bey seiner Rückkunft die Insel wieder zu besuchen, wo er so viel Gutes genossen hätte, und wo so viele seiner lebenden Freunde, so manche Gräber seiner geliebten Verstorbenen zurück blieben.

Die Reise des jungen Pilgers war nun also festgesetzt, nur mußte er sich gefallen lassen, noch bis zur nächsten Ernte im Kloster zu verweilen, welches, wie wir schon erwähnt haben, nebst der Weinlese die einzige Zeit war, wo ordentlicher Weise Schiffe von Marseille ankamen, die ihn mit nach dem Hafen nehmen konnten, wo es fast zu keiner Zeit an Gelegenheit fehlte, nach dem gelobten Lande zu gehen.

Waltern, welcher in allen Dingen gern eilig zu Werke gieng, war dieser Aufschub lästig; allein er mußte sich denselben gefallen lassen, und hatte das Vergnügen, bey weitem nicht so lange auf seine Befreyung von der Insel warten zu dürfen, als er wahrscheinlich denken konnte. Denn wenig Tage nach Bekanntmachung seines Entschlusses, und Pauls Aufnahme ins Kloster, langten Schiffe von Marseille an, die den Vikomte von Barral nebst seiner Hofstaat zu einer zweyten Wallfahrt anmeldeten, welcher gesonnen wäre, Gott und seinen Heiligen an eben dem Or-

te für die Rettung seines Volks zu danken, wo er vor einiger Zeit dieselbe erfleht hatte.

Die Boten wurden nicht ganz so freundlich von dem Abte empfangen, wie das erste mahl; woher seine Kälte kam, läßt sich nicht genau bestimmen, vielleicht war es die Erinnerung an das Elend, welches ihre vorige Ankunft über die Insel brachte, was ihm ihren Anblick widerlich machte; oder vielleicht schwebten ihm Pauls Erzählungen im Sinne, welcher auf Befragen ausgesagt hatte, daß er bey seiner Reise durch Marseille noch die nähmliche Pracht und Ueppigkeit gespürt hätte, welche vor der kürzlich überstandenen Pest daselbst herrschte. — Der Besuch des Vikomte wurde also zwar angenommen, aber ohne daß man die entzückende Freude über denselben bezeugte, wie über den ersten.

Walter wollte gleich mit diesen Schiffen nach Marseille abfahren, aber er ließ sich durch die Bitten seiner Freunde bewegen, noch die Tage der Wallfahrt auf der Insel abzuwarten, und dann erst mit dem Gefolge des Vikomte sich übersetzen zu lassen. Er that wohl, daß er diesen geringen Aufschub eingieng, denn er hätte eins der schönsten Schauspiele versäumt, wenn er nicht bey der Ankunft der Marseillaner auf der Insel gegenwärtig gewesen wäre.

Der Vikomte von Barral landete des andern Tages zwar nur mit dem engern Ausschuß seines Hofes und der Vornehmsten von Marseille; aber die Gesellschaft war immer zahlreich genug, die ganze Insel zu erfüllen. Keine bleichen abgezehrten Gesichter, keine härnen Bußkleider, waren diesesmahl bey den andächtigen Wallern zu sehen. Zwar hatte man, um

den frommen Mönchen kein Aergerniß zu geben, allen weltlichen Pracht vermieden; aber demohngeachte trug alles, bis auf die geringste Zierde der Kleidung, das Gepräg der Fröhlichkeit, und zeigte, daß die Ankommenden nicht als Büßende, sondern als Dankende sich den heiligen Altären naheten. Auch die marseillanischen Damen waren, zu großem Anstoß der Klosterherren, diesesmahl nicht zurück geblieben, und wie hätten auch diese Liebhaberinnen der Fröhlichkeit zurück bleiben sollen; sie, die Zerstreuung und Lustbarkeiten so sehr liebten, und die selbst diese Wallfahrt, so andächtig sie auch bey derselben seyn mogten, als eine neue Art von Fest betrachteten und behandelten. Sie kamen mit aller der Anmuth, mit welcher sie die Natur vor allen andern so verschwenderisch begabt hatte, und zeigten der Insel ein Schauspiel, das sie, die nur einige arme ungebildete Bäuerinnen unter ihre Bewohner zählte, vielleicht seit Jahrhunderten nicht gesehen haben mogte.

Unter allen Schönheiten, welche dießmahl durch Andacht und Eitelkeit herbeygetrieben wurden, glänzte keine so hervor, als die junge Gemahlin des Vikomte, die schöne Grasende, eine Dame, welche die Troubadurs der damahligen Zeit fast zu dem einzigen Gegenstande ihrer Lieder machten, und von welcher der eine dieser berühmten Dichter den Ausspruch that: Um würdig zu seyn ihr Lob zu besingen, müsse man alle Vollkommenheiten besitzen, die ein Mensch möglicher Weise in sich vereinigen kann.

Auf der Insel befand sich indessen nur ein Einziger, welcher im Stande war, ihre Vorzüge völlig einzusehn und zu bewundern, und daß sie von diesem Einzigen, ungeachtet seine bisherige Lebensart, sein

Gefühl für weibliche Schönheit ein wenig abgestumpft hatte, nicht unbemerkt blieb, brauche ich meinen Lesern nicht erst zu sagen.

Walter sah Grasenden, und hielt sie für schön, das ist, er fand, ungeachtet die Vikomtesse wohl zehn Jahre mehr haben mogte als Mathilde, doch viel Aehnlichkeit zwischen ihr und dieser, die bey ihm das höchste Ideal weiblicher Vollkommenheit war. — Ein Jüngling wie Walter, unter einem Haufen roher Landleute und abgelebter Religiosen, konnte eben so wenig vor Grasendens forschenden Augen verborgen bleiben. Sie sah ihn, bewunderte ihn, fragte nach ihm, und erfuhr bald alles, was man auf der Insel von seiner Geschichte wußte; sogar sein Entschluß als Pilger nach dem heiligen Lande zu gehen, mit dem Zusatze, daß er alsdenn in dieses Kloster zurück kehren würde, blieb ihr nicht verborgen.

Grasende war nicht andächtig genug, um es nicht in die Augen fallend zu finden, daß so ein Jüngling nicht für das Kloster, sondern für die Welt geschaffen wäre. Aus allen kleinen Geschichten von ihm, damit man ihre Neugier befriedigte, von der Begebenheit mit dem geraubten Lamme an, bis auf die Treue, die er seinem Kloster in der Pestzeit bewies, abstrahirte sie sich seinen ganzen Charakter, sie fand ihn der höchsten und edelsten Gesinnungen der Chevallerie fähig, und da sie sich eine Ehre daraus machte, an ihrem Hofe alles zu versammeln, was schön und vortrefflich war, so war ihr Plan, ihn dem Kloster zu entreißen und für die Welt zu bilden, bald gemacht. O Walter, was hättest du in der Schule Grasendens werden können!

Walter wurde des andern Tages zum Vikomte von Barral gefodert, ein Besuch, den ihm der Abt, der sich schon jetzt fast keine Gewalt mehr über ihn anmaßte, sehr gern gestattete. Er ward mit vorzüglicher Achtung empfangen; man lobte ihn wegen alle des Guten, das man von ihm gehört hatte, suchte etwas tiefer in seine Geschichte einzudringen, und als man von derselben nichts weiter erfuhr, als was das Gerücht bereits gemeldet hatte, so mußte man zufrieden seyn, und ermangelte nicht, sich gegen ihn zu aller Gnade und Beförderung zu erbieten. Walter bat um nichts als die Erlaubniß, im Gefolge des Vikomte nach Marseille gehn zu dürfen, und man verwilligte nicht allein dieses, sondern man erlaubte ihm sogar, sich, bis er eine gute Gelegenheit nach Palästina zu schiffen finden würde, bey Hofe aufzuhalten; eine Gnade, die Walter nicht Lust hatte ungenutzt zu lassen, und die er also dankbar annahm. — Es ist wahr, seine Neigung riß ihn mehr zur Stille und Einsamkeit, als zum Geräusch des Hofs; aber er bedachte, daß er zu den großen Dingen; die ihm im Sinne lagen, Freunde bedurfte, und daß er seinen Endzweck im gelobten Lande um so viel eher erreichen würde, wenn er von so einem mächtigen Herrn, wie der Herr von Marseille, unterstützt würde.

Walter reiste also des andern Tages mit dem Vikomte von Barral ab, nachdem er von seinen Freunden Abschied genommen und dem Grabe des redlichen Ufo einige Thränen geweiht hatte.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Walter wird Edelknabe, Ritter und Pilger.

Ihr werdet euch freuen, meine Leser! daß ich nun endlich einmahl mit euch das Kloster verlasse, und euch an einen so großen und glänzenden Hof führe, wie der zu Marseille war; aber ihr irret euch, wenn ihr glaubt, daß wir uns lange an demselben aufhalten werden. Die Bestimmung meines Helden erlaubt mir nicht, an einem Orte, wo ihm wenig Merkwürdiges und zu seinem Zwecke dienendes begegnete, lange zu verweilen, und diejenigen unter euch, welche vielleicht schon verliebte Abentheuer zwischen ihm und der schönen Grasende, oder irgend etwas dieser Art geahndet haben, werden sich betrogen finden. Grasende war tugendhaft, und ihrem Gemahl so treu als es die Sitte jener Zeiten mit sich brachte, und Walter war zwar ein schöner Jüngling und von einem gefühlvollen ganz zur Liebe gestimmten Herzen; aber wir zweifeln sehr, daß er jemahls eine andere Rolle bey der Vikomtesse würde gespielt haben, als die Rolle ihres Edelknabens, und diese Stelle wurde ihm auch gleich des ersten Tages seiner Anwesenheit zu Marseille angetragen. Walter trug Bedenken, sich auf diese Art verbindlich zu machen, aber man stellte

ihm vor, daß sich schwerlich vor dem Herbste eine gute Gelegenheit nach dem gelobten Lande zu reisen, finden würde, daß alsdenn die herannahende rauhe Jahrszeit die Seereisen gefährlich machte, und er also am Besten thun würde, so lange bey Hofe zu verweilen, bis gegen die nächste Osterzeit, da er mit mehreren Wallern zugleich seinen Weg nach dem heiligen Lande antreten könnte. Der Jüngling war so ungeübt in der Kunst eine Bitte abzuschlagen, daß er einwilligte zu bleiben, doch mit dem Vorbehalt, daß ihm frey stehen müsse, diejenige Gelegenheit zu seiner Abreise zu wählen, die ihm gefiel. Er nahm sich dabey vor, daß er gleich mit der ersten, die sich zeigen würde, zufrieden seyn, und sich also nur wenige Wochen zu Marseille aufhalten wollte; aber er bedachte nicht, daß man es bey Hofe in seiner Gewalt habe, ihn abzuhalten die nöthige Erkundigung von den ankommenden Schiffen einzuziehen, und daß er also immer so lange würde bleiben müssen, als man verlangte.

Eine Woche, ein Monath nach dem andern verstrich, und Walter war noch immer nicht im Stande seine Reise anzutreten. Wie dieses zugieng, können meine Leser errathen; was man aber am Hofe zu Marseille darunter suchte, einen armen unbekannten Jüngling aufzuhalten, das wird ihnen vielleicht unerklärlich scheinen, vornehmlich da ich sie versichert habe, daß Liebe keinen Theil daran hatte, und alles was Grafende für ihren Gast fühlte, höchstens Bewunderung und eine Art von mütterlicher Zuneigung war, so wie sie durch den Unterschied seiner und ihrer Jahre gerechtfertigt wurde. — Es giebt indessen noch

mehr Triebfedern als die Liebe, die uns oft zu den unerklärlichsten Dingen bewegen. — Hier in diesem Falle ward das Meiste durch Neugierde veranlaßt. — Walters Person war auffallend schön. Ungeachtet er sein fünfzehntes Jahr noch nicht völlig zurück gelegt hatte, so hatte er doch schon den Wuchs und die Miene eines Helden; der Tiefsinn, der aus seinen redenden Augen blickte, das ernste Wesen, das seine Jahre weit übertraf, und das edle Betragen, das ihm so ganz eigen war, und mehr als alles, seine hohe Abkunft bezeichnete, vollendete das Interessante seiner Figur, und jeder, der ihn sahe, mußte fragen: wie ist ein solcher Jüngling in so eine Einöde gekommen; wie die Insel war, von der man ihn nach Marseille brachte? — Man unterließ nicht, diese Frage so oft und auf so mannichfaltige Art zu thun, bis man endlich an einige kam, die etwas um die wahre Beschaffenheit der Sache wußten, und von denen man so viel erfuhr, daß die Gräfin von Flandern ihn nach den stöchadischen Inseln geschickt habe. Man hatte nicht sobald Hunbergens Nahmen gehört, als tausend Muthmaßungen, tausend Wahrheiten anfiengen sich zu bilden, deren Auflösung man abwarten wollte und mußte; denn die Geschichte der Gräfin, ihrer Stiefkinder und der drey jungen Leute, die bey ihr erzogen worden waren, war keine so unbekannte Sache, daß man nicht auch zu Marseille etwas davon hätte wissen, und noch mehr davon zu erfahren hätte wünschen sollen.

Unser Walter war also zu Marseille eine Person, auf welche die Augen eines jeden sahen; er wurde mit vorzüglicher Achtung behandelt, und es war zu bedau-

ern, daß er nicht Zutrauen genug gegen den Vikomte und seine Gemahlin hatte, sich ihnen zu entdecken, so weit er sich selbst kannte, denn wahrscheinlich würde ihn dieses besser und eher zu seinem Zwecke gebracht haben, als der Plan, den er sich selbst gemacht hatte.

Sein Aufenthalt bey Hofe dauerte länger als er gedacht hatte. Manches Schiff segelte nach Palästina ab, ohne daß er es wußte, und bey denen, von welchen er aller Vorsichtigkeit zum Trotze etwas erfuhr, war immer so viel einzuwenden, daß seine Abreise immer weiter hinausgesetzt werden mußte.

Zu seinem Nachtheil gereichte dieser Aufschub nun eben nicht, er diente vielmehr dazu, daß diejenigen von seinen Talenten, welche die vorzüglichsten waren, und die bisher ganz ungebaut gelegen hatten, die Ausbildung gegeben werden konnte, die ihnen fehlte. — Bey dem Muthe und der Stärke eines Helden hatte er doch nie eine That gethan, die dieser Anlagen vollkommen würdig gewesen wäre. Zu Montçon hatte es ihm an hinlänglichen Unterricht in ritterlichen Uebungen gefehlt, und was er noch etwa von dieser Art daselbst begriffen hatte, das hätte er in dem Staube des Klosters, wo er fast anderthalb Jahr zubrachte, völlig vergessen können; wie gut war es also für ihn, zu Marseille das zu finden, was ihm noch fehlte, und was ihm so leicht ward nachzuholen, daß er bald alle Jünglinge seines Alters im Gebrauch der Waffen übertraf.

Wir verstehen zu wenig von Dingen dieser Art, um uns hierinnen in ein weitläuftiges Detail einzulassen, und es sey uns also genug zu versichern, daß

Walter,

Walter, ohne den ritterlichen Nahmen zu führen, ein vollkommener Ritter ward, und daß wer ihn sah, nichts an ihm tadeln konnte, als den Nahmen eines Edelknaben, welcher so wenig mit dem harmonirte was er vorstellte, daß man ihn als eine Satyre auf ihn, oder auf die Jünglinge, die gewöhnlich diesen Titel führen, hätte ansehen können. Auch ward ihm dieses Prädikat nach und nach so lästig, daß er kaum die Zeit erwarten konnte, da er es mit dem Stande eines Pilgers zu vertauschen gedachte.

Vielleicht wär es möglich gewesen, ihn, seiner Sehnsucht nach dem heiligen Lande ungeachtet, doch noch länger zu Marseille aufzuhalten, wenn man hierinnen nicht auf einmahl zu hastig zu Werke gegangen wäre. Man fieng an seinen Vorsatz lächerlich zu machen, bot ihm den Ritterstand oder eine andere Stelle am Hofe des Vikomte an, und ließ sich es so deutlich merken, daß man nicht gesonnen wäre ihn gutwillig ziehen zu lassen, daß Walter seine Maßregeln in der Stille und zwar auf ganz andere Art nahm, als er sich Anfangs vorgesetzt hatte. Sein Vertrauen zu seinen bisherigen Beschützern war hin, er gab den Entschluß auf, dem Vikomte vor seiner Abreise die eigentliche Absicht seiner Wallfahrt nach Palästina zu entdecken, und ihn um Vorsprache und Empfehlung bey den Streitern Christi zu bitten, er fürchtete in allen seinen festgefaßten Entwürfen Hohn und Widerspruch zu finden, und schwieg von dem, was er thun wollte. — Er dankte der Vikomtesse und ihrem Gemahl schriftlich für das, was sie an ihm gethan hatten, zog sein längst bereit liegendes Pilgerkleid an, und setzte sich eines Tages in solcher Stille zu Schiffe,

daß er die stöchadischen Inseln schon längst vorbeygesegelt war, und seinen gastfreyen Wirthen, den Mönchen, den letzten Abschiedsgruß zugeschickt hatte, als man ihn erst zu Marseille vermißte.

Man sprach ein bis zwey Tage bey Hofe von nichts als von ihm, las seine zurückgelassenen Briefe, ließ sie in Abschrift herumgehen, und — vergaß ihn; indessen er sich dem Ziele seiner Wünsche immer mehr näherte, und in einer Zeit, die wir nicht bestimmen können, im Hafen bey Joppe landete, ohne etwas von Sturm und Ungewitter erfahren zu haben.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Beschließt sich mit einem Traume.

Wir sahen unsern Walter ungern am Hofe zu Marseille, und es freut uns, ihn mit der vollen Unschuld seiner Seele, die uns an ihm und jedem Jünglinge so theuer ist, von demselben hinweg gebracht zu haben. — Vielleicht wär es möglich gewesen, daß er wenigstens einen Theil der Eigenschaften, die uns an ihm gefallen, verloren hätte. Sein stilles ernsthaftes Wesen fieng man schon an lächerlich zu machen; die religiösen Vorurtheile, die er häufig mit aus dem Kloster gebracht hatte, und die wir, weil sie wirklich Irrthümer waren, gern aus seiner schönen Seele

hinweggeräumt gesehen hätten, wurden auf so gefährliche Art angegriffen, daß wir fürchteten, nebst ihnen auch den Grund seiner ungeheuchelten Frömmigkeit, seine rühmliche Gewissenhaftigkeit, seinen Eifer für die Sache der Religion, seinen Trieb, durch Wohlthun gegen seine Brüder seiner Bestimmung näher zu kommen, und alle das Schöne und Große, das damahls den Stand, den er gewählt hatte, bezeichnete, erschüttert zu sehen. — Dank sey es seinem Schutzgeiste, wir haben ihn, ganz so wie er war und wie er seyn sollte, in Sicherheit gebracht. — Im einfachen Pilgerkleide wandelt er den Weg nach Akkon zu, ohne die Herrlichkeiten des Hofs zu Marseille zu missen. — Auf seinem langen Wege nach dem heiligen Lande mußte er sich fast alle Bequemlichkeiten des Lebens versagen; denn, nach dem Gebrauche, den er auf den stöchadischen Inseln von Hunbergens Goldstücken machte, läßt es sich wohl denken, daß er wenig zu seiner Reise übrig behielt, und von dem, was er noch davon hatte, mehr zum Besten seiner ärmeren Mitpilger als zu seinem eignen anwandte; dennoch fühlte er weder Mangel noch Beschwerden. Nie hat wohl Palästina einen Pilgrim gesehen, der dem was dieser Nahme in sich begreift, besser entsprochen hätte, wir müßten denn das ausnehmen, daß nicht bloße Andacht, sondern Trieb zu großen Thaten ihn zur Wallfahrt antrieb. — Er hatte auf seinem Wege viel mit den übrigen Wallern, die schon öfter in Palästina gewesen waren, von den Streitern Christi gesprochen, aber da die Tempelherren diesen Nahmen schon längst nicht mehr ordentlich führten, so

konnte man ihm wenig Nachricht auf seine Fragen geben.

Er richtete, nachdem er, wie wir schon gesagt haben, zu Joppe ans Land gestiegen war, seinen Weg nur darum so schleunig nach Akkon, weil man ihm gesagt hatte, daß er daselbst am ersten, von dem was er zu wissen verlangte, Nachricht erhalten würde.

Es war gegen Abend als er in dieser Stadt der Tempelherren anlangte, und er fühlte sich so ermüdet, daß er nicht daran dachte, sich an dem Orte wo er war, umzusehen, sondern nur eine Herberge suchte, um von seinen Beschwerlichkeiten auszuruhen.

Da seine Reisegesellschafter alle zu Joppe geblieben waren, und sich ausser denen, welche von Andacht nach Palästina getrieben wurden, wegen der Unruhen, die in diesem Lande herrschten, wenig Fremde dahin wandten, so befand er sich in dem Hause, in welches man ihn aufgenommen hatte, ohne alle Gesellschaft, und trauerte schon, daß er von dem, was ihm am meisten am Herzen lag, diesen Abend keine Nachricht würde einziehen können, als ein Mann in einer seltsamen ihm unbekannten Tracht hereintrat, und ihm meldete, daß er auch ein Reisender wäre, und daß er diese Nacht Zimmer und Bette mit ihm würde theilen müssen.

Walter nahm den Fremden mit der ihm eigenen Zutraulichkeit und Freundschaft auf, und es dauerte nicht lange, so geriethen sie in ein Gespräch, das, wie bey Reisenden gewöhnlich geschieht, den Entzweck ihrer Reise zum Gegenstand hatte.

Euch, mein Freund, sagte der Fremde, darf ich nicht fragen, was euch nach Palästina gebracht hat;

euer Kleid zeigt, daß Andacht die Ursache eurer Wanderungen ist; aber wie ist das? Wie schicken sich eure Jahre zu eurer Tracht? Ich glaube noch nie einen so jungen Pilger gesehen zu haben. — Schicken sich Andacht und Jugend so schlecht zusammen? — fragte Walter lächelnd. — Doch dafern in eurer Frage, wie ich denke, ein heimlicher Tadel liegt, so mögtet ihr doch in demselben nicht ganz Unrecht haben. Zwar bin ich nicht zu jung als Pilger zu dem heiligen Grabe zu wallen, aber diese Tracht Zeitlebens zu tragen, würde für den, der der Welt noch alle seine Kräfte schuldig ist, für einen Jüngling, der noch nichts gethan hat, das ihn zu der Ruhe geschäftloser Andacht berechtigen könnte, schimpflich seyn, und dieses, dünkt mich, ist der wahre Sinn eurer Rede. — Solche Gedanken hab ich nicht von euch, mein Sohn! erwiederte der Fremde, das Feuer, das aus euern Augen blitzt, spricht von einer regen, thätigen Seele; — aber darf ich nach dem Plane fragen, den ihr euch zu eurem künftigen Leben gemacht habt? — Erlaubt mir, antwortete Walter, daß ich eure Frage mit einer Gegenfrage erwiedere! Habt ihr wohl je von den Streitern Christi gehört? — Ein veralteter Nahme sagte jener! — Oder von den armen Rittern von Jerusalem? fuhr Walter fort. — Gleichviel, sagte der andere mit Lachen, ihr werdet weder von dem einen noch von dem andern mehr etwas hören; diejenigen, welche sonst so hießen, haben diesen Nahmen mit gar stolzeren Titeln vertauscht. — Schadet nichts, sprach Walter, wenn nur ihr Orden, wenn nur der Geist ihres Stifters noch existirt. — Noch viel weniger, fiel der Fremde ein. Ich hoffe doch nicht, mein Sohn! daß

ihr etwa ihren Orden annehmen wollt? Dieses Pilgerkleid, dieser Stab, dieser leere Beutel würden schlechte Empfehlungen bey Fürsten seyn, euch zu ihrem Bruder aufzunehmen; denn Fürsten sind jetzt eure armen Ritter von Jerusalem. — Seht, jener Pallast, den ihr aus diesem Fenster sehen könnt, ist die Wohnung ihres Großmeisters, und diese kleinern Gebäude die ihn so zierlich umringen, die Häuser seiner Ritter. Wollt ihr mit ihm sprechen, so müßt ihr euch erst durch eine Menge Ritter und Knappen hindurch drängen, die im Stande wären Könige von seiner Thüre zurück zu weisen, und die euch in diesem Bettlerskleide gewiß nie den Zutritt zu ihm verstatten werden. In diesem Tone fuhr der Fremde fort die Tempelherrn zu lästern, ohne unserm Jünglinge ihren Nahmen zu nennen, und Walter, der alles was er von ihnen sagte, so genau mit der Beschreibung übereinstimmend fand, die ihm Ufo ehemahls von den Hospitalitern gemacht hatte, konnte sich nicht enthalten, den Fremden zu unterbrechen, und ihn in seiner Unschuld zu fragen, ob er sich vielleicht irrete, und die Streiter Christi, oder wie sie sich jetzt nennten, mit den Hospitalitern verwechselte, als von denen er alles dieses gehört habe, was er von den erstern sagte.

Walter hatte kaum diese Worte ausgeredet, als sich das Gesicht seines Gesellschafters mit glühender Röthe färbte; er sprang auf und zog ein Schwert, das unser Pilger an seiner Seite noch nicht wahrgenommen hatte, über die Hälfte aus, ließ es aber gleich in seine Scheide zurück sinken, indem er einen verächtlichen Blick auf den Jüngling warf und mit

verbissenem Grimme sagte: Du bist zu gering einen Ritter von Sankt Lazarus zu beschimpfen! Mit diesen Worten verließ er plötzlich das Zimmer, und ließ Waltern in große Verwunderung, womit er doch diesen Mann möchte beleidigt haben, dem er kein böses Wort gesagt zu haben glaubte, denn er wußte so wenig als meine Leser es wußten, ehe ich es ihnen sagte, daß der Fremde ein Hospitaliter oder Lazarusritter war, indem er den Nahmen, den er sich gab, nicht verstanden hatte. Die Art, mit welchem er von den Streitern Christi sprach, hätte ihn auf die rechte Spur bringen können, wenn er gewußt hätte, daß dieß der gewöhnliche Ton wäre, mit welchen diese Herren sich auszudrücken pflegten; aber von dem unversöhnlichen Widerwillen der Hospitaliter und Tempelherren, den sie, ungeachtet aller äusserlichen Einigkeit, gegen einander im Herzen behielten, war ihm so wenig, als von dem wahren Nahmen der Ritter, in deren Orden er zu treten wünschte, etwas bekannt worden; denn Ufo, von dem er alle seine Nachrichten hatte, hatte ihm nichts davon gesagt, oder vielmehr wegen Unwissenheit sagen können.

Walter hörte indessen bald auf sich über die sonderbare Art zu beunruhigen, mit welcher der Fremde von ihm schied, und dachte mehr demjenigen nach, was er ihm von seinen lieben Rittern von Jerusalem gesagt hatte. — Lieb war es ihm zwar, daß er nunmehr wußte, wo er sie treffen sollte, aber die Beschreibung von ihrer fürstlichen Pracht und Reichthum, von ihrem Stolz und Geringschätzung der Armen, machte seinen Vorsatz, sich zu ihrem Orden zu melden, ganz wankend, und wenn er vollends aus

seinem Fenster die Palläste betrachtete, die ihm der Hospitaliter als ihre Wohnungen gezeigt hatte so sank sein ganzer Muth; alles was er an den Streitern Christi bewundert hatte, Demuth, freywillige Niedrigkeit, und alle auf diesen Grund erbaute Tugenden schwanden dahin, er bereuete sein Kloster und den Hof zu Marseille verlassen zu haben, und meinte seinen ganzen Plan umschmelzen zu müssen.

Mit solchen Gedanken legte er sich zur Ruhe, und die Geschichte sagt, daß er in dieser Nacht einen Traum gehabt habe, der uns merkwürdig genug dünkt, hier mit eingerückt zu werden.

Walter befand sich in seinem nächtlichen Gesicht auf der Insel des Klosters, und saß an seines Freundes Ufo Seite, so, daß er den zerstörten und eingestürzten Theil des Klosters im Gesicht hatte, von welchem ihn der abergläubische Alte oft gesagt hatte, daß es eine Behausung der Geister sey, und mehr um dieser Ursache willen, als wegen seiner Baufälligkeit unbewohnbar wäre. — Der Tempelherr Andreas stieg in voller Ordenstracht aus den Trümmern empor und nahte sich mit zornigem Blick zu Ufo. Warum, sagte er zu ihm, warum schweigst du nicht von Dingen, die du nicht einmahl zu nennen weißt? Wer sind die Tempelherren, und wer sind die Streiter Christi?

Walter erwachte, und dachte dem nach was er gesehen hatte, denn er war nicht ganz frey vom Glauben an Träume und Nachtgesichte, aber er fand so wenig Licht in den Worten die er den Ritter Andreas hatte sagen hören, daß er des Forschens müde ward, und von neuem einschlief. — Da deuchte es ihm, als wenn er in den Pallast eingieng, den ihm der La-

zarusritter als die Wohnung der Streiter Christi gezeigt hatte. Ungehindert wandelte er durch die weiten Vorhöfe, und weder Ritter noch Knappen verwehrten ihm den Weg. Nur dünkte es ihm, als wenn die Gestalt des geliebten Andreas, bis in die Hunderte vervielfältiget, ihm überall begegnete, und ihn mit freundlichen Winken zum Fortgehen aufmunterte. Endlich kam er in einen Saal, wo ebenfalls der Tempelherr auf einem Throne saß und eine Menge von Männern, die ihm an Gestalt und Tracht vollkommen gleichten, zur Seite hatte. — Komm in meine Arme, mein Sohn! sagte er, indem er ihm entgegen gieng, wie war dir es möglich, mich und meine Brüder zu verkennen! Bey diesen Worten war es ihm als wenn Andreas ihn die Stufen seines Throns hinauf führte, und verschwände. — Freude über das, was er gesehn hatte, und Grauen über das Ganze, das mehr Erscheinung als Traum zu seyn schien, erweckte den Jüngling. — Der Tag war angebrochen. Er stand auf und faßte den Entschluß, den wir im folgenden Kapitel hören werden.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Freymüthigkeit und Zutrauen zu sich selbst sind die beste Empfehlung.

Was wage ich endlich, sagte Walter bey sich selbst, indem er das Haus verließ, und nach dem Tempelhofe, den ihm der Hospitaliter des vorigen Tages gezeigt hatte, zugieng, was wage ich, wenn ich den Vorsatz ausführe, mit welchem ich Europa verließ? Fast dünkt mir es unmöglich, daß die Streiter Christi ihren alten Sinn so ganz abgelegt haben sollten, daß sie im Stande wären einen Pilger übel zu begegnen, und gesetzt auch sie thäten es, gesetzt sie hätten mit den stolzen Nahmen, davon mir der Fremde gestern sagte, den Stolz weltlicher Fürsten angenommen, und ich fände bey ihnen die nähmliche Aufnahme, wie Hugo von Pajens weiland bey den Hospitalitern; sollte nicht ein strafender Blick aus meinen Augen, sollte nicht die Stimme der Ermahnung aus dem Munde des Jünglings, sie zu ihrer Schuldigkeit zurück weisen können? — Walter vermaß sich viel, wie alle Jünglinge seiner Art zu thun pflegen. — Langsam gieng er durch die Straßen, die wegen der frühen Tageszeit noch ganz still und öde waren, und sann auf die mächtigen Worte, welche im Stande seyn sollten, die Männer, vor welche er jetzt tre-

ten wollte, und die man ihm so stolz und furchtbar geschildert hatte, sanft und herablassend zu machen. — Er fand wenig Schwierigkeiten hierbey, gieng bald von diesem Gedanken ab, und fiel wieder auf seine Träume. — Er hielt sie für bedeutend, und gab sich alle Mühe, die Worte des Ritters Andreas auszulegen. Daß er Anfangs die Tempelherrn und die Streiter Christi fast in einem Athem nannte, und ihn denn fragte, wie es ihm möglich gewesen sey, ihn und seine Brüder zu verkennen, das brachte ihn bald auf seine alte Muthmaßung, die ihm Ufo allemahl so sehr bestritten hatte, daß diese beyden Nahmen einerley Boden bedeuteten; bald fiel ihm die Schilderung ein, die ihm der Fremde gestern von den Bewohnern des Pallasts gemacht hatte, dem er sich nun bis auf wenig Schritte genähert hatte, und er zitterte, wenn er dachte, er könnte vielleicht in die Wohnung der Hospitaliter kommen, die ihm aus Ufos Erzählung so verhaßt waren. Mit solchen verwirrten Gedanken betrat er endlich die Vorhalle des Tempelhofs, und bemerkte auch da überall die nähmliche Stille und Einsamkeit, wie auf den Straßen der Stadt. Er gieng durch eine große Pforte, und kam auf einen weitläuftigen freyen Platz; zur Rechten sah er das Gebäude liegen, welches die Wohnung des Großmeisters seyn sollte, und gleich gegen ihm über ein anderes, welches allem Ansehen nach eine Kirche seyn mußte. Einige in graue Mäntel gehüllte Jünglinge standen inwendig an dem offenen Kirchthor, und machten ihm, als er sich nahte, mit ziemlicher Freundlichkeit Platz. — Er trat mit einer Art von Schauer in das Gotteshaus. Die Stille des

Orts wurde durch nichts unterbrochen, als durch das Geräusch seiner leisen Tritte, und durch das ferne Murmeln des Messelesenden Priesters. — Er trat einige Schritte weiter hervor, und warf einen Blick auf die Versammlung; aber welche Empfindung, als er so wie diese Nacht im Traume überall die Gestalt, wenigstens die Kleidung des geliebten Tempelherrn, überall weiße Mäntel und rothe Kreuze erblickte. — Die Erschütterung, die dieser Anblick in seiner Seele verursachte, war so heftig, daß sie sich kaum bergen ließ. — Jedermann stand, und es war nirgend ein Sitz zu sehen, der ihm bey dem Zittern, das sein Innerstes durchschauderte, hätte zu Statten kommen können. Er sank auf die Knie und lehnte sich seitwärts an die Wand zurück: seine Hände waren gefalten und die Augen zur Erde gesenkt, daß er also ziemlich die Stellung eines Betenden hatte, und seine Erscheinung der Versammlung um so viel weniger auffiel. Bald darauf knieten auch die andern nieder, die Messe gieng zu Ende, ein jeder betete für sich im Stillen, und machte sich fertig die Kirche zu verlassen. Walter hatte sich indessen ziemlich gefaßt; er war aufgestanden, und fieng nun an, sich den entzückenden Gedanken lebhaft zu denken, daß er unter den Brüdern des geliebten Andreas wäre, die seiner gegenwärtigen Vorstellung nach, diesem edeln Manne alle vollkommen gleich seyn mußten. Hatte sie ihm nicht selbst sein Traum auf diese Art geschildert? Er überzeugte sich nun immer mehr und mehr, daß die, welche er vor sich sah, auch zu gleicher Zeit niemand anders wären, als die Streiter Christi, welche er suchte, und die zwar ihren ersten

Nahmen und ihre anfängliche Tracht, aber nicht den Geist der Frömmigkeit und Demuth abgelegt hatten, der sie vordem beseelte. Er glaubte die Miene und das Betragen, das sie hier vor dem Angesichte Gottes hatten, und das sie so schön charakterisirte, wäre eben dasjenige, das sie auch in der Welt führten, und sein Muth wuchs durch diese Vorstellung so sehr, daß, als der Zug der Ritter sich dem Thore nahte, er ohne Furcht mit seiner gewöhnlichen großen edeln Miene hervortrat, und denjenigen der vorangieng, zuerst angeredet haben würde, wenn dieser ihm nicht zuvorgekommen wäre.

Wer seyd ihr, mein Sohn! und was verlangt ihr von uns? fragte der Ritter. — Ein Pilger; antwortete Walter, — ich hörte in meinem Vaterlande von eurer Tapferkeit und Frömmigkeit, und kam nach Palästina, weniger um das heilige Grab zu sehen, als euch kennen zu lernen, und in euren Orden zu treten. — Der Ritter lächelte über die Freymüthigkeit des Jünglings, und sprach, nachdem er ihn eine Weile scharf angesehen hatte: Ihr seyd sehr jung, mein Sohn! — Man sagt es, erwiederte Walter, aber ich habe schon so viel in meinem kurzen Leben erfahren, und fühle so viel Muth in meinen Herzen und Stärke in meinen Armen, daß ich mich für dreymahl so alt halte als ich bin. Auch sehe ich unter den Jünglingen die euch dienen, manchen der mich nicht viel an Jahren übertreffen wird. — Ein ausserordentlicher Mensch, sagte der Ritter zu einem jungen Tempelherrn, der aus der Reihe hervorgetreten war, und Waltern mit eben solchen forschenden Blicken ansahe als der erste. — Geht, mein Sohn! fuhr dieser fort, indem er sich wie-

der zu unserm Pilger wandte. Meine Absicht war nicht, euch eure Jugend zu einem Hinderniß eures Verlangens zu machen. Ihr könnt uns folgen, und mich sogleich, nachdem wir auseinander gegangen sind, in meiner Wohnung sprechen.

Walter verbeugte sich, legte die Hand auf die Brust, und trat ehrerbietig zurück.

Der Zug der geistlichen Ritter gieng vor ihm über, und ward durch die Jünglinge in grauen Mänteln, die Walter für das was sie waren, für die Waffenträger hielt, beschlossen.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Odo von St. Amantis.

Daß der Ritter, welcher den Zug der Tempelherren führte, ihr Großmeister war, werden meine Leser bereits gemerkt haben, und seinen Nahmen lesen sie in der Ueberschrift dieses Kapitels. Sie aber noch näher mit ihm bekannt zu machen, ihnen denselben, noch ehe Walter seine erste Audienz bey ihm hat, seinem Charakter nach ein wenig zu schildern, damit sie wissen, was sie von ihm zu gewarten haben, das soll mein Geschäft auf diesen und einigen künftigen Blättern seyn.

Odo von St. Amantis, war, wie die Geschichte von ihm sagt, ein kühner, groser, edeldenkender Mann;

er hatte am Hofe des Königs zu Jerusalem, nachdem ihn unglückliche Liebe ins heilige Land trieb, die höchsten Ehrenstellen bekleidet, aber so wenig Wohlgefallen an dem seltsamen Leben gefunden das daselbst geführt wurde, daß er bald und gern den Marschallstab mit der Fahne des Kreuzes vertauschte. Wenig Aufopferung gehörte bey ihm, der alle Hoffnung zu irdischem Glück in Europa zurück gelassen hatte, dazu, diesen Tausch zu treffen, und sich ganz dem geistlichen Stande zu weihen. Er war es müde an einem Hofe zu leben, wie der von Jerusalem war, wo ein schwacher König sich von einer lasterhaften Gemahlin beherrschen ließ, wo der Prinz, der nach seines Vaters Tode die Krone tragen sollte, in Weichlichkeit und Entfernung von Reichsgeschäften erzogen ward, wo das Oberhaupt der morgenländischen Kirche, der Patriarch, zugleich die Stelle des ersten Liebhabers der Königin vertrat, wo man die gröbsten Ausschweifungen mit heuchlerischen Andachtsübungen zu büßen suchte, und üppige Tänze und närrische sinnlose Spiele, mit Wallfahrten und langen Gebeten abwechseln ließ. Was für ein Leben für einen Mann wie Odo! So ungern ihn die Königin, die nicht blind gegen seine Vorzüge war, von ihrem Hofe entließ, so freudig verließ er denselben. Schon zehen Jahr war er Tempelherr, und beynahe sieben Jahre Großmeister seines Ordens. — Diese Stelle, welche der uns wohlbekannte Andreas von Montbarry ehemahls aus Großmuth, seinem Feinde Philipp von Neapel überließ, und welche dieser, als er sein Unrecht erkannte, dem Ritter Andreas so gern wieder zurück gegeben hätte, nahm Andreas nur darum an, um sie seinem Freund

Odo aufzutragen, welcher damahls zwar einer von den jüngsten Rittern, aber in Andreas Augen der würdigste des ganzen Ordens war.

Die Vortheile, die Odo seinen Rittern und der ganzen Christenheit in Palästina schaffte, wie sehr er die Fonds der Wohlthätigkeit der Tempelherren vergrößerte, und wie sehr er ihrem Stolze und ihrer Herrschsucht Gränzen zu setzen wußte, wie herrlich er die Reichthümer des Ordens anwandte, und wie friedlich er mit den Hospitalitern lebte, mit denen sich sonst niemand vertragen konnte, das würde zu weitläuftig zu erwähnen seyn; meine Leser müssen sich mit dieser kleinen Skizze begnügen, und sich das, was ich von seinem Charakter hier nicht mit habe beybringen können, aus seinen Handlungen, von denen sie Zeuge seyn werden, abstrahiren.

Walter säumte nicht dem Befehle des Mannes zu gehorchen, den er schon liebte, ohne noch den kleinsten Theil seiner ganzen Vortreflichkeit vollkommen zu kennen; er folgte dem Zuge der Tempelherren von weitem in den Pallast des Großmeisters, und wurde, nachdem die Ritter auseinander gegangen waren, in Odos Kabinet gefordert.

Ohne Furcht trat er vor ihn, und erwartete seine Anrede, welche sich etwas lange verzog, weil Odo anfangs nichts that, als die Person des Jünglings mit seinen durchdringenden Augen zu mustern. Walter wurde durch die Blicke des Großmeisters so wenig aus seiner Fassung gebracht, daß er ihnen vielmehr mit bescheidener Freymüthigkeit begegnete, und in dem Gesichte des Tempelherrn eben die physiognomischen Bemerkungen zu machen schien, die er in den seinigen

machte.

machte. Zuweilen zwar ruhte auch sein Auge auf den jungen Tempelherrn, welcher ihn in der Kirche so aufmerksam betrachtet hatte, und der auch jetzt gegenwärtig war. Walter glaubte in seinem Gesicht einige Spuren von Aehnlichkeit mit seinem alten Freund Blondel zu finden, sein ganzes Herz neigte sich zu ihm hin, und die Vorstellung vergangener Zeiten lockte einige Thränen in seine Augen.

Odo ward dieses nicht sobald gewahr, als er das Stillschweigen brach, und lächelnd anfieng: Wie? ihr wollt in einen Ritterorden aufgenommen seyn, und schämt euch nicht Thränen zu vergießen? — Sollten die Thränen der Zärtlichkeit und der Wiedererinnerung einem Helden unanständig seyn? antwortete Walter. — Und was ist an diesem Orte, fragte der junge Tempelherr, indem er sich ihm freundlich nahte, das euch solche Thränen auszupressen im Stande wäre? — O alles, Ritter, alles was ich vor mir sehe, antwortete Walter; selbst eure Kleidung, selbst eure Blicke, die ihr so freundschaftlich auf einen armen Pilger richtet. O, ich hatte auch wohl ehemahls Freunde, die mich mit solchen Blicken ansahen; und das Kleid das ihr tragt, ermangelt nie mich an einen Mann zu erinnern, bey dem ich es zuerst sah, und der fast in meinen Armen von dem Mordschwerte gefällt wurde. Bey diesen Worten fiengen Walters Thränen an häufiger zu fließen, der junge Tempelherr wandte sich hinweg, und Odo schien bewegt.

Mein Sohn! fieng er nach einer Weile zu Waltern an, ohne mich weiter auf Dinge einzulassen, die euer Herz zu sehr anzugreifen scheinen, frage ich euch nochmahls, ob ich euren Wunsch diesen Morgen rich=

tig verstanden habe. Seyd ihr wirklich hieher gekommen, in unsern Orden zu treten? und kennt ihr die Schwierigkeiten, die sich eurem Verlangen entgegen setzen werden? — Ob es mein Wunsch ist, einer von euren Rittern zu seyn? erwiederte Walter. O Gott, der heißeste, innigste, den ich in meinem Herzen habe! — Und was die Schwierigkeiten anbelangt, o die sind mir auch nicht unbekannt. Nur noch gestern sagte man mir von dem Stolze, der bey eurem Orden herrschte, und der euch verhindern würde, einen armen Pilger eines Anblicks zu würdigen, und seine Bitte anders als mit Hohngelächter zu beantworten. Gott lob, ich werde nichts von alle dem an euch gewahr, und ich sehe also keine Schwierigkeiten, die sich der Erfüllung meiner Bitte entgegen setzen könnten. —

Gut, sagte Odo, ich will es indessen gelten lassen, daß unser Wille euch allein an eurem Verlangen hinderlich seyn könnte, und daß ihr also hierinnen nichts zu fürchten hättet, ob es gleich noch lange nicht ausgemacht ist, daß alle meine Ritter mit uns beyden übereindenken werden. — Aber was könnt ihr uns von eurem Herkommen, von eurem bisherigen Aufenthalt, von eurer Aufführung und Redlichkeit für Zeugnisse bringen? ohne diese würde es ziemlich unüberlegt, würde es uns nicht einmahl erlaubt seyn, einen Fremden, den wir heute zum erstenmahle sehen, unter uns aufzunehmen. Wisset, euer Herkommen muß wenigstens edel, und eure Sitten müssen, nach der ersten Einsetzung unsers Stifters, ganz rein und unsträflich seyn, wenn ihr keine abschlägige Antwort von uns haben wollt.

Ich kenne die Foderungen der Streiter Christi, antwortete Walter, und weiß wozu mich mein Stand und meine Aufführung berechtigen; aber wenn ihr Zeugnisse fodert, die habe ich nicht, ihr müßtet denn mein Wort, und das Herz, welches, wie man mir oft gesagt hat, aus meinen Augen spricht, für Zeugnisse annehmen wollen, daß das, was ich sage, Wahrheit ist. Ich bin bey der Gräfin von Flandern mit Blondel von Nesle, und Mathilden von Tripoli erzogen worden. Unglücksfälle nöthigten meine Pflegemutter mich in ein Kloster auf den stöchadischen Inseln bringen zu lassen, und noch herbere Unglücksfälle haben mich aus demselben getrieben und zum Pilger gemacht. — Jüngling, unterbrach ihn der Großmeister, ihr sagt mir in wenig Worten so viel, daß ich bey schicklicher Gelegenheit eine umständlichere Erzählung von euch fodern werde. Eure Rede trägt übrigens das Gepräg der Wahrheit, und ich glaube ihr, bis ich nähere Erkundigung eingezogen habe. Geht hin, ich werde Befehl für euch geben, daß man euch statt dieses Pilgergewands die Kleidung reiche, die unsere Waffenträger tragen. Eure ordentliche Aufnahme soll in wenig Tagen geschehen.

Der junge Ritter, welcher während dieses Gesprächs von Waltern kein Auge verwendet hatte, wandte sich nach diesen Worten zu Odo: Mein Oheim! sagte er mit bittender Stimme, dürfte ich wohl diesen Jüngling zum Waffenträger von euch fodern? — Der Großmeister willigte ein, und der junge Tempelherr, welcher in dem Augenblicke, da er seinem neuen Waffenträger gebieten wollte, ihm zu folgen, sich besann, daß er seinen Nahmen noch nicht wußte,

fragte ihn, wie er heiße. — Walter von Montbarry, antwortete unser Jüngling, indem er dem jungen Tempelherrn nachtrat.

Dreyßigstes Kapitel.

Walter wird Hugos Freund und Odos Liebling.

Odo war durch die Nahmen der Gräfin von Flandern und Mathildens von Tripoli, die Walter in seiner kurzen Erzählung genennt hatte, schon aufmerksam geworden; denn die erste war ihm vielleicht noch auf andre Art, als durch ihren Bruder Andreas bekannt, und von der andern wußte er sehr wohl, daß sie Graf Raimunds Tochter war, aber nun, da er den Nahmen des Jünglings hörte, dessen ganzes Wesen ihn so sehr interessirte, nun ward sein Verlangen nach mehrerer Nachricht von ihm, vollends aufs höchste gespannt. Walter von Montbarry? wiederholte er bey sich selbst, als der Pilger sich seinem neuen Herrn nannte, Walter von Montbarry? die Gräfin von Flandern? Mathilde, Raimunds Tochter? — Was für bekannte Nahmen! Es fehlte nichts, als daß der Jüngling noch den Ritter von Montbarry, meinen Andreas, meinen Freund, meinen Wohlthäter nannte. — O, dieser junge Mensch fesselte nicht von ungefähr beym ersten Anblick meine ganze Seele an sich!

Ich fühle es, er ist meinem Herzen nahe verwandt, wenn vielleicht auch nicht durch Blutsfreundschaft, doch durch Verbindungen mit meinen ältesten und liebsten Freunden. O Hunberga! O Andreas! o er kennt euch, ihr Theuern! er wird mir tausend Nachrichten von euch geben können, die ich so lange umsonst gesucht habe. —

Odo versenkte sich in ein Meer von Gedanken, und die Folge dieses Nachsinnens war, daß Walter kaum sein Pilgerkleid abgelegt, und sich in seine neue Ordenstracht gekleidet hatte, als er schon wieder vor den Großmeister gefodert ward. Sein Herr, Odos Neffe, oder wie wir ihn lieber ins künftige nennen wollen, Hugo von St. Amantis, der seinem neuen Waffenträger, oder vielmehr seinem Freunde nicht von der Seite gegangen war, begleitete ihn. — Dem Großmeister giengen die Augen über, als er die beyden Jünglinge Arm in Arm vor sich treten sahe, und in beyder Augen las, wie glücklich er den einen durch den andern gemacht hatte.

Hugo hatte Waltern vom Anfange gesagt, daß er nichts von dem Verhältniß des Herrn und des Dieners zwischen ihnen beyden wissen wollte, und Walter, der sich seiner Würde bewußt war, hatte diesen Ausspruch und Hugos Antrag, keinen andern Nahmen als den Nahmen seines Freundes zu führen, ohne Bedenken angenommen, und mit einem treuherzigen Händedruck, und einer feurigen Umarmung bekräftigt. — Meine Leser werden vielleicht wider diese schnell gestiftete Freundschaft vieles einzuwenden haben; aber liegt es nicht in dem Charakter des Jünglings, sich schnell an das anzuschliessen, was ihm ähnlich zu

seyn scheint? Und giebt es keine Sympathie der Seelen? — Daß dieser tief in unser ganzes Wesen eingewebte Trieb oft seine Gegenstände verkennt, und also oft getäuscht wird, mag wohl mehr als zu wahr seyn; aber zum Glück war dieß der Fall nicht bey Hugo und Walter. Sie schienen von der Natur zu Freunden, zu Brüdern bestimmt zu seyn; ob sie gleich in verschiedenen Welttheilen geboren waren, so führte sie doch ihr günstiges Geschick zusammen, und ersten Blicks erkannten sich ihre Seelen; eine Verkettung von glücklichen Umständen, die man selten findet. — Wie Kinder eines Vaters standen sie vor Odo, und so wurden sie auch von ihm angeredet. — Setzt euch an meine Seite, meine Söhne! sagte der Großmeister, und du, Walter von Montbarry, sage mir, wo hast du den Nahmen her, den ich nie ohne die tiefste Empfindung kann nennen hören? — War die große, die reizende Hunberga von Montbarry dir nicht vielleicht mehr als Pflegemutter? Kanntest du meinen unvergeßlichen Freund, den edeln Andreas? und weißt du etwas von der Art seines Todes, die uns auf so verschiedene Art vorgetragen worden ist? Weißt du etwas von der jungen Mathilde, die Graf Raimund auf mein und Andreas Anrathen, den Gefahren des Hofes entriß, um sie in Hunbergens Arme zu liefern, und von welcher wir seit Andreas Verschwindung nichts gehört haben?

Und diese lieben Personen sind also alle eure Bekannten? fragte Walter mit zusammengeschlagenen Händen. — O, ich ahndete es vom Anfang, daß ich hier nicht unter Fremden wäre! Du Hugo! bist mein Bruder; und ihr, edler Odo! seyd mein Vater, mein

zweyter Andreas! o laßt mich, laßt mich euch in meine Arme schließen, und vergessen, alles vergessen, was ich gelitten und verloren habe!

Vergönne mir, mein Leser! die Scene, welche diesen Worten folgte, mit Stillschweigen zu übergehen, so wie auch alles, was unser Walter, nachdem der erste Sturm von Empfindungen vorüber war, den beyden Tempelherren erzählte, und welches alles das in sich begriff, was er sich von seiner frühesten Kindheit an von seiner Lebensgeschichte besinnen konnte, und was meine Leser in den vorhergehenden Blättern von ihm gelesen haben. Seine Erzählung war an manchen Stellen unvollständiger, an manchen weitläuftiger als ich sie geliefert habe, vornehmlich sagte der bescheidene Jüngling von sich selbst nicht den zehnten Theil von dem, was er hätte sagen können, aber es blickte doch immer genug aus seinen Erzählungen hervor, das seinen Zuhörern seinen ganzen Charakter lebendig darstellte, und ihn ihnen immer theurer machte. In seinen Beschreibungen von Blondeln, Mathilden und Hunbergen, war er mahlerisch beredt, und bey der Geschichte vom Tode des Ritters Andreas, und Hunbergens Verjagung redeten mehr seine Thränen als seine Worte. Bey dem letzten kam ihm Theoderichs Brief zu statten, daß er sich kürzer fassen konnte; er gab ihn dem Großmeister und Hugo zu lesen, und ersterer bat den Jüngling, denselben in seinen Händen zu lassen. — Daß er eine Art von Zeugniß für euch ist, sagte er, will ich gar nicht erwähnen, denn ich brauche kein anderes als euer Wort; aber vielleicht ist mir es möglich vermittelst

desselben etwas zum Besten, wenigstens zum Troste der unvergleichlichen Hunberga auszurichten. — Wer der Mörder des Tempelherrn war, weiß ich nunmehr zuverlässig aus eurer Erzählung, und bin im Stande, durch diese Entdeckung, die Philipp durch tausend Künste bisher unmöglich gemacht hat, ihn zu allen zu nöthigen, was zur Genugthuung der Gräfin gereichen kann. — Theoderich war sehr alt, und in den letzten Tagen seines Lebens so schwach am Verstande, daß er höchstens diesen Zettel hat unterschreiben können; ob er aber den Inhalt desselben Philippen in die Feder gesagt, ob er vielleicht gar nur ein Wort davon gewußt hat, das mußte man erst untersuchen.

Walter überließ dem Großmeister Theoderichs Brief, und dieser fuhr in seiner Rede folgendermaßen fort: — Aber wißt ihr auch, mein Sohn, daß dieser Philipp von Flandern, euer und Hunbergens Feind, hier eine sehr große Rolle spielt? und daß es also nöthig seyn wird, euren Nahmen zu verändern, und euch auf alle Art vor ihm verborgen zu halten, wenn ihr für seine Nachstellungen sicher seyn wollt? — Walters Wangen färbten sich mit glühender Röthe. — Vor Philippen, schrie er, sollte ich mich verstecken? Um seinetwillen den Nahmen Montbarry, das theure Unterpfand von Hunbergens mütterlicher Liebe aufgeben? — Aber bedenket, unterbrach ihn Odo, daß dieser Nahme euch nicht zukommt, und daß ihr mit mehrerm Recht den Nahmen eurer Mutter, welcher wie ich sehe, Klifford ist, führen könnt, bey welchem ihr auch noch den Vortheil habt, verborgen bleiben zu können.

Walter fand, ich weiß nicht was Beschimpfendes in der Zumuthung den Nahmen seiner Mutter zu führen. Nein, rief er mit erhöhtem Unwillen, nimmer will ich aufhören Montbarry zu heissen, bis ich den Nahmen meines Vaters führen kann, und diesen ausfindig und mich seiner würdig zu machen, soll mein ganzes Bestreben seyn. — Und verborgen bleiben? Um Philipps willen verborgen bleiben? Trat ich darum in euren Orden, um mein Daseyn in Dunkelheit zu verhüllen? Nein, die Welt soll Waltern von Montbarry kennen! Philipp soll mich kennen, und meine Rache fühlen!

Odo faßte den Jüngling, der bey Endigung dieser Worte sich vor Zorn selbst nicht mehr kannte, b der Hand. Walter, sagte er, indem er ihn steif ansahe, ihr seyd mein Mann! Ganz, ganz entsprecht ihr dem, was ich von euch erwartete. Ich sehe große Dinge von euch voraus; bestätiget die Erwartungen, die ich von euch habe. — Aber, versetzte Walter, indem er sein Gewand faßte, und mit einer Art von Beschämung ansahe, dieses Kleid! — Philipp, Graf von Flandern; Walter, ein armer Waffenträger?

Ich verstehe euch, sagte der Großmeister; so wie ich euch kenne, gäbe ich euch heute Mantel und Kreuz, machte euch heute zu dem, was ich und mein Neffe sind: aber ihr müßt noch einige Zeit in diesem Stande bleiben, bis ihr der Welt durch Thaten bewiesen habt, was ich, der ich euch genauer kenne, auf euer bloßes Wort, auf den Anstrich, den alle eure Handlungen haben, von euch glaube. — O mein Sohn, glaubt ja nicht, daß ihr alles überstanden habt, weil

ihr mir und eurem Freund Hugo gefallet. Eure plötzliche Erhebung zu dem Stande, indem ihr euch jetzt befindet, so gering er euch vorkommt, so gering er auch für eure Ansprüche seyn mag, wird von vielen unsers Ordens mit scheelen Augen angesehen werden; wollte ich euch noch höher heben, ehe ihr bezeugt habt, daß ihr dieser Ehre würdig seyd, so würde man mich offenbar, und zwar mit einigem Rechte, der Partheylichkeit beschuldigen, und ihr — doch ich darf euch von eigner Gefahr nichts sagen, ihr macht euch eine Ehre daraus sie zu verachten; aber glaubt mir, junger Mensch, auch Helden müssen zuweilen ihren Feinden weichen, und eure Rache an Philipp, die ich übrigens für sehr billig halte, wird noch manche Hinderniß zu überstehen haben, ehe sie zur Reife kommen kann. — — Meine Leser, wenigstens einige derselben werden sich wundern, daß ein christlicher Ritter, ein Mann wie Odo, Walters rachgierige Gesinnungen so leicht behandeln konnte; aber sie müssen nicht mehr von denen fodern die ich ihnen schildere, als sie leisten können. — Die Tugend der Versöhnlichkeit, und die Verzeihung angethaner Beleidigungen, stand nun einmahl nicht in der Moral der damahligen Helden, und ob man gleich einige Beyspiele von Männern jener Zeiten haben will, welche großmüthig genug dachten, angethanes Unrecht zu verschmerzen, vielleicht gar mit Wohlthaten zu belohnen, so mußte doch gewiß dieses Unrecht niemand als ihre eigene Person betroffen haben, denn dasjenige, was ihren Freunden zugefügt wurde, konnte nicht anders als durch Blut, durch eigene Vorbitte der beleidigten Person, der freywillige Demüthigung des Beleidigers ausge-

löscht werden. — Sehet hier die Ursache, warum Odo Waltern so wenig einredete: Die Ermordung des Tempelherrn, und die Verjagung der Gräfin von Flandern, waren auch in seinen Augen Dinge, welche nicht ungeahndet bleiben durften.

Auf diese Art endete sich diese Unterredung zwischen dem Großmeister, und dem jungen Kandidaten seines Ordens. Hugo hatte zu derselben nur wenig gesagt, und sagen können; denn ob dieser Ritter gleich edel und heldenmüthig dachte, so war doch sein ganzer Charakter weit sanfter als Walters, er nahte sich mehr der weiblichen Stille und Duldsamkeit, und das Feuer, das aus jedem Worte, jeder Handlung seines neuen Freundes blickte, war ihm etwas Fremdes, das er mit Bewunderung ansahe, aber in seinem Charakter weder übertragen konnte noch wollte. Eben dieser Unterschied der Gesinnungen, eben diese Denkungsart unsers Walters, die sich Odos Heldenmuth so sehr näherte, machte gar bald, daß er dem Großmeister weit lieber ward, als sein eigener Neffe; ein Vorzug, den Hugo seinem Freunde nicht beneidete, und dessen dieser sich nicht überhob.

Ein und dreyßigstes Kapitel.

Walters erster Feldzug.

Walter wurde nunmehr feyerlich aufgenommen, und zu den Geschäften und Uebungen seines neuen Standes angewiesen; je mehr er sich in denselben hervorthat, je mehr erfuhr er das, wovon ihm der Großmeister, wie wir im vorige Kapitel gesehen haben, bereits einige Winke gegeben hatte: Neid und heimliche Tücke, nicht allein bey den Jünglingen, die mit ihm im Stande der dienenden Brüder lebten, sondern auch bey den Ordensrittern selbst.

Er sahe wohl, daß sein ominöser Traum, der ihm die Bewohner des Tempelhofs alle in der Gestalt des edeln Andreas vorstellte, nach Art aller seiner Brüder, die Wahrheit überschritten hatte. — Er fand keinen Andreas — denn auch der Großmeister hatte seine Fehler, die ihn Hunbergens Bruder nie ganz gleichen ließen — und nur einen Odo, nur einen Hugo unter den Tempelherren. Die mehrsten dieser Ritter waren, so wie der grössere Theil in allen Ständen, blos alltägliche Geschöpfe, weder gut noch böse; verschiedene von ihnen mehr als alltäglich böse, und einige wenige, etwas mehr als mittelmäßig gut. Wir haben hier diese Herren in drey Klassen getheilt, und wollen, weil es die Gelegenheit giebt, zuerst etwas von der mittleren sagen.

Unter den Männern, die sich bald als Widersacher des unschuldigen Walters zeigten, und also, da wir unsern Helden sehr lieben, unserm Urtheil nach wenig Ansprüche auf Tugend und Güte des Herzens haben konnten, zeichneten sich vornehmlich zween aus, die wir unsern Lesern nennen müssen, weil wir in der Folge Gelegenheit haben werden, ihrer zuweilen zu gedenken.

Arnold von Torogio, besaß bey verschiedenen guten Eigenschaften, bey einem hohen Grad von Klugheit und Tapferkeit, und bey einer unerschütterlichen Treue gegen seine Freunde, einen eben so festen unversöhnlichen Haß gegen die, welche ihm einmahl mißfielen, und einen so großen Antheil von Stolz, daß er den ganzen Tempelorden damit hätte versehen können, wenn ihm diese Eigenschaft, die man damahls als den Hauptcharakter der geistlichen Ritter ansahe, etwa abgegangen wäre. Jedermann verachtete er neben sich; alles was sich vor ihm nicht beugte, war in seinen Augen dem Tode geweiht, und konnte durch nichts, selbst nicht durch nachmahlige Demüthigung ausgesöhnt werden. Man urtheile, was unser Walter, ein Jüngling, der seine eigne Würde fühlte, und der da, wo man ihn nicht zu achten schien, sich nur desto höher aufrichtete, in dieses Mannes Augen für eine Figur machen mußte. — So gram er indessen dem jungen Menschen war, und so sehr er sich durch alle das Große, das ein jeder an ihm wahrnahm, beleidigt fühlte, so schien er ihn doch fast gar nicht zu bemerken, weil er diese Art von Unachtsamkeit für die größte Kränkung hielt, die sich erdenken ließ.

Terrikus oder Theoderich von Tremelai, hatte Arnolds ganzen Stolz und seine ganze Unversöhnlichkeit, aber wenig von seinen guten Eigenschaften. Tapfer genug war er, aber seine Klugheit opferte er oft seinem Verlangen zu schaden auf. Die besten Anschläge ließ er gern zu Grunde gehen, wenn er auf ihre Kosten irgend eine Privatrache ausüben konnte. Er selbst war wankelmüthig in seinen Freundschaften, und besaß einen besondern Kunstgriff, diejenigen, welche sich ihm vertrauten, zu eben diesen Fehler anzuleiten. Verhetzungen, heimliche Winke, falsche Auslegungen, wohl offenbar erdichtete Umstände, wurden nicht gespart, diejenigen, welche er entzweyen wollte, unvermerkt von einander abzubringen; und vielleicht werden meine Leser in der Folge dieses Buchs ein Beyspiel finden, wie glücklich er in solchen teuflischen Unternehmungen war, wie vollkommen es ihm gelang durch unergründliche Künste, ein paar für einander geschaffene Seelen auf ewig zu trennen. Diese gefährlichen Gesinnungen verbarg er unter der schönsten Aussenseite. Er war nicht allein angenehm, fast möchte ich sagen schön von Gestalt, sondern auch freundlich, herablassend, gefällig, und so einschmeichelnd, daß man ihm fast nicht widerstehen konnte. — Da sein Trieb nach Größe, sich nicht sowohl auf Adel der Seele und wahre innere Verdienste, als vielmehr auf Rang und hohe Ehrenstellen erstreckte, so war unser Walter, so lange er nur das erste ohne das andere besaß, noch eben kein Hauptgegenstand seines Hasses. Daß er so leicht Aufnahme in dem ersten Grade des Ordens gefunden hatte, war ihm zwar anstössig; aber er zürnte deswegen weniger mit ihm, als mit dem Groß-

meister, welcher überhaupt derjenige war, den er unter allen Menschen am meisten verabscheute, ungeachtet er sich für einen von seinen ersten Jugendfreunden bekannte. Schon vor mehr als zwanzig Jahren hatte der Orden einen gewissen Bernard von Tremelai zum Großmeister gehabt, und Terrikus, welcher aus eben diesem Geschlechte war, hatte bey jeder Veränderung, die mit den Großmeistern der Tempelherren vorgieng, sich eingebildet, er müsse die Stelle betreten, welche ehemahls sein Oheim besessen hatte. Nie hatte er dieses zuversichtlicher geglaubt, als das letzte Mahl; aber auch da irrte er sich. Odo, der ihm schon in Europa mit seinen höhern Verdiensten oft im Lichte gestanden hatte, wurde ihm auch hier vorgezogen. Die Feindschaft, die er bereits gegen ihn im Herzen hegte, wurde dadurch unendlich vergrößert; Terrikus ward Odos grimmigster Widersacher, ein Feind, der ihm so geflissentlich insgeheim zu schaden suchte, als er ihm äusserlich den höchsten Grad von Freundschaft und Ehrfurcht bezeugte, und Odo war es, um dessenwillen er seinen Liebling Walter auch zur Gesellschaft mit haßte.

So waren die beyden Männer beschaffen, die unsern Helden feind waren. Der eine kränkte ihn durch Verachtung, indessen der andere sich nicht zu groß dünkte, sich durch heuchlerische Freundlichkeit zu ihm herabzulassen, ihm seine kleinen Angelegenheiten abzulocken, ihm Unzufriedenheit mit seinem gegenwärtigen Stande, und Mißtrauen gegen seine Freunde und Beförderer, den Großmeister und seinen Neffen einzuflößen suchte; Versuche, welche ihm zum Glück nicht sonderlich gelangen, weil Walter immer offen-

herzig genug war, seinen beyden Freunden alles zu sagen, was Terrikus ihm persönlich oder durch seinen Waffenträger beygebracht hatte, und weil Hugo und sein Oheim, die den Ritter von Tremelai kannten, nie unterließen ihn zu warnen.

Walter hatte etliche Monathe in seinem neuen Stande gelebt, ohne daß etwas Merkwürdiges vorgefallen wäre, und er fing schon an sich heimlich zu grämen, daß er noch keine Gelegenheit gehabt hatte, irgend etwas zu thun, das ihn seinem Zwecke näher gebracht hätte, als zu Akkon eine Bothschaft erschallte, die seinen Gram, über die Unthätigkeit, in der er leben mußte, auf den höchsten Grad trieb.

Philipp, Graf von Flandern, der, wie wir aus Odos Munde bereits gehört haben, nach seines Vaters Theoderichs Tode eine große Rolle in Palästina spielte, und durch Tapferkeit sein an dem Ritter Andreas begangenes Verbrechen, das er doch, ungeachtet aller Kunstgriffe nicht ganz von sich abwälzen konnte, nach Möglichkeit zu tilgen suchte; dieser Philipp hatte nebst dem Fürsten von Antiochien Harenk eine wichtige Festung, welche die Sarazenen den Christen abgenommen hatten, lange belagert gehalten. Der Erfolg blieb bis auf die Letzt zweifelhaft, und der Verlust war auf beyden Seiten gleich stark, als auf einmahl, man wußte nicht genau ob durch Tapferkeit oder heimliche Verrätherey, Harenk genöthigt wurde, sich seinen alten Besitzern den Christen zu übergeben. — Das Gerücht von diesem Siege kam mit schnellen Flügeln nach Akkon; jedermann jauchzete, jedermann erhub den Grafen von Flandern und

den

den Fürsten von Antiochien bis in den Himmel; nur Walter trauerte.

Wir wissen nicht ob Neid in einer großen Seele Platz haben sollte, aber eben so wenig können wir unsern Helden ganz von dieser Empfindung frey sprechen. Er dachte so wenig patriotisch, daß er lieber Harenk und alle Festungen in der Sarazenen Händen gesehen, als Philippen die Ehre gegönnt hätte, sie aus demselben zu befreyen. Das Siegsfest, das wegen dieser Begebenheit zu Akkon angestellt wurde, war ihm ein Trauertag, und nie sind wohl Danklieder mit betrübterm Herzen angestimmt worden, als die, in welchen sich Walter bey dieser Gelegenheit mit der erfreuten Christenheit vereinigen mußte.

Odo merkte den Unmuth des Jünglings, aber er stellte sich nichts davon gewahr zu werden, weil er sich vorgenommen hatte, ihn bald auf die Art zu trösten, die ihm die angenehmste seyn mußte. Die Tage, die bis dahin verliefen, waren traurige Tage für Waltern. Der Trost, den ihm sein Freund Hugo gab, war zu kalt, zu unkräftig für ihn, und gegen andere durfte er sich seinen Kummer nicht merken lassen, doch blieb derselbe nicht so verborgen als er dachte; Terrikus war ihn gewahr geworden, und sein Waffenträger, der immer um Walter beschäftigt seyn mußte, hatte aus einigen Worten die ihm in der Hitze entfielen, so viel errathen, daß er sich grämte, immer in Unthätigkeit gelassen zu werden, indessen andere die Lorbeern des Sieges einernteten.

Terrikus trug seinem Diener auf, den Funken der Unzufriedenheit mit den Anordnungen des Großmeisters, in dem Herzen des Jünglings aufzublasen.

Walter hörte jetzt von nichts anderm reden, als von den Heldenthaten, mit welchen unter den vorigen Großmeistern, einige von den dienenden Brüdern ihren Nahmen verewigt, und das Ordenskreuz schnell errungen hätten. Odo ward dabey als ein neidischer eigensinniger Mann geschildert, der oft seinen Rittern selbst hinderlich wäre, das auszurichten was sie könnten und wollten, und unser Jüngling bedauert, daß; wenn es ihm, wie man glaubte, darum zu thun wäre, Ehre zu erjagen, er sich keinen andern Weg dazu erwählt hätte, als den ihm in den jetzigen Zeiten der Tempelorden zeigte.

Walter ward durch diese unaufhörlichen Vorstellungen so ins Feuer gejagt, daß er sich fest vornahm, sich noch diesen Abend bey Odo wegen des Unrechts zu beschweren das er ihm anthäte, eine Sache, welche der Großmeister, der keine Einrede leiden konnte, schwerlich wohl aufgenommen haben würde.

Glücklicher Weise war dieses eben der Abend den Odo bestimmt hatte, seinen jungen Freund zu trösten, er kam ihm zuvor und redete ihn, ehe er ein Wort vorbringen konnte, folgendermaßen an: Mein Sohn! sagte er, ihr werdet die Ruhe die ihr bisher genossen habt, und die euch, wie mich dünkt, anfängt lästig zu werden, aufgeben, und euch bereiten müssen, zum erstenmahl mit uns ins Feld zu gehen. — Ich habe Nachricht, daß der König vorgestern mit seinem Heer aus Jerusalem gerückt ist, und das er erwartet, daß wir zu Rama zu ihm stoßen, und uns mit ihm wider Saladin vereinigen werden. Ungeachtet ihr noch nicht mit vor dem Feinde gewesen

seyd, so weiß ich euch doch hinlänglich von dem unterrichtet, was ihr in eurem gegenwärtigen Stande zu thun habt. Haltet euch zu Hugo, welcher allemahl mit den Seinigen an meiner Seite fechten wird, haltet euch brav, und laßt nicht sowohl mir als der Welt sehen, was sie in Zukunft von euch zu gewarten hat. Den Lohn eurer Tapferkeit und Treue kennt ihr. — Ich werde niemandem lieber das Kreuz geben und ihn Bruder nennen als euch.

Es ist unnöthig meinen Lesern die Freude zu beschreiben, die Walter bey diesen Worten fühlte, auch weiß ich, sie werden eben so wenig von mir eine umständliche Geschichte dieses Feldzugs erwarten. Die Heldenthaten, die von den Tempelherren in der berühmten Schlacht bey Rama geschehen sind, haben andere, in solchen Erzählungen geübtere Schriftsteller, aufgezeichnet, und ich, da ich, nichts als die Geschichte meines Walters schreibe, kann ihnen auch nur sagen, was er that.

Er rettete weder Odos noch Hugos Leben, noch die Fahne des Kreuzes, noch that er andere in die Augen fallende, für einen Anfänger unglaubliche Heldenthaten, wie ich wohl eher von jungen Rittern bey ihrem ersten Feldzuge gelesen habe. Er war das erstemahl in so einem Treffen wie dieses war, und glaubte, die Hauptsache beruhe darauf, sei en Feinden keinen Fußbreit zu weichen, und ihnen seine Arme wohl fühlen zu lassen; was das letzte anbelangt, so würde das feindliche Heer wohl kaum hinlänglich gewesen seyn, alle Streiter Christi mit Gegnern zu versehen, wenn ein jeder von ihnen deren so viel auf sich genommen hätte, als der heldenmüthige Wal-

ter mit seiner Löwenstärke erlegte, und zum Gefecht untüchtig machte; aber der arme Jüngling war bey dem allen so unvorsichtig sich selbst zu schützen, daß er bald mit Blut und Wunden überdeckt ward, die er kaum zu fühlen schien, und zuletzt, da der Feind schon völlig geschlagen war, verwickelte er sich so tief in einen Haufen flüchtiger Sarazenen, daß er hätte unterliegen müssen, wenn Hugo ihn nicht mit Gewalt und eigener Gefahr aus dem Gedränge gerissen hätte.

Ihr habt euch wohl gehalten Walter, sagte Odo, als der bleiche, blutende, kaum mehr Odem holende Jüngling vor ihn geführt wurde, aber nehmt euch der Sache ein andermahl nicht zu sehr und ohne alle Vorsicht an, ihr habt nichts davon, als daß ihr denn bey der nächsten Gelegenheit Ehre und Ruhm zu erwerben, nicht gegenwärtig seyn könnt. Morgen werden wir näher auf Rama zurücken und vermuthlich neue und noch ruhmvollere Arbeit finden als heute; ihr aber werdet nicht mit uns gehen können, sondern eure Wunden verbinden lassen müssen.

Walter schwieg, und ließ sich voller Beschämung in sein Zelt führen. — Saladin ward des andern Tages völlig geschlagen, und unser heldenmüthiger Jüngling, der sein Blut so wenig gespart hatte, konnte keinen Theil an der Ehre und Freude des Sieges haben. — Nie ist einem jungen Krieger die Vorsichtigkeit, und die Einschränkung des wahren Heldenmuths eindrücklicher geprediget worden. — Man sagt, Walter habe sich diese Lection, die jetzt bey so wenigen unserer jungen Kriegsleute nöthig ist, so zu Herzen genommen, daß er nie wieder in den Fehler

gefallen sey, den er bey seinem ersten Feldzug begieng, und der die Christenheit um einen ihrer größten Helden hätte bringen, und uns nöthigen können, unser Buch früher zu schließen, als wir gesonnen waren.

Zwey und dreyßigstes Kapitel.

Walter bleibt immer noch Waffenträger.

Ich bin genöthigt, hier in der Lebensgeschichte unsers Walters eine Lücke zu lassen, weil die Geschichte sagt, daß sich in einer Zeit von zwey Jahren, die ich mit Stillschweigen übergehe, wenig Ausserordentliches mit ihm zugetragen habe.

Den Sarazenen wurden unterschiedliche kleine Schlachten geliefert, bey deren keiner Walter fehlte, und in welchen er sich so tapfer verhielt, daß Odo mehr als einmahl auf dem Punkte stand, ihm das Ordenskreuz zu geben. Aber Neid und Kabale wußten ihm allemahl dieses Glück zu hindern, und bey Sammlung der Stimmen fand sich bald dieser bald jener Fehler in seiner Aufführung, welchen zwar nur die scharfsichtigen Augen eines Feindes entdecken konnten, der aber immer groß genug gemacht ward, um seiner Erhebung Hindernisse in den Weg legen zu können, so daß er allemahl den größten Theil der Ritter wider sich hatte.

Unglücklicher Weise gab Walter einsmahls seinen Feinden selbst einen geringscheinenden Umstand an die Hand, der ihn nicht allein für dieses mahl, sondern auf noch etliche künftige Jahre des Tempelordens unfähig machte; er ersparte ihnen dadurch die Mühe, allemahl wenn seiner Beförderung gedacht ward, in seinem unsträflichen Leben Fehler auszuspähen, und unschuldige Handlungen so lange zu verdrehen, bis etwas Tadelhaftes herauskam.

Walter hatte die Neigung zu alten Geschichten, die ihm von Kindheit auf anhieng, noch nicht verlohren, und Ralph, Terrikus Waffenträger, welcher, wie wir schon erwähnt haben, auf Befehl seines Herrn alle Mittel versuchen mußte, sich in das Herz des Jünglings einzuschleichen, hatte diesen Trieb nicht sobald wahrgenommen, als er ihn zu nützen suchte. — Ralph wußte immer so viel zu erzählen, daß es nicht an ihm lag, wenn der junge Mensch sich nicht durch seine Geschichten oft von diesem oder jenem ihm anbefohlenen Geschäfte ablocken ließ. Terrikus, welcher sah, wie hoch Odo Waltern schätzte, und der aus manchen Umständen schließen konnte, daß dieser junge Mensch, eine Person von mehrerer Wichtigkeit seyn müsse, als die Welt dachte, machte sich eine Freude daraus, ihm Gelegenheit zu tausenderley Vergehungen zu geben, die dem Großmeister hätten kränken, und den Jüngling nach und nach von ihm abbringen können. Terrikus kannte jetzt keinen empfindlichern Ort, wo er seinen Feind angreifen konnte und er fieng seine Operationen oft schlau genug an, daß jeder andere Jüngling berückt worden wäre. Bey Waltern verunglückten alle Versuche. Sein Herz war viel zu

unschuldig und verdachtlos, als daß er die List, mit welcher man ihm Fallstricke legte, hätte einsehen und vereiteln können; aber seine Redlichkeit, und der felsenfeste Entschluß, kein Haar breit von dem Wege seiner Pflicht abzugehen, führte ihn unverletzt durch alle Gefahren hindurch. — Ralphs mannigfaltige Verführungskünste, und vornehmlich seine Gabe zum Erzählen ward ohne Nutzen in Bewegung gesetzt. Ueberschritten seine Geschichten die bestimmte Zeit, so erschien nicht sobald die Stunde, in welcher dem Jünglinge diese oder jene Verrichtung oblag, so mußten sie unterbrochen werden, und wenn der Erzähler sich eben bey dem angenehmsten und bedenklichsten Umstande der Begebenheit befunden hätte; oder führten seine Gespreche heimliches Gift bey sich, so wurden sie von dem schuldlosen Jünglinge entweder gar nicht verstanden, oder dem Erzähler wurde mit Ernst und Bedrohung Stillschweigen geboten. Schmeicheley wurde verachtet und überhört, und Verleumdung streng geahndet. Kurz alles war vergebens, und Ralph mußte sich oft von seinem Herrn verhöhnen lassen, daß er nicht einmahl Talent genug hätte, die Moral eines unerfahrnen Jünglings zu erschüttern.

So fruchtlos indessen Ralphs Bemühungen in diesem Stück waren, so gaben doch seine Erzählungen einmahl Gelegenheit zu einem Gespräch zwischen ihm und Waltern, das auf andere Art für das Glück unsers Helden nachtheilig ward. Der Waffenträger hatte an einem Abende eben die Geschichte Gottfrieds von Bouillon begonnen, die Walter längst gern ausführlich hätte wissen mögen; er war noch in der Beschreibung des Eroberers von Jerusalem, und drück-

te sich nach seiner schmeichlerischen Art folgendermaßen aus: „Gottfried" sagte er zu seinem Zuhörer, Gottfried war euer vollkommenes Ebenbild; so tapfer, so schön, und wie mich dünkt auch eben so jung wie Walter von Montbarry, denn er war, in dem Zeitpunkte, da meine Geschichte anhebt, noch nicht viel über zwanzig. — Nicht viel über zwanzig? rief Walter, der nie daran gedacht hatte von seinem Alter zu reden, mit Unwillen aus. Ich? zwanzig Jahr? ich müßte mich schämen so alt zu seyn als Gottfried von Bouillon war, und noch nicht gethan zu haben, was er that! noch immer ein elender Waffenträger, nicht einmahl Ritter zu seyn. Wie? fragte Ralph mit einem neugierigen hämisch lächelnden Blicke, ihr scherzet! ihr wäret noch nicht zwanzig Jahr, und hättet schon solche Thaten gethan? und hattet schon so oft auf dem Punkte gestanden Tempelherr zu werden? — Walter, der den Fallstrick, der ihm mit dieser Frage gelegt wurde, nicht einsahe, und der, hätte er ihn auch gesehen, doch die Wahrheit auf keinen Fall würde verleugnet haben, versicherte ihn, daß er sein achtzehntes Jahr noch bey weitem nicht zurückgelegt hätte, und hieß ihn in seiner Erzählung fortfahren. Ralph that es, aber mit mehrerer Kürze und wenigerer Genauigkeit, als er ein andermahl bey dieser Geschichte würde gebraucht haben; denn er brannte vor Ungeduld, seinem Herrn eine Nachricht zu bringen; die ihm nicht anders als wichtig seyn konnte, und die er erhalten hatte, ohne sie zu suchen, ohne sie nur zu muthmaßen.

Es zeigte sich bald Gelegenheit, Gebrauch von derselben zu machen. Die Tempelherren hatten mit

den Hospitalitern einige Streitigkeiten. Odo bediente sich unsers Walters, ihn anfangs mit Briefen, und darauf verschiedenemahl mit sehr wichtigen mündlichen Aufträgen an Roger von Mulinis, den Großmeister der Hospitaliter, abzuschicken. Walter verhielt sich bey diesen bedenklichen Geschäften, die alle Ritter von sich abgewälzt, und ihm sehr gern überlassen hatten, so klüglich, brachte alles so geschickt zu Stande, daß Odo abermahls in öffentlicher Versammlung darauf drang, man sollte einem so verdienten Jünglinge das Ordenskreuz nicht länger vorenthalten, oder gewärtig seyn, daß er sich seines Rechts gebrauche, und Waltern ohne weitere Stimmensammlung zum Ritter ernenne.

Alle Ritter, ausgenommen Arnold von Toroggio, welcher zu stolz war etwas anders zu thun als zu schweigen, alle Ritter, die vorher von Terrikus unterrichtet waren, vereinigten sich in Lobeserhebungen des jungen Menschen, und betheuerten, daß sie ihn mit Freuden als Bruder grüßen würden, wenn er nur das gehörige Alter erreicht hätte, den Orden anzunehmen, woran ihm freylich, da kein Tempelherr unter zwanzig Jahren erwählt werden dürfte, noch etliche Jahre mangeln mögten. — Wie? fragte Odo, der das Alter des Jünglings von seiner ersten Ankunft an nach seiner Statur beurtheilte, und ihn schon damahls wenigstens für achtzehnjährig gehalten hatte; wie, Walter, ihr seyd noch nicht zwanzig Jahr alt? — Wenn man die Verdienste hier nach Jahren abzählt, erwiederte Walter mit Unwillen, so hätte ich in meinem Kloster bleiben sollen, wo man, ungeachtet ich damahls noch jünger war als jetzt, kein

Bedenken trug, mir eine der ersten geistlichen Stellen anzubieten, oder am Hofe zu Marseille, wo der Vikomte von Barral bereit war, mir in meinem funfzehnten Jahre das Ritterschwert anzugürten; jetzt bin ich noch nicht achtzehn, und also ohne Zweifel der Unwürdigste in der ganzen Versammlung, unwürdig des Kreuzes und des Mantels, vielleicht auch unwürdig des Schwerts, das ich als Waffenträger schon so gut führen gelernt habe.

Die ganze Versammlung empörte sich über die freche Rede des Jünglings, und über den unbeschreiblichen Stolz, mit welchem sie vorgetragen wurde. Odo sah sich genöthigt seinen geliebten Walter zum erstenmahl zu strafen. Die Strafe bestand darin, daß ihm der Gebrauch der Waffen für diesen ganzen Tag untersagt wurde, und Walter empfand diesen Schimpf so hoch, daß Hugo, der noch mehr Vergehungen auf seines Freundes Lippen schweben sahe, ihn geschwind aus dem Saale führte, um ihn vor weiterer Strafe zu verwahren. — Walter übergab Odos Neffen sein Schwert, das er sonst keinem würde überlassen haben, und begab sich in sein Zimmer, um seinen Schimpf und den Gram durch seine unüberlegten Worte, deren übermüthiger Ton ihm jetzt selbst anstößig war, seinen Wohlthäter beleidigt zu haben, zu verbergen.

Odo war indessen nicht so unbillig ihn strenge zu beurtheilen; er wußte wohl, daß sein trotziges Bezeigen nicht ihm, sondern denen gegolten hatte, die ihm so heimtückisch zu schaden suchten, und konnte sich leicht an Walters Stelle setzen, welcher bey immer neuen Hindernissen, die sich seinen Wünschen entgegen setzten, unmöglich kalt bleiben konnte. Er

verzieh ihm, ließ ihn vor sich kommen, und gab ihm noch diesen Abend nebst einigen väterlichen Warnungen sein Schwert zurück, so daß seine Feinde die Freude nicht hatten, zwo Seelen, die sich so sehr gleichten, sich so sehr liebten, entzweyt zu haben. Durch die Entdeckung von Walters zu großer Jugend ward also seine Erhöhung noch um einige Jahre verzögert, aber dieser Verzug war für ihn nicht ohne Nutzen. Philipp Graf von Flandern, welcher in den Siegen, die er mit Hülfe des Fürsten von Antiochien erfocht, immer weiter gieng, war mit dem Weihrauch, den man ihm zu Jerusalem, und sonst fast überall streute, nicht zufrieden, er wollte sich auch von seinen Feinden den Tempelherren räuchern lassen, und begab sich deshalben mit einem großen Gefolge nach Akkon; ein Entschluß, den er nachher oft bereute, weil seine Aufnahme, dem, was er in dem thörichten Stolze seines Herzens gehofft hatte, sogar nicht entsprach.

Die Tempelherren haßten Philippen nicht allein darum, weil der Verdacht, sich an einem ihrer Mitbrüder vergriffen zu haben, auf ihm haftete, sondern weil er sich so eifrig bemühte, ihre Thaten, wo nicht zu verdunkeln, doch in allen nachzuäffen, und nie ermangelte, hinterwärts schlecht von ihnen zu reden. Wie Odo gegen den, den er gewiß als den Mörder seines Freundes Andreas kannte, gegen den Verfolger Walters und Hunbergens gesinnt war, wissen meine Leser. Staatsklugheit erfoderte einige Mäßigung in seinem Hasse, aber Heucheley oder Verstellung war einem Manne wie der Großmeister, unmöglich, und man kann also errathen, mit was für Ehrenbezeugungen Graf Philipp zu Akkon empfangen wurde. Sie be-

standen darin, daß man ihn nicht einholte wie in andern Städten geschehen war, ihn bey Odo zur Audienz führte, anstatt daß dieser, Philipps hohen Gedanken nach, ihm hätte aufwarten sollen, ihm in der Kirche, den einzigen Ort, wo man ihn hinbegleitete, nicht die Oberstelle gab, ihn weder besuchte noch zur Tafel lud, und ihm den Aufenthalt zu Akkon so wenig angenehm machte, daß er nach einigen Tagen in aller Stille, mit Rache im Herzen Abschied nahm.

Niemand hatte sich über seine Zukunft mehr entrüstet als unser Walter, und wäre er damahls schon Tempelherr gewesen, und hätte er sich also nur einigermaßen mit dem Grafen messen können, so würde ihn nichts von der Unbesonnenheit abgehalten haben, das Blut des Ritters Andreas von seinen Händen, und für Hunbergens Beschimpfung Abtrag von ihm zu fodern, ein Schritt, der bey der geringen Macht und den vielen Feinden, die Walter hatte, und bey Philipps Bosheit und hohem Ansehn, von den schlimmsten Folgen für ihn hätte seyn müssen. —

Unser junger Held war in Verzweiflung, daß ihm hierin die Hände gebunden waren, und noch mehr, daß er sich gewissermaßen genöthiget sahe, dasjenige zu thun, was ihm bey seiner ersten Ankunft in Palästina so schimpflich dünkte, daß er, wenn er nicht vor dem stolzen Beherrscher Flanderns, dem siegreichen Ueberwinder der Sarazenen, in der demüthigen Gestalt eines Waffenträgers erscheinen wollte, so viel als möglich die Gelegenheit vermeiden mußte, ihm unter die Augen zu kommen.

Hugo, welcher für seinen Walter zitterte, und es lieber gesehen hätte, wenn Philipp seinen Nahmen

gar nicht gehört hätte, bewachte alle seine Schritte, und machte dadurch den Grafen noch aufmerksamer auf den jungen Waffenträger, der von Odos Neffen überall begleitet wurde. Wenig Fragen, so wußte Walters Feind den Nahmen unsers Helden, so erkannte er ihn für den Knaben, den er von Kindheit an so sehr gehaßt hatte, und die Maßregeln, die er zu seinem Verderben nahm, würden bald ausgeführt gewesen seyn, wenn ihm das Glück nicht andere Beschäftigungen in den Weg geworfen, und ihm Waltern einigermaßen wieder aus den Gedanken gebracht hätte.

Nach Philipps stillen Abzuge aus Akkon, legte sich Walters Grimm gegen seinen Feind ein wenig. Er wandelte seinen Weg so unsträflich fort, wie er ihn angefangen hatte. Es fanden sich immer neue Gelegenheiten seinen Heldenmuth zu zeigen, und er reifte immer mehr dem erwünschten Alter entgegen, wo es ihm erlaubt war, Anspruch auf die Ehre zu machen, die er schon so lange gesucht, so lange schon verdient hatte.

Und zu Ende dieser Zeit war es, da sich eine Begebenheit zutrug, die ihm zwar das, was er wünschte und verdiente, wirklich verschafte, aber ihm zugleich das Kostbarste raubte, was er besaß und besitzen konnte, seinen Freund, den edelsten und besten, den zweyten Andreas von Montbarry. — Auch Hugo, der Freund seiner Jugend, ward von ihm gerissen, er, der Blondels Stelle sowohl bey ihm ersetzte, der diesem Gespielen seiner Kindheit in so vielen Stücken ähnlich war, und ihm die seligen Tage, die er mit diesem zu Montçon verlebte, so oft ins Gedächtniß

zurück rief. — Der unglückliche Walter! er war dazu gebohren, alles zu verlieren was er liebte!

Drey und dreyßigstes Kapitel.

Die Schlacht bey Belfort.

Seit der Niederlage, die Saladin bey Rama litt, war es zwischen ihm und den Christen zu keinem ernstlichen Treffen gekommen. Anfangs Waffenstillstand, und von beyden Seiten die äußerste Behutsamkeit, keinen Anlaß zum Friedensbruch zu geben; dann kleine verdeckte Feindseligkeiten von beyden Theilen, die auch von beyden in der Stille ertragen, oder aufs Behutsamste geahndet wurden; nach und nach, bald von den Christen, bald von den Sarazenen immer verstärktere und offenbarere Angriffe, weggenommene und wiedereroberte Festungen, Scharmützel die klein hießen und doch ziemlich ins Große giengen, und endlich die große entscheidende Schlacht, welche am fünfundzwanzigsten November 1182 bey Belfort, in den Gegenden von Sidon geliefert wurde, und die einen so großen Einfluß auf das Schicksal unsers Walters hatte.

Odo schien zu ahnden, von was für Wichtigkeit dieser große Tag auch für ihn seyn würde; denn noch nie hatte er auf jeden Fall, der sich begeben konnte, so genau Rücksicht genommen, noch nie seine ganze

Macht so zusammen gezogen, noch nie seinen Rittern, mit Worten von solchem Nachdruck, Heldenmuth ins Herz gesprochen wie heute; aber auch noch nie war der ganze Orden so einig, so zufrieden mit allen seinen Anordnungen, noch nie fand er so wenig Widerspruch in allem was er vor hatte, als an diesem Tage. Zu der großen Menge seiner Ritter, deren Anzahl die Geschichte nicht bestimmt, zog er diesesmahl noch das kleine Heer von dreyhundert Engländern, das der König von England, Henrich der Andere, zur Büßung der Ermordung des Bischofs von Canterbury, welche man ihm schuld gab, nach dem heiligen Lande schicken mußte, und das sich bey verschiedenen Gelegenheiten wohl gehalten hatte. — Ungeachtet dieser Verstärkung, war sein Heer gegen das Heer der Ungläubigen gerechnet, doch immer noch klein zu nennen, und die Ueberlegenheit der Tempelherren bestand in nichts, als in ihrer Löwenstärke, ihrer Waffenerfahrenheit, und dem christlichen Heldenmuth der sie beseelte oder beseelen sollte; Vorzüge, welche schon oft der größeren Anzahl hatten weichen müssen — Um die Macht Odos noch zu vergrößern, und Saladins Niederlage unausbleiblich zu machen, stieß auch noch der König von Jerusalem zu ihm, dem es so selten beliebte gemeine Sache mit ihm zu machen, ungeachtet er immer das Ansehen seines Freundes haben wollte.

Odo traute im Grunde wenig auf Balduins Hülfe, und auf seine und seiner Völker Treue und Tapferkeit, indessen waren sie doch wegen ihrer Menge nicht zu verachten, sie konnten durch ihre Anzahl dem Feinde ein Schrecken einjagen, seine Macht zertheilen, die Flüchtigen vollends in die Flucht schlagen, den

Helden Odos, wenn sie abgemattet waren, Gelegenheit geben, sich mitten in der Schlacht ein wenig zu erholen, und was der Dinge mehr sind, wozu sich auch unerfahrne Krieger gebrauchen lassen. — Balduin ward also nebst seinen Leuten mit offenen Armen empfangen, und Odo bedingte sich nichts aus, als daß man den Grafen von Flandern, und den Fürsten von Antiochien mit ihren Leuten hinweglassen mögte, als mit welchen er weder Ehre noch Beute zu theilen haben mögte. Balduin versicherte, daß diese beyden Fürsten von ihrem Zuge nach Tabaria noch nicht zurück wären, und es war also keine Hinderniß übrig dem Feinde entgegen zu gehen, welcher sich in den Ebenen von Sidon gelagert hatte, und den man an dem Morgen des großen Tages, den ich zu Anfang dieses Kapitels genennt habe, erreichte.

Meine Leser haben schon mehr gesehen, daß ich zu unerfahren im Kriegswesen bin, um eine Schlacht nach der Länge zu beschreiben, und ich glaube, sie werden auch diesesmahl zufrieden seyn, wenn ich ihnen nur den Ausgang der großen Schlacht bey Belfort melde.

Asad, Saladins Bruder, welcher, weil der Sultan in andern Gegenden des Reichs zu thun hatte, jetzt seine Stelle vertrat, ward gänzlich aus dem Felde geschlagen. Die Tempelherren thaten Wunder, und Balduins Leute, hielten sich in dem, was man ihnen zumuthete, besser als man ihnen zugetraut hätte. Der Sohn des Königs von Jerusalem, ein junger verwahrloster Prinz, dem es nicht an guten Anlagen fehlte, und der, ohne den mindesten Unterricht in Kriegswesen, ohne die geringste Uebung

in

in den Waffen gehabt zu haben, diesesmahl zuerst mit ins Feld genommen worden war, büßte hier sein Leben ein. Sein fühlloser Vater betrauerte ihn nicht. Hatte er doch noch einen Sohn, der bey weit wenigern Gaben als sein älterer Bruder, auf noch bessern Wege war, durch die närrische zwecklose Erziehung seiner Mutter Sibille verdorben, oder in dem Frühlinge seines Lebens hingeopfert zu werden; doch dieß gehört nicht hieher. Vielleicht haben wir in der Folge dieser Geschichte Gelegenheit unsern Lesern etwas mehr von diesem jüngern Balduin zu sagen; jetzt wenden wir uns wieder zur Schlacht bey Belfort.

Der Feind war geschlagen; man trieb ihn weit über sein Lager hinaus, und alle Schätze, die dasselbe enthielt, wurden eine Beute der Christenheit. Niemand von Odos Leuten durfte vor dem morgenden Tage, da alles unter sie und die Völker des Königs getheilt werden sollte, von diesem geheiligten Raube etwas anrühren. Odo zog sich mit den Seinigen an die äußerste Gränze gegen Osten, über die der Feind getrieben worden war, um seinen Rückzug zu verwehren. Walters Tapferkeit hatte sich diesen Tag so ausgezeichnet, daß die dreyhundert Engländer, welche ihren Anführer verloren hatten, ihm einmüthig das Kommando auftrugen, und jetzt nebst ihm dem Großmeister zu Bewahrung der Gränzen folgten.

Odo trat seinen gewählten Posten mit so viel besserm Muthe an, weil er hoffen konnte, König Balduin, welcher das Lager zu bewachen über sich genommen hatte, würde seines Orts eben so gute Obacht haben, daß der feindliche Entsatz, den man von Westen

her vermuthete, nicht durchbrechen könnte, aber er irrte sich. Er wußte nicht was im Lager vorgieng. Noch desselben Abends traf Graf Philipp von Flandern daselbst ein, und wurde von seinem Freunde, König Balduin sehr freundlich aufgenommen. Der erstrittene Sieg wurde ihm mit allen Umständen erzählt und den Tempelherren die ganze Ehre desselben beygelegt, die man ihnen mit keinen Schein der Wahrheit absprechen konnte. Philipp hatte wider alles dieses nichts einzuwenden, nur kamen ihm die Verordnungen, die Odo nach gewonnener Schlacht gemacht hatte, sonderbar und überflüßig vor; er tadelte alles mit höhnischen Worten, und hielt sich vornehmlich bey dem Befehl auf, die Beute vor Morgen nicht zu theilen, nicht einmahl zu besehen. Er höhnte den König von Jerusalem, daß er sich von den Tempelherren befehlen ließ, streute mancherley Muthmaßungen ein, wie wenig von der Beute auf ihn und die Seinigen kommen würde, und bedauerte die Kriegsleute, daß sie nach einem Tage voll Arbeit und Gefahr, nicht einmahl die Freude haben sollten, am Abend des erstrittenen Raubes zu genießen.

Die Folge von diesen und ähnlichen ohne Aufhören wiederholten Reden war, daß man einig wurde, nur wenigstens zu besehen, was in Asads Zelte enthalten wäre. Man gieng hinein, man musterte die Kostbarkeiten. Philipp weigerte sich nicht, unterschiedliches das ihm besonders behagte, von Balduins freygebigen Händen anzunehmen. Er ließ die erhaltenen Geschenke in das Zelt tragen, das man ihm zur Wohnung angewiesen hatte, und die wachehaltenden Kriegsleute sahen dieses nicht so bald, als sie es für das

Signal hielten, sich gleichfalls der erstrittenen Beute zu bemächtigen. Man fiel über die feindlichen Gezelte her, und ein jeder raubte ohne rechtliche Theilung, was ihm in die Hände fiel. Graf Philipps Leute bedachten nicht, daß sie nicht beym Streite gewesen waren, und also auch keinen Theil an der Beute haben konnten; sie wollten nicht leer ausgehn. Es kam zwischen ihnen und Balduins Soldaten zum Handgemenge. Die äussersten Wachen, welche den Weg nach der Gegend zu besetzt hielten, woher man den Entsatz der Sarazenen vermuthete, wurden durch den unglaublichen Lärm im Lager herbeygezogen. Sie mischten sich mit unter die Streitenden. Alles gieng unter und über, und die Kriegszucht des Königs von Jerusalem war so schlecht, daß nichts, weder Bitten noch Drohen vermögend war, den Auflauf zu stillen. Graf Philipp gab sich wenig Mühe seine Leute zu Ruhe zu bringen; er schien alles vorausgesehen zu haben, und sich nun zu freuen, daß alles so gieng wie er erwartete und wünschte. Er war entzückt, sich an den Tempelherren, die ihm nur kürzlich zu Akkon so verächtlich begegnet hatten, gerochen, sie um ihren Antheil an der Beute gebracht, und den Grund zu einem unversöhnlichen Widerwillen zwischen ihnen und König Balduin gelegt zu haben. — Seine Freude war indessen nur sehr kurz. — Auf einmahl kam das Geschrey, der feindliche Entsatz rücke an. — Man schickte sich an, ihm den Einbruch zu verwehren, aber da keine Wache mehr vorhanden gewesen war, welche die Ankunft des Feindes zeitig genug hätte melden können, so war es zu spät zum Widerstand. Die meisten von dem christlichen Heere wurden unbewaffnet und mit Beute be-

laden angetroffen, und fast ohne alle Gegenwehr niedergemacht.

Graf Philipp zog so viel er konnte, von seinen Leuten an sich, und empfahl sich in der Stille. König Balduin versteckte sich in ein Reuterzelt, und entkam auf diese Art. Das Lager mit aller Beute kam wieder in die Hände der Sarazenen, und der Weg nach Osten, zu dem in die Flucht geschlagenen Hauptheer, stand ihnen frey und offen, nur daß sie sich vorher durch die Tempelherren hindurchschlagen mußten, welche, wie wir wissen, den Weg auf dieser Seite besetzt hielten.

Odo und den Seinigen ahndete nichts von dem, was in ihrer Abwesenheit im Lager vorgienge, auch war ihr Posten auf anderthalb Meilen von demselben entfernt, so daß es unmöglich war, daß sie etwas von denen daselbst vorfallenden Unordnungen hätten inne werden sollen. — Sie erstaunten, als sie das sarazenische Heer in ausgebreiteter Ordnung auf sich anrücken sahen. Diese Erscheinung ließ sich nur auf die Art erklären, daß der Feind einen Umweg genommen habe, und dergestalt ungehindert um das Lager hinumgekommen sey. — Sie waren indessen gefaßt. Sie schlossen ihre Glieder fest, und standen wie die Mauern. Ihr Muth war um so viel stärker, da sie glaubten, mit Grund hoffen zu können, ihre geringe Anzahl würde bald durch eine ansehnliche Hülfe aus dem Lager vermehrt werden. Sie sandten Boten nach dem Lager, aber sie kamen nicht zurück. Sie hofften, warteten und hielten den Feind mit unglaublicher Tapferkeit auf; es erfolgte keine Hülfe. Unglücklicherweise hatte der Großmeister vor dem unversehenen Ue-

derfalle seine Ritter größentheils an einige weit entfernte Posten commandirt. Angst und Gefahr wuchs auf allen Seiten. Die Tempelherren wurden theils aufgerieben theils in die Flucht geschlagen. Walters Engländer hatten bis auf etliche zwanzig Mann abgenommen. — Odo sammelte nun noch achtzig von den Brüdern nebst einigen Waffenträgern zu sich. Walter gesellte sich mit seinen wenigen Engländern zu ihm, und nun begann ein Gefecht, als die Welt seit den Zeiten der uralten Helden vielleicht nicht gesehen hat. Aber alles war umsonst. Die Menge der Feinde siegte. Hugo ward an seines Walters Seite erschlagen, ohne daß dieser ihn retten konnte. Nureddin, Saladins Neffe, Asads Sohn, der den tödtlichen Streich führte, entriß zu gleicher Zeit dem sinkenden Tempelherrn die Fahne des Kreuzes, die er geführt hatte. Walter warf einen Blick auf das, was um ihn her vorgieng, und einen andern auf Odo, welcher ohngefähr zwanzig Schritte von ihm focht. Er sah ihn von vier Sarazenen zu Boden werfen, und aus dem Gedränge tragen. Ihm selbst, unserm Helden, war in der Hitze des Gefechts, das Schwert dicht beym Griffe abgesprungen. Er glitschte auf dem von Blute schlüpfrigen Boden aus, und begann zu sinken; aber schnell, als ob eine Gottheit ihm Muth und Kräfte einflößte, ermannte er sich, und sprang in einer Art von Raserey auf Nureddin zu, der sich eben mit dem christlichen Panier entfernen wollte. Mit einer Hand entriß er ihm das Schwert, und mit der andern das Kreuz. Ein Stoß mit dem Fuße, und er lag zu Boden. Darauf warf er das Schwert von sich, riß den Gefällten mit wüthender Gewalt von der Erde empor,

faßt ihn bey dem Arme, gebot zehen seiner Leute, die ihm noch übrig waren, sich dicht um ihn zu ziehen, nnd ihm zu folgen. — Auf diese Art brachte er Nureddin und die Fahne des Kreuzes von der Wahlstatt, und legte eine gute Strecke Wegs zurück, ehe das feindliche Heer, welches diesen kleinen Haufen ganz aus der Acht gelassen hatte, es gewahr ward.

Sie kamen an ein dichtes Gehölz, und Walter befahl zu halten. — Hier, sagte er zu seinen treuen Leuten, welche die einzigen Uebergebliebenen von seinen Engländern waren, hier muß ich euch verlassen. Nehmet hier das Kreuz, den kostbarsten Schatz der Christenheit, und hier Nureddin, Saladins Neffen; er ist das einzige Mittel, den Tempelherren ihren Großmeister auf leidliche Bedingung wieder zu schaffen. Bedenkt, was ich euch anvertraue, und verwahret beydes wohl. Wendet euch weder nach Jerusalem, noch nach dem Lager; denn ich ahnde Verrätherey. Verberget euch des Tages in Wäldern und Höhlen, und reiset nur des Nachts, bis ihr nach Akkon kommt; da übergebt das, was ich euch anvertrauet habe, Arnold von Toroggio, und beschwört ihn bey der Heiligkeit unsers Glaubens, und bey der Treue, die er unserm Großmeister schuldig ist, daß er Nureddins Gefangenschaft zu Odos Befreyung anwende. Arnold ist nicht unedel, er wird seine Pflicht nicht verkennen. — — — —

Walter ließ seinen Leuten keine Zeit, ihm etwas wider seine Rede einzuwenden. Er zog einem von ihnen das Schwert von der Seite, denn er selbst war ohne Waffen, und hieß die andern die Finger darauf legen, nnd ihm die Worte des Eids nachspre-

chen, die er ihnen vorsagte, und die zu heilig sind, auf diesen Blättern von mir nachgeschrieben zu werden. Sie schwuren. Walter drückte dem Vornehmsten von ihnen die Hand, und eilte unbewaffnet, und ganz mit Schweiß und Blut bedeckt nach dem feindlichen Heere, welches er in kurzer Zeit erreichte.

Die Sarazenen hatten den Ort, wo sie ihren blutigen Sieg erfochten, noch nicht verlassen. Nureddin ward vermißt. Der Heerführer wußte zu gut, wie theuer dieser Jüngling seinem Oheim und seinem Vater war, als daß er es hätte wagen sollen, ohne ihn vor Saladin oder Asad zu erscheinen. Man schickte überall Leute aus, um zu sehen, ob er etwa von einer Schaar flüchtiger Feinde hinweggeführt worden wäre. Man suchte ihn unter den Todten; alles vergebens. Man fand unterschiedliche, von denen man wußte, daß sie an seiner Seite gefochten hatten, aber sie waren entweder ganz entseelt, oder bereits der Sprache beraubt, denn Hugos und Walters Arm hatte überall Tod und Verderben ausgebreitet. Man fand Nureddins Schwert, das Walter ihm entriß, und ihn mit demselben nöthigte, ihm das christliche Panier zu überlassen, und das er nachmahls von sich warf, weil er keinen Arm mehr für dasselbe hatte, sondern beyde brauchte, seinen Gefangenen, und das gerettete Kreuz davon zu bringen. Man fand auch Nureddins Wehrgehäng und seinen Gürtel, und brachte alles dem Heerführer der Sarazenen, welcher nun fest überzeugt ward, daß Saladins Neffe gefangen hinweggeführt worden wäre. Er verdoppelte seine Nachsuchungen, und entschloß sich, diese

Nacht auf dem Schlachtfelde zu bleiben, um die Rückkunft aller seiner Abgeschickten zu erwarten.

Um diese Zeit war es, als Walter daselbst anlangte. Ein einzelner unbewehrter Mann, der sich in der Dämmerung einfand, und sich freywillig gefangen nehmen ließ, konnte von den Feinden für nichts als einen Kundschafter gehalten werden. Man führte ihn vor Amru, den General der Sarazenen, man legte ihm tausend verwirrte Fragen vor, aber seine festen ungesuchten Antworten, seine Jugend und sein redliches Gesicht, benahmen den Fragenden bald allen Verdacht. Er gab sich für Odos Waffenträger an, und in diesem Charakter trug man kein Bedenken, ihn zum Großmeister zu führen. Ueberdieses bewies sein Kleid, daß er nicht mehr war, als wofür er sich ausgab, und zum Glück lebte keiner von denen mehr, die ihm zunächst gefochten hatten, und welche hätten verrathen können, von was für Wichtigkeit seine Person bey der Schlacht gewesen war.

Odo hatte in seinem ganzen Wesen etwas, das Ehrfurcht forderte; auch die Sarazenen hatten ihm dieselbe nicht versagen können. Walter fand ihn in einem Zelte, das seinem Stande nicht ungemäß war. Er hatte einige Leute um sich, die man mehr für seine Bedienten als für seine Wache gehalten haben würde, wenn man ihnen das Bestreben, ihn nicht aus den Augen zu lassen, und jede seiner Handlungen zu beobachten, nicht zu sehr angemerkt hätte.

Wie? sprach Odo, als er Waltern erblickte, wie, mein Freund! du bist auch in den Händen unserer Feinde? Walter hielt sich, um keinen Verdacht zu erregen, daß er etwas mehr sey, als sein Kleid sagte,

in größerer Entfernung von dem Großmeister, als er sonst gewohnt war. — Der Waffenträger des großen Odo, antwortete er, ist schuldig seinem Herrn in die Gefangenschaft zu folgen. Der Großmeister verstand die Meynung des jungen Menschen, und sein ganzes Herz bewegte sich gegen ihn voll Dankbarkeit, für die Treue, die er ihm bewies, aber er schwieg, um sich nicht durch die Art seiner Antwort zu verrathen.

Tausend Fragen hätte er gerne an ihn gethan, von welchen er aber nur die eine, nach Hugos Leben, wagte. Walter meldete ihm seinen Tod mit allen den Umständen, die er öffentlich erwähnen durfte, und zollte dem Andenken seines Freundes die Thränen, die er ihm bisher, von andern Empfindungen bestürmt, noch schuldig geblieben war. Odo unterdrückte die Wehmuth seines Herzens, und schickte um einen von seinen Wächtern an Amru für seinen Neffen die Ehre der Beerdigung zu erbitten, eine Bitte, die man ihm ohne Verzug bewilligte, und Waltern erlaubte, bey dieser traurigen Handlung gegenwärtig zu seyn. — Schweigend und ganz in sich selbst gekehrt kam er zu dem Großmeister zurück; keine Worte wurden über die vorgegangene Feyerlichkeit zwischen ihnen gewechselt. Die beständige Gegenwart der Aufmerker benahm ihnen die Gelegenheit auch über andere Dinge zu sprechen, und erst am Morgen des andern Tages konnte Walter dem Großmeister eilig die Worte zuflüstern: Das Kreuz ist gerettet, und Nureddin gefangen; Worte, die Odos Muth von neuem stärkten, und ihm die Ertragung der Gefangenschaft merklich erleichterten.

Vier und dreyßigstes Kapitel.

Walter folgt dem Großmeister ins Gefängniß.

Die, welche Nureddin aufsuchen sollten, giengen die ganze Nacht durch ab, und kamen an, und in Odos Zelt wurden so viel Nachrichten von dem, was die Bothen aussagten, gebracht, daß Walter zitterte, man mögte seinen Leuten auf die Spur kommen, und ihnen das, was er mit Gefahr seines Lebens gerettet hatte, wieder entreißen. Die meiste Sorge machte ihm die Post, daß der Waffenträger des jungen Prinzen, den man des vorigen Tages als todt von der Wahlstatt aufgehoben hatte, sich wieder erhole und zu sprechen anfange. Dieser hatte die ganze Scene von Nureddins Gefangennehmung noch mit angesehen, ob er gleich zu schwach gewesen war, sie zu hindern, er kannte Waltern, und wenig Worte von ihm, so war er entdeckt, und befand sich in der verdrüßlichsten Lage, die sich denken läßt. Zum Glück bestand seine Aussage nur in gebrochenen Worten von Nureddin und dem christlichen Panier, die wenig Licht in der Sache gaben, und bald darauf verschloß ihm der Tod den Mund. Nie hätte wohl unsers Walters menschenfreundliches Herz sich über den Tod eines Menschen freuen können, wider den

er keine weitere Feindschaft als in offner Schlacht hegte, aber hier kam zu viel auf die Verbergung der Wahrheit an, daß Walter nicht freyer hätte Athem holen sollen, als endlich die Nachricht kam, daß der einzige, welcher wider ihn zeugen konnte, dahin sey. Die Verwirrung, in welche Nureddins Verlust das ganze feindliche Heer setzte, ließ ihn erst recht vollkommen einsehen, was er für eine Eroberung an diesem von dem ganzen Volke geliebten Jüngling gemacht hatte, und was er sich für seinen Freund Odo für Vortheile von seiner Gefangenschaft versprechen konnte. Der Nachrichten, daß der junge Prinz nicht gefunden sey, kamen immer mehr, und da Walter denken konnte, daß seine Leute diese Nacht über, eine gute Strecke Wegs mit dem Gefangenen würden zurück gelegt haben, so wuchs sein Muth so sehr, daß er kaum seine Gefangenschaft noch fühlte, und im Stande war, dem Großmeister, der zwar ruhig, doch immer tiefsinnig und in sich selbst gekehrt schien, tausenderley Trost zu geben, den er immer so einzukleiden wußte, daß nur der, für den er bestimmt war, ihn völlig verstand, und diejenigen, welche ihn bewachten, sich wenig daraus nehmen, oder einen Verdacht auf etwas den Sarazenen Nachtheiliges daraus schöpfen konnten.

Der Morgen erschien, und Amru sahe sich genöthiget aufzubrechen, ohne Nureddin gefunden zu haben. Odo ward dem Heere unter einer starken Begleitung nachgeführt. Amru, der sich auf sein Ehrenwort, das nie ein Tempelherr brach, verlassen konnte, erzeigte ihm so viel Achtung, daß er ihm seine Waffen wiedergeben ließ, und Waltern nicht von ihm

trennte. So langten sie zu Damaskus an, wohin Asad mit dem flüchtigen Heere schon voraus gegangen war.

Der Großmeister ward vor Saladins Bruder geführt. Asad bezeugte sich anfangs eben so freundlich gegen ihn wie Amru gethan hatte, und machte ihm gute Hoffnung, durch Ueberlieferung einiger wichtigen Festungen bald wieder frey zu werden, eine Sache, die Odo, der sich nicht auf solche Art zu lösen dachte, und der allezeit wenig sprach, mit Stillschweigen überging. Ueberhaupt war das ganze Betragen des Tempelherrn so stolz, daß Asad beynahe dadurch beleidigt ward. Er stand vor ihm nicht wie ein Gefangener, sondern in der Gestalt wie der englische Dichter den Erzengel beschreibt, als er unserm Uranherrn sein Endurtheil vom Himmel brachte *).

Asads Freundlichkeit dauerte nicht lange. Er konnte es dem stolzen Manne nicht verzeihen, daß sein königliches Ansehen ihn fast genöthigt hätte, sich vor ihm zu demüthigen, und daß er seine Höflichkeit mit solcher Hoheit annahm. — Als er aber vollends den Verlust Nureddins vernahm, so änderte sich s[...]n gan-

*) Solemn and Sublime. — — Over his lucid arms a military vest of purple flowd, livelier than Melibæan or the grain of Sarra, worn by Kings and heroes old in time of truce; Iris had dipt the woof; his starry helm unbuckled show'd him prime in manhood where youth ended; bi his side as in a glistering Zodiac hung the sword, the foe's dire dread, and in his hand the spear. — Adam bow'd low; he Kingly from his state inclin'd not, but his meaning Short declar'd. Milt. parad. lost. Book. XI. v. 240.

zes Wesen, er wandte sich von Odo weg, um durch seinen Anblick nicht in Ehrfurcht erhalten zu werden. Er ließ seiner Wuth freyen Lauf: Amru ward das erste Opfer derselben, und in Ansehung der gefangenen Tempelherren gab er Befehle, die ich zur Ehre der Menschheit verschweigen will. Odos Leben ward durch nichts, als durch seinen hohen Stand und durch die Hoffnung gerettet, durch seine Auswechselung ansehnliche Vortheile zu erlangen; nichts konnte ihn indessen von einem Gefängnisse befreyen, welchem jeder andere den Tod würde vorgezogen haben, wenn er hätte wählen dürfen.

Walter entsetzte sich, als man ihn nebst seinem Herrn in ein dumpfes feuchtes Gewölbe führte, das zunächst eines stinkenden Sumpfs halb unter der Erde stand, und von keinem Lichte erhellt ward, als von dem, was durch ein enges, übel verwahrtes Loch in dem obersten Giebel des Gefängnisses herabfiel. — Ich könnte noch mehr zu Beschreibung dieser Höhle hinzufügen, die zur Wohnung des edelsten Mannes auf Erden bestimmt war, aber meine Leser sind vielleicht mit Beschreibungen von dieser Art nicht unbekannt, und ich habe also nichts weiter zu thun, als sie zu versichern, daß dieses Gewölbe die Schrecknisse aller Kerker in sich vereinigte, von denen sie hier und da gelesen oder gehört haben mögen. Walter stutzte, und Odo gieng ruhig in seine neue Wohnung.

Eile, junger Mensch, sagte der Hauptmann der Wache zu Waltern, wenn du von deinem Herrn Abschied nehmen willst. Dir, der du nichts verbrochen hast, ist die Freyheit geschenkt, und du kannst Da-

maskus verlassen, wenn du willst. — Walter sahe den Sprechenden mit einem verächtlichen Blicke an, und folgte seinem Freunde, ohne etwas auf die Erbietungen, die man ihm that, zu antworten. Die Gefängnißthür schloß sich krachend hinter ihnen zu, und sie befanden sich in einer Finsterniß, die ihren noch an das Licht des Tages gewöhnten Augen, der ägyptischen Finsterniß ähnlich zu seyn schien.

Odo fand es nicht unerwartet, daß Walter ihm zu Liebe die Gefangenschaft der Freyheit vorzog; er kannte ihn lange genug, daß ihm keine Probe seiner Treue und seines Edelmuths ausserordentlich vorkommen konnte. — Es ist kein Zweifel, daß seine Gesellschaft, und die Freyheit, ohne Zeugen mit ihm zu sprechen, ihm große Erleichterung seines Elends war; was sie aber sprachen, das läßt sich leichter errathen, als ausführlich beschreiben.

O wohl dir, glücklicher Walter, du wurdest gewürdiget deinem Freunde in das tiefste Elend zu folgen, du hattest es in deiner Macht, durch deinen Zuspruch, durch die Aussichten voll Hoffnung, die du ihm überall eröffnetest, ihm die finstersten Nächte des Grams zu erhellen! Wohl, wohl dir! Wenige sind im Stande ihrem leidenden Freunde, ähnliche Proben der Treue geben zu können.

Es vergingen Tage und Wochen, ohne daß man daran dachte, den beyden Helden eine andere Erleichterung ihres Jammers zu geben, als die elende sparsame Nahrung, die man ihnen reichte.

Asad war so von Grimm verblendet, daß er nicht bedachte, wie viel auf seinen erhabenen Gefangenen ankäme, und daß er allen Vortheil verlieren würde,

den er sich von ihm versprechen konnte, wenn er ihn umkommen ließ; und umgekommen wäre Odo in seinem elenden Aufenthalte, wo alles zusammen kam, die festeste Gesundheit zu zerrütten, wenn nicht eine Bothschaft von dem christlichen Heere eine Aenderung in seinem Schicksale gemacht hätte. Die Tempelherren meldeten Asad, daß Nureddin in ihren Händen wäre, und erbothen sich ihn gegen den Großmeister frey zu geben. Daß dieser junge Prinz das nähmliche Schicksal mit seinem Gefangenen zu gewarten hatte, und daß das Gerücht von seiner Grausamkeit gegen Odo, Nureddin in das tiefste Elend stürzen würde, das konnte Asad sich vorstellen. Nichts konnte seinen Sohn retten, als das Leben des Großmeisters, und um dieses zu erhalten, ward augenblicklich Anstalt gemacht, ihm bessere Wohnung, bessere Nahrung und Pflege zu geben.

Die Unterhandlungen wegen Nureddins Auswechselung wurden eifrig fortgesetzt. Abgesandte von Akkon und Damaskus giengen hin und her, und Asad, dem nichts für seines Sohnes Freyheit zu theuer war, ward bald mit den Tempelherren einig, ihnen ihren Großmeister nebst einigen wichtigen Festungen gegen Nureddin auszuliefern. — — — —

Terrikus von Tremelai war derjenige, dessen sich die Tempelherren in diesem Geschäfte gebrauchten; er brachte alles zur Richtigkeit, und Asad war sowohl mit seiner Unterhandlung zufrieden, daß er ihm erlaubte, selbst zu Odo zu gehen, und ihm seine Freyheit anzukündigen.

Meine Leser kennen diesen falschen heimtückischen Mann, diesen Terrikus von Tremelai; sie wissen,

wie er den Großmeister haßte, und können sich also vorstellen, mit was für einem Herzen er es übernahm, ihm eine Bothschaft zu überbringen, die ihm ein Dolch im Herzen war.

Er hatte bisher alles Mögliche gethan, um Odos Befreyung zu erschweren; ihm und seinen teuflischen Künsten war es zuzuschreiben, daß die Unterhandlungen wegen Nureddins Auswechselung, die gleich erstes Tages hätten vorgenommen werden sollen, so lange verschoben wurden. — Endlich da die Tempelherren darauf drangen, den geliebten Odo aus den Händen seiner Feinde zu reissen, und er keine Hindernisse mehr in den Weg legen konnte, so drang er sich dazu, der Abgesandte an Asad zu seyn, um das Schicksal seines Feindes, allemahl auf gewisse Art in seiner Gewalt zu behalten.

Arnold von Toroggio, welcher in Odos Abwesenheit die Oberstelle bey dem Orden vertrat, hätte es für Pflicht gehalten, um den Großmeister zu retten, die schwersten Bedingungen einzugehen, welche die Feinde hätten vorschlagen können, und da sie nichts gegen Odos Person, als den einzigen Nureddin verlangten, so hatte seine Auswechselung um so viel weniger Schwierigkeit.

Terrikus hatte also keinen weitern Auftrag, als Asad die Freystellung seines Sohnes zu versichern, sobald Odo frey seyn würde; aber dieser Boshafte blieb nicht bey dem, was ihm befohlen war. Er suchte Odos Befreyung auf alle Art zu verhindern. Er that Foderungen im Nahmen der Tempelherren an Asad, die nur ein so zärtlicher Vater wie er war, um seinen Sohn zu retten, bewilligen konnte. Terrikus,

welcher

welcher gehofft hatte, Nureddins Vater durch seine überspannten Vorschläge aufzubringen, und dem Großmeister Tod oder ewiges Gefängniß zuzuziehen, erstaunte, auf das erste Wort alles bewilligt, und zur Belohnung für Nureddins Loslassung, die Tempelherren nicht allein wieder im Besitz ihres Oberhaupts, sondern auch der Festung Damiate, die schon so viel Blut gekostet hatte, und noch einiger andern nicht weniger wichtigen Plätze zu sehen. Nur Odos Feind konnte solche kühne Foderungen machen, nur ein Vater wie Asad, konnte sie bewilligen, und nur ein Terrikus konnte, nachdem so ein treflicher Anschlag mißlungen war, noch einen andern eben so ruchlosen im Vorrath haben, um seinen Endzweck zu erreichen. Der gehaßte Odo durfte nicht frey werden, und er konnte es nicht, da sein Feind so zu Werke gieng, wie meine Leser sogleich hören werden.

Anstatt dem Großmeister seine Freyheit mit dem Triumphe anzukündigen, die die Vortheile, welche mit derselben verbunden waren verdienten, nahete sich Terrikus mit gesenktem trübem Blicke zu Odo, faßte seine Hand, und sagte mit einem Tone, als wenn er sich zwänge, Thränen, die in seinen Augen standen, zurück zu halten: Ihr seyd frey, Herr von St. Amantis; kehrt zu den euren zurück, und nehmt die Stelle bey uns wieder ein, die wir euch nicht zu theuer haben erkaufen können.

Ich danke euch, Ritter! sagte Odo — eure Nachricht kömmt mir nicht unerwartet; man hat mir Hoffnung gemacht, heute gegen Nureddin ausgewechselt zu werden.

Ja, erwiederte Terrikus! gegen Nureddin, und Harenk, und Rama, und Belfort.

Ihr scherzt, Terrikus! schrie Odo, indem er zurückfuhr; gegen so einen Preis, meine Freyheit? — — — Und kommt euch dieses sonderbar vor? erwiederte der andere, indem er schmeichelnd Odos Hand drückte. Die Sarazenen wissen euren Werth zu schätzen; sie wissen, daß wir bereit sind, unsern theuern Großmeister um jeden Preis zu erkaufen. Glaubt mir, fuhr er fort, indem er den erstaunten Odo in seine Arme schloß, und fest an sein Herz drückte, glaubt mir, mit Freuden werden wir alles, was wir haben, verpfänden, um die Schatzung, die uns Asad auflegt zu bezahlen, werden mit Freuden in die Armuth zurück kehren, die der Anfang unsers Ordens war, wenn wir nur euch, nur euch wieder haben. — O daß uns nur nicht durch den Waffenstillstand den wir eingehen mußten, auf zehn Jahr die Hände gebunden wären! unter eurer Anführung wollten wir bald alles wieder erlangen, was wir eurer Befreyung aufopfern mußten! —

Schatzung? Waffenstillstand? schrie Odo, indem er sich aus des Verräthers Armen losmachte. Harenk? Rama und Belfort? Dieß alles um meinetwillen? — Sind die Tempelherren von Sinnen gekommen? — Nein! behaltet Nureddin, löset mit ihm Damiate oder eine andere wichtige Festung aus, und laßt Odo eher im Gefängnisse sterben, ehe ihr ihn auf solche Bedingungen frey machet! — Ich müßte der Elendeste, der Verworfenste, unter allen Menschen seyn, wenn ich die Christenheit, die ich schü-

tzen soll, um meinetwillen in das äusserste Elend sinken ließ!

Das Ende dieser Worte, war weder für Walter noch Terrikus hörbar, denn Odo hatte die Thür ergriffen, sich durch die Wache gedrängt, und gefodert, augenblicklich vor Asad geführt zu werden.

Was denkst du Tyrann, schrie er ihn an, einem Tempelherrn auf solche Bedingungen seine Freyheit anzubieten? Wisse, noch nie bezahlten wir um einen Gefangenen einen höhern Preis als ein Messer und einen Gürtel; unser Schwert mußte uns unsere Verlohrnen wiederbringen! — Mit diesen Worten lösete er seinen Gürtel ab, an welchem nach damahliger Gewohnheit sein Messer hieng, und warf beydes zu Asads Füssen. — Führt mich fort! rief er, indem er sich zu der Wache wandte. Bringt mich in mein altes Gefängniß! Ehe will ich sterben, als auf solche unrühmliche Bedingnngen frey seyn! — Ja! schrie Asad voller Grimm über Odos Undankbarkeit, gegen die Bedingungen, deren Vortreflichkeit er und Terrikus allein kannten, und die er von dem Großmeister verschmäht glaubte, führt ihn in seinen vorigen Kerker, und die Strafe des Himmels treffe mich, wenn ich je wieder nach diesem Elenden frage. — Unrühmliche Bedingungen? ist es unrühmlich einen Odo gegen Nureddin auszuwechseln, und den Undankbaren noch zur Zugabe Damiate, das Auge des Orients zu überlassen? — Odo ward eilig abgeführt, und hörte also nichts von Asad letzten Worten, würde sie auch in dem Grimme in dem er war, schwerlich haben mit Ueberlegung vernehmen können. Man brachte ihn in sein erstes abscheuliches Gefängniß, in welches

Walter ihn begleitete; er war ihm auf dem Fuße nachgefolgt, und die Wache hatte ihn nur mit äusserster Gewalt verhindern können, sich nicht bis in Asads Zimmer zu drängen. Odos schnelles Hinwegeilen hatte ihm die schrecklichen Dinge besorgen lassen, die nunmehr erfolgten.

Fünf und dreyßigstes. Kapitel.

Ein Strahl von Hoffnung für Walter und seinen verrathenen Freund.

Auf dem Punkte zu stehen, wieder in den vorigen glücklichen Stand versetzt zu werden, und sich plötzlich von neuem in das tiefste Elend gestürzt zu sehen, das war fast zu viel für Waltern, es ohne Murren zu ertragen; ach, und wie gern hätte er gleich wohl alles ertragen, wenn nur Odo gerettet worden wäre! — Er verbiß seine Empfindungen, und folgte seinem Freunde mit anscheinender Ruhe in den Kerker.

Mein Walter! mein bester, einziger, treuester Freund! rief der Großmeister, indem er die Hand des Jünglings drückte, in was für einen Abgrund von Elend reiße ich dich mit mir hinab! — Ach, Ritter! sagte Walter, erwähnt doch von mir nichts, für euch blutet mein Herz! euch leiden zu sehen,

das übersteigt meine Kräfte! Ach, ich fürchte, ich fürchte, daß ihr zu rasch gehandelt habt.

Nein, mein Freund, erwiederte Odo, um solchen Preis muß das Leben, die Freyheit eines einzigen Menschen nicht erkauft werden; um einen zu retten, dürfen nicht Tausende leiden.

Ganz gut, unterbrach ihn Walter, aber traut ihr denn auch dem Ritter von Tremelai, den ihr so oft falsch befunden habt? Und hat sich auch Asad selbst über die ganze Sache gegen euch erklärt?

Walter, versetzte der Großmeister, ich verkenne dich! wie kommt dieser Grad von Mißtrauen in ein Herz wie das Deinige! Hat das Unglück deine edle menschenfreundliche Seele so erniedrigt, daß du im Stande bist alle Menschen für unsere Feinde zu halten? — Sage mir, wo liegt in Terrikus Worten der geringste Anschein von Betrug? Hat er irgend etwas gesagt oder gethan, mir meine Befreyung zu erschweren? Konnte er, der so verschieden mit mir denkt, nur muthmassen, daß ich auf diese Bedingungen meine Freyheit ausschlagen würde? Er an meiner Stelle hätte sie vielleicht um diesen Preis angenommen, und daß er glaubte, auch ich würde es thun, das gaben ja alle seine Worte. — Ueber dieses, was könnte ihm doch meine Gefangenschaft oder mein Tod helfen? — Walter schwieg.

Sage mir nur, fuhr Odo fort, was dir in Terrikus Worten verdächtig vorkommt? — Ja, das weiß Gott, antwortete der Jüngling, genug, mir ahndet, daß hier nicht alles richtig sey. Ich bitte euch, Ritter! erlaubt mir eins von diesen beyden: entweder daß ich Terrikus in eurem Nahmen noch einmahl zu

euch fordern lasse, und euch denn bitte, ihm mit allem Ernst, der euch eigen ist, einige Fragen vorzulegen, die ich im Sinne habe, und deren Beantwortung, wie ich denke, meine Zweifel in seine Redlichkeit aufklären wird; oder, daß ich gleich in dieser Stunde bey Asad um Gehör bitten lasse, um aus seinem eigenen Munde die Bedingungen zu vernehmen, unter welchen er euch loszulassen willens war. Denn euch die Wahrheit zu gestehen, so kam mir alles, was Terrikus davon sagte, sehr übertrieben vor, und ich würde mich nicht gescheut haben, euch in seiner Gegenwart meine Meynung darüber zu sagen, wenn ihr das Zimmer nicht in solcher Eil verlassen hättet.

Odo willigte nach einigen Bedenken in den ersten von Walters Vorschlägen; was das andere anbelangt, sagte er, so kann ich es schlechterdings nicht eingehen. Um Gehör bey Asad zu bitten, würde das Ansehen haben, als wollte ich widerrufen, eine Sache, für welche ich lieber den Tod wähle.

Man schickte also nach Terrikus, mit der Bitte, den Großmeister noch einmahl zu besuchen, aber man erfuhr, daß er bereits abgereist sey. Walter machte sich kein Bedenken, dem Befehl des Großmeisters zuwider, insgeheim bey Asad um Audienz bitten zu lassen, aber sie ward ihm abgeschlagen. Er fragte den Hauptmann der Wache, der ihm gewogen zu seyn schien, und der es ihm diesen Morgen, da Odo wieder ins Gefängniß geführt ward, noch frey gestellt hatte, seinen Herrn zu verlassen, ob ihm nicht erlaubt werden könne, eine ganz kurze Reise nach Akkon zu thun, aber er bekam zur Antwort, es sey nun zu spät und er und sein Herr würden gegenwärtig nicht als

Kriegsgefangene, sondern als Verbrecher wider die Majestät Saladins aufbehalten, die sie in seinem Statthalter Asad beleidiget hätten. — Aber mein Gott, sagte Walter, was gedenkt man mit uns zu machen? — Wenn Asad, antwortete der Hauptmann, in Saladins Abwesenheit, völlige freye Macht hätte, zu handeln wie er wollte, so mögte es wohl um euer Leben gethan seyn, denn er ist aufs Aeusserste aufgebracht; aber der Sultan wird täglich bey uns erwartet, und dieser, der die Grausamkeit seines Bruders kennt, hat sich vorbehalten, über das Leben von Personen von einiger Wichtigkeit, die im Kriege gefangen werden, allein zu sprechen. Beruhigt euch indessen, wenn Saladin kommt, so kann noch alles besser werden als ihr denkt.

Walter legte dem Sarazenen noch einige Fragen über die Bedingungen vor, die man wegen Odos Befreyung gemacht hatte, aber die Unterhandlungen zwischen Asad und Terrikus, waren so geheim gehalten worden, daß er ihm keine Nachricht davon geben konnte.

Nachdem Walter alle Mühe vergebens angewendet hatte, seinen geliebten Herrn aus dem schrecklichen Zustande, in welchen er war, zu reißen, so blieb ihm nichts übrig, als alle Mittel zu versuchen, ihm denselben zu erleichtern; aber wie wenig war er im Stande dieses zu thun! — Ich habe meinen Lesern das abscheuliche Gefängniß beschrieben, in welchem Odo sich befand, ich habe auch schon etwas von dem Einflusse gesagt, den es bereits im Anfange auf seine Gesundheit hatte, und es wird ihnen also nicht unerwartet seyn, das die Lebenskräfte des unglückli-

chen Großmeisters, in einer Zeit von sechs oder sieben Wochen, die er von neuem daselbst zubringen mußte, sich vollends ganz verzehrten; schon der große Blutverlust in der Schlacht bey Belfort, und seine schlecht geheilten Wunden hätten ihn dem Grabe nahe bringen können, und das Ungemach, das er ausser denselben noch in seinem Kerker ausstehen mußte, stieß ihn vollends in die Grube hinab. Er ward bald so schwach, daß er nicht mehr von seinem elenden Strohlager aufstehen, nichts von den geringen Speisen, die man ihm reichte, mehr zu sich nehmen konnte. Der Hauptmann der Wache war, wie ich schon mehr gesagt habe, Waltern, und um seinetwillen auch Odo nicht ungeneigt, aber seine Gewohnheit bestand in nicht viel mehreren, als daß er seinen Gefangenen nicht hart begegnete, ihnen, da er sie in seiner Gewalt hatte, keine persönlichen Beleidigungen zufügte, und sie zuweilen mit Saladins Ankunft tröstete, die sich doch immer von einer Woche zu der andern verzog. Aber die geringste Erleichterung, die kleinste Stärkung für den kranken Odo von ihm zu erlangen, dazu waren Walters Bitten zu schwach. Asad war zu gefürchtet von seinem Sklaven, und der Hauptmann liebte sein Leben und die Gnade seines Herrn zu sehr, als daß er nur das geringste wider seinen Befehl hätte thun sollen.

So standen die Sachen. Der edle Odo nahte sich immer mehr seinem Tode; er hatte sich so sehr an seinen jungen Freund gewöhnt, daß er ihn keinen Augenblick neben seinem Lager missen konnte. In den Stunden, deren er nicht wenige hatte, in denen seine große Seele ganz über die Schwachheiten des Körpers

siegte, ganz heiter und frey war, kannte er kein grö=ßeres Vergnügen, als die Unterhaltung des jungen Menschen, welche bald in geistlichen Zuspruch, bald in Erzählung dieser oder jener Begebenheit bestand, die Waltern entweder aus eigner Erfahrung oder durch andere bekannt war, und die der Erzähler allemahl so zu wählen wußte, daß sie dem Kranken Trost und Hoffnung in seinem eigenen Elende einflößen konnte.

Eines Tages, als er eben an dem Lager des Großmeisters saß, und ihm von den schrecklichen Zeiten der Pest, die er in dem Kloster auf den stöchadischen Inseln erlebt hatte, und von allen dem Elende erzählte, das er und die unglücklichen Mönche daselbst hatten ausstehen müssen, und nun eben dahin gekommen war, wie doch alles überstanden ward, wie die Seuche ein schnelles Ende nahm, und wie die geretteten Landleute in Gesellschaft der Klosterherren das Fest des Wiedersehens feyerten, da öffnete sich schnell die Thüre des Gefängnisses, und zwar viel weiter, als man sonst gewohnt war. Der Hauptmann der Wache trat nebst noch einigen Männern herein. — Ritter! sagte er zu Odo, der Sultan ist angelangt; er hörte von eurem Zustande, und sendet mich euch zu bitten, dieses Gefängniß mit einer Wohnung zu verwechseln, die eurem Stande angemeßner ist, auch ersucht er euch, wegen eurer Befreyung ausser Sorgen zu seyn. — Der Sultan? wiederholte Odo mit schwacher Stimme, es ist zu spät! er lasse mich in Ruhe sterben! ich bin von den Meinen verlassen, und will meinen Feinden weder für Leben noch Freyheit verbunden seyn. — Aber Ritter! fuhr der Hauptmann

fort, bedenket eure Freyheit. — Ja ja, meine Freyheit, unterbrach ihn Odo, und Harenk, Rama und Belfort! — Geht, geht, ich verstehe euch, laßt mich von solchen Vorschlägen nichts mehr hören. — Walter stand bey diesem Wortwechsel Todesangst aus. Er kniete vor Odos Lager nieder, und rief, indem er seine Hand an seine Lippen drückte: Ich bitte euch, ich bitte um Gotteswillen! — Mehr konnte er vor Beklemmung nicht vorbringen. Der Großmeister riß seine Hand hinweg, und wandte sich auf die Seite. Der Hauptmann und seine Begleiter verließen das Gefängniß, und Walter warf sich schweigend neben Odos Lager nieder, ganz in Gram verlohren, daß die Hoffnung, seinen Freund gerettet zu sehen, die ihm so plötzlich, so unvermuthet erschienen war, abermahls vernichtet werden sollte. Er getraute sich nicht, den Tempelherrn, den er erzürnt zu haben glaubte, anzureden. Dieser schien zu schlafen, und es mogte ohngefähr eine Stunde in diesem traurigen Stillschweigen verflossen seyn, welches Walter, so gepreßt sein Herz war, nicht einmahl durch einen Seufzer zu brechen wagte, um seinen Herrn nicht zu beunruhigen, als sich die Thür zum zweyten Mahl eröffnete, und eine ziemliche Anzahl Leute einließ, welche einen großen majestätischen Mann begleiteten, den man, so einfach er auch gekleidet war, ersten Blicks für den erkennen mußte, der er war. Er nahte sich Odos Lager, nannte etliche mahl seinen Nahmen, und als der Großmeister seine Stimme nicht zu achten schien, so bückte er sich nieder, und faßte seine Hand, indem er mit sanfter Stimme sprach: Wie Odo? ihr hört mich nicht?

Soll Saladin euch bitten, die Freyheit von seinen Händen anzunehmen?

Saladin? wiederholte der Ritter, indem er sich ein wenig umwandte. — Wollt ihr meiner spotten? ihr wißt, daß ich auf eure Bedingungen die Freyheit nicht annehmen kann.

Bedingungen? fragte Saladin. Ich ma‿e keine. Ihr habt eure Freyheit, und könnt heute nach Akkon abreisen, ohne daß ich etwas anders dagegen von euch verlange, als daß ihr Sorge tragt, daß mein Neffe seinem Stande gemäß gehalten und gegen eine Summe Geld, oder eine Festung, die ihr selbst bestimmen möget, losgegeben werde.

Großmüthiger Mann! sagte Odo, indem er die Hand des Sultans drückte, und sich bemühte sich aufzurichten, aber aus Schwäche wieder zurück sank — Aber es ist zu spät! Saladin traten die Thränen in die Augen, als er das bleiche abgezehrte Gesicht und die Todesschwäche des Mannes sahe, der ihm so oft in der Schlacht schön und schrecklich wie ein Kriegsgott erschienen war. Er wandte sich hinweg, und Walter, der von neuem anfieng etwas für Odo zu hoffen, nahte sich ihm. — Sultan! sagte er, wenn ihr der seyd, für den euch selbst eure Feinde rühmen, so rettet meinen Herrn, so leidet wenigstens nicht, daß ein Held, der euch oft selbst Furcht eingejagt hat, in diesem Kerker sterbe. — Saladin warf einen durchdringenden Blick auf den jungen Menschen, ohne ihm zu antworten, und befahl seinen Leuten, den Kranken mit möglichster Sorgfalt aufzuheben und nach seinem Palast zu bringen. Du aber, Jüngling, sagte er zu unserm Helden, du kannst mir sogleich folgen. Walter that

als ob er den letzten Befehl nicht hörte, denn es war ihm unmöglich seinen Freund allein in den Händen von Saladins Sklaven zu lassen. Er ordnete alles an, wie er dachte, daß es für das Leben des Großmeisters am sichersten wäre, und stellte sich alsdenn erst vor den Sultan, als Odo schon in einem der prächtigsten Zimmer seines Pallastes zur Ruhe gebracht war.

Saladin eilte, seinen edeln Gast zu bewillkommen; er machte die Anordnungen zu seiner Pflege mit solcher Sorgfalt, als ob er sein Bruder gewesen wäre; er ordnete ihm Sklaven zu, und befahl seinem Leibarzt, einem Juden, nicht von seinem Bette zu weichen, und alles zur Rettung seines Lebens zu versuchen. Seine Verordnungen hatten in wenig Tagen so gute Wirkung, daß der Kranke anfieng sich ein wenig zu erholen, und dem, der den Nahmen seines Feindes führte, und jetzt, da jedermann ihn verlassen hatte, sich seiner so großmüthig annahm, seinen Dank etwas deutlicher als im Anfange zu erkennen geben konnte.

Saladin besuchte ihn täglich, und brachte oft viele Stunden vor seinem Bette zu. Immer bemühte er sich, ihn mit etwas Tröstlichen zu unterhalten, bald von der Reise nach Akkon, die man blos um seiner Schwäche willen aufschieben mußte, bald von seinen vorigen Heldenthaten, bald von seinem Feind Asad und der Strafe, die er ihm zugedacht hätte. — Es war ja einem Sarazenen wohl zu verzeihen, daß er diesen letzten Gegenstand, für den beleidigten Odo für beruhigend hielt, da in den damahligen Zeiten, selbst Christen nicht von Rachsucht frey waren. Asad ist mein Bruder, sagte er, aber schon oft habe ich ihm gedroht, seine unmenschliche Grausamkeit zu ahnden.

die er bey so vielen Gelegenheiten bewiesen hat, und nun, da er sich nicht gescheut hat, einen solchen Mann wie ihr, auf so eine Art zu behandeln, nun will ich nichts weiter von Nachsicht hören. Wählt selbst, Ritter! auf was für Art ich euch an euerm Feinde kann Genugthuung schaffen. — Sultan! sagte Odo nach einigen Bedenken, ich weiß nicht, ob ihr mir diesen Vortrag vielleicht noch vor kurzer Zeit umsonst gethan haben würdet, aber jetzt, da ich selbst auf dem Punkte stehe, vor einem Richter zu erscheinen, der wohl mehr auf mich zu sagen hätte als ich auf Asad, jetzt fühle ich, daß ich vergeben muß. Ja, ich vergebe Asad, und ich bitte auch euch, verzeiht ihm! Verzeiht ihm um Nureddins, verzeiht ihm um so vieler treuen Dienste willen, die er euch geleistet, um des Bluts willen, das ihn und euch so nahe verbindet. — Odo! rief Saladin voll Erstaunen, ihr seyd ein Held! — Ich bin ein Christ, antwortete Odo.

Diesem Gespräch folgte eine lange Pause, in welcher Saladin tiefsinnig im Zimmer auf und abgieng, der Großmeister still und ruhig da lag, und Walter ganz in Gedanken verlohren, an sein Bette gelehnt da stand und nichts ausser sich wahrzunehmen schien. —

Sultan! fieng Odo nach einer Weile an, ich habe euch vor meinem Tode noch etwas zu sagen; denn ich muß sterben, ich fühle es, obgleich meine anscheinende Besserung mir ein längeres Leben zu versprechen scheint.

Saladin setzte sich schweigend zu Odo nieder, faßte seine Hand, und sah ihm mit einem freundlichen fragenden Blick in die Augen. — Seht diesen Jüngling, sprach der Großmeister, indem er auf Waltern

wies. Ich empfehle ihn euch. Es ist unglaublich, was er an mir gethan hat. Er verdient Belohnung. Fodert einen Eid von mir, sagte Saladin, bey dem, was euch und mir das Heiligste ist, ich will ihn euch schwören, daß der, den ihr mir empfehlet, mir um euretwillen so theuer seyn soll als Nureddin, daß er an meinem Hofe Anspruch auf die höchsten Ehrenstellen soll machen können. — Nein, unterbrach ihn Odo, ihr sollt ihn nicht bey euch behalten. Eure Güte und Tugend ist verführerisch, wie bald könntet ihr durch dieselbe das Herz eines Jünglings verblenden! Walter ist ein Christ, und er soll es bleiben. — Aber eins bitte ich euch: — Wenn ich nun todt bin, so laßt ihn mit meinem Leichnam sicher nach Akkon bringen, daß meine Asche daselbst neben der Asche meiner Brüder schlafe. Auch wünschte ich, daß ich vor meinem Tode noch einige Worte seinetwegen schriftlich verfassen könnte, er soll sie den Tempelherren, er soll sie Arnold von Toroggio bringen, der vermuthlich nach mir Großmeister werden wird, und nicht unedel genug denkt, meinen letzten Willen zu verachten.

Walter zerfloß fast in Thränen, und Saladin, welcher den Ausbruch der seinigen zu fürchten schien, versprach dem Kranken mit kurzen nachdrucksvollen Worten, die Erfüllung alles dessen, was er verlangte, und verließ eilig das Zimmer.

Sechs und dreyßigstes Kapitel.

Saladin und Odo.

Der Großmeister beschäftigte sich diesen und die folgenden Tage, so viel seine Schwachheit, und die wenige Fertigkeit erlauben wollte, die er in dieser, bey den Rittern damahliger Zeit so seltenen Kunst besaß, viel mit Schreiben. Walter wich nicht von seiner Seite, ausser wenn Saladin ihn besuchte, welcher seit dem letzten Gespräch oft und lang mit ihm allein zu seyn verlangte. Was der Inhalt ihrer damahligen Gespräche war, hat man nie erfahren, nie nur mit einiger Wahrscheinlichkeit muthmaßen können.

Walter zwar hat nach diesem oft geglaubt, Saladin habe dem Großmeister genauere Kenntniß von den Unterhandlungen zwischen Asad und Terrikus gegeben, und ihm vielleicht eine Verrätherey entdeckt, die Walter, bey diesem Manne nur vermuthete, nie zuverläßig erfuhr, die wir aber, da wir mit dem Blicke des Geschichtschreibers alles zu durchschauen vermögend sind, unsern Lesern bereits im Vorhergehenden entdeckt haben.

Walters Muthmassungen bestätigten sich theils dadurch, daß der Großmeister, der sich anfangs so nach Akkon gesehnt hatte, jetzt so wenig Kummer darüber blicken ließ, daß er seiner Schwachheit wegen in Damaskus bleiben mußte, theils durch ein feyerliches

Versprechen, das er Waltern in seinen allerletzten Tagen fast abnöthigte, und welches darinnen bestand: Walter sollte sich zwar vor Terrikus hüten, sich nie in genaue Freundschaft mit ihm einlassen, aber auch nie daran denken, irgend eine Beleidigung an ihm zu rächen, die etwa irgend jemand von seinen Freunden von diesem Manne wiederfahren seyn mögte. — Laß dich nie in genaue Untersuchung über diesen Punkt ein, sagte er, es ist für uns besser, manche Dinge nicht zu wissen, als sie unbesonnen zu ahnden; es müsse dir genug seyn, so viel von ihm zu wissen, daß du dich vor ihm zu hüten hast. Die Bösen sind mit ihrer Arglist allemahl den Unschuldigen und Guten überlegen, und es ist schwer, sich mit ihnen in einen Streit einzulassen, da, wenn auch der Vorzug des Rechts und der Tapferkeit auf unserer Seite ist, ihnen doch ihre heimlichen Ränke allemahl ein Uebergewicht über uns geben werden. Aus diesem Grunde wünschte ich auch, daß du Graf Philippen verzeihen, wenigstens keine Rache an ihm üben mögtest. Hüte dich, wenn du es meiner Warnung ungeachtet dennoch versuchst, daß du nicht durch ihn deinen Untergang findest. — Das Blut des redlichen Andreas ist einmahl vergossen, und keine Rache wird ihn ins Leben zurück rufen; auch Hunberga wird dadurch, daß du mit deiner geringen Macht ihren Feind verfolgst, nicht glücklicher werden. Alles was zu der Beruhigung der theuern Gräfin, und zu Aufklärung ihrer verwickelten Angelegenheiten möglich war, das habe ich gethan, wie du aus einem Paket Schriften sehen wirst, die man dir auf meinen Befehl, aus meiner Verlassenschaft zu Akkon ausliefern wird. Ein mehreres von Philippen

zu

zu erhalten, als ich in der langen Zeit, in welcher ich mich darum bemühte, erhalten konnte, wird dir unmöglich seyn; sey also zufrieden, und überlaß das übrige dem Richter aller Ungerechtigkeit.

Walter mußte sich endlich dazu verstehen, dem Großmeister einen Eid über das abzulegen, was er Terrikus wegen von ihm verlangte; aber den letzten Punkt wegen Graf Philipps, suchte er immer so viel als möglich zu übergehen. Es war ihm unmöglich seinen innern Grimm gegen ihn aufzugeben, und Odo mogte ihm noch so oft versichern, daß man am Rande des Grabes von gewissen Dingen ganz anders dächte als je zuvor, daß das Andenken an eine verziehene Beleidigung, uns dann weit glücklicher mache, als die vollkommenste Rache, die wir an allen unsern Feinden hätten rühmen können, so blieb er doch bey seinem Sinne, daß es einem Ritter unanständig sey, Boßheit da nicht zu strafen, wo er sie strafen könne.

Verzeihet, meine Leser! verzeihet unserm Walter, diese hartnäckige Rachgier; sie lag theils in seinem Temperamente, theils in den Vorurtheilen seiner Zeiten, die sich leider gewissermaßen auch bis auf die unsrigen fortgepflanzt haben. Nichts aber müsse von diesem Zuge seines Charakters, seinem Geschichtschreiber zu schulden kommen, welcher ganz mit dem sterbenden Odo und allen sanften gern verzeihenden Seelen übereindenkt.

Endlich erschien der trübe Tag, der unserm Jüngling seinen besten, jetzt seinen einzigen Freund entriß, und ich bitte den, der diese Blätter liest, daß er mir nicht zumuthe, etwas mehr von dieser traurigen Begebenheit zu sagen, als: Der edle, der große, der

menschenfreundliche Odo starb! — Walter, welcher der einzige war, welcher, bis die Schatten des Todes die Augen des Großmeisters bedeckten, an seiner Seite blieb, Walter selbst vermogte nie etwas mehr von dieser Sache zu sprechen.

Odo war sich bis auf den letzten Hauch seines Lebens der Gegenwart und des kindlichen Beystandes seines Walters bewußt. Er hieß, als er die Annäherung seiner letzten Stunden vernahm, jedermann von sich hinausgehen, nur Walter durfte bleiben; er war der Ehre werth an dem Sterbelager des Gerechten allein in der Gesellschaft seines Schutzengels zu stehen. Odo ließ es nicht an Worten fehlen, die dem Jünglinge lebenslang unauslöschlich in der Seele blieben; ob er aber, wie man von manchem Sterbenden liest, noch lange pathetische Reden an ihn gehalten hat, daran zweifeln wir billig, da Odo sein ganzes Leben hindurch kein Freund von überflüßigem Sprechen war, und da seine Schwachheit und manche Schmerzen, die seine letzten Stunden noch verbitterten, ihm viele Worte unmöglich machten.

Odo starb, und Walter hatte sich kaum ein wenig von dem, was er im Augenblicke seines Scheidens erlitte, empor gerissen, als er zu Saladin eilte, um ihm die traurige Post zu bringen. Der Sultan, welcher nicht so wie andere Fürsten vor dem Anblick des Todes zurück bebte, folgte Waltern an das Sterbebette des Tempelherrn. — Mit in einander geschlagenen Armen und gesenktem Haupte, stand er lange, und heftete seine Augen auf das Gesicht des Helden, dem der Tod zwar die frische seelenvolle Anmuth, welche noch vor weniger Zeit auf demselben verbreitet war,

aber nicht jenen Ausdruck von Güte und Größe hatte rauben können, welcher jedem seiner Züge eingewebt war.

Walter stand in halber Verzweiflung an der Seite des Verstorbenen, und Saladin brach endlich das Stillschweigen, faßte mit seiner Linken die erstarrte Hand des Großmeisters, und rief, indem er die Rechte gen Himmel hub: Odo, bey dem Gott den du und ich verehren, bey dem Gott der dich und mich, den Todten und den Lebenden mit Einem allgegenwärtigen Blicke durchschaut, schwöre ich dir, Nichts von dem, was ich dir versprach, soll unerfüllt bleiben! — Nach diesen Worten wandte er sich von der Leiche, gebot Waltern ihm zu folgen, und den Aerzten die Sorge für Odos Ueberbleibsel zu überlassen, und verließ das Zimmer.

Walter war diesen und alle folgenden Tage, die man anwandte den Leichnahm des Großmeisters für der Fäulniß zu bewahren, fast beständig um den Sultan. Saladin gewann den Jüngling lieb, und es ward ihm schwer, sich von ihm zu trennen, aber er hatte Odo versprochen, ihn nicht an seinem Hofe aufzuhalten, und er entschloß sich seine Abreise nicht länger zu verschieben.

Er beschenkte ihn am Tage seines Abschieds mit königlicher Freygebigkeit, versicherte ihn, daß er allemahl in Freyheit und ohne Gefahr nach Damaskus kommen könne, umarmte ihn, und ließ ihn von sich.

Man überlieferte Waltern hierauf die Leiche des großen Odo, und gab dem Prachtwagen, welcher sie trug, eine ansehnliche Bedeckung von Reuterey zu. Waltern wurde zu seiner Reise gleichfalls ein gutes

Pferd angeboten, aber er weigerte sich es anzunehmen, weil, wie er sagte, seine Pflicht erfoderte, als Leidtragender neben der Leiche seines Herrn herzugehen.

Die Reise gieng langsam und feyerlich fort, und man langte endlich in dem nächsten Flecken vor Akkon an. Terrikus hatte das Gerücht von Odos Tode schon längst vorher ehe er erfolgte ausgebreitet, und denselben als die Ursache der rückgängigen Auswechselung Nurredins angegeben. Arnold, der sogleich die Stelle des Großmeisters erhielt, verließ sich so blindlings auf Terrikus Worte, daß er keine weitere Untersuchung darüber anstellte. Die Ritter waren gleichfalls genöthigt sich dabey zu beruhigen, und nur einige wagten es zu murren, daß man nicht wenigstens darauf dächte, den Leichnam des Großmeisters aus den Händen der Ungläubigen zu reißen. Man stellte ihnen vor, daß Saladin auch diesen nicht ohne Auslösung würde abfolgen lassen, und rathschlagte so lange, worinne diese bestehen sollte, wog so genau ab, was hier zu viel oder zu wenig seyn würde, daß man noch nicht einig war, als die Post von Walters Ankunft und dem, was er überbrachte, zu Akkon erscholl. Terrikus freute sich, sein Vorgeben von Odos Tode bestätigt zu sehen, und zitterte, an Waltern, den er zur Gesellschaft auch für todt ausgegeben hatte, einen Zeugen wider sich zu bekommen. Ihm, der so reich an Ränken war, fehlte es indessen auch hier nicht an Mitteln sich sicher zu stellen, und Waltern nebst seinem verblichenen Freunde aufs grausamste zu verleumden. Man wunderte sich zu Akkon sehr über die Höflichkeit der Sarazenen, die Leiche des Großmeisters ungebeten, ohne gemachte Gegenfoderungen, in Wal-

ters Begleitung, mit solchem Pracht den Christen zuzuschicken, und war sehr geneigt, der großmüthigen Freundschaft Saladins gegen Odo und Walter die nachtheiligsten Auslegungen zu geben. Doch ermahnte Terrikus, welcher dieses Gift in die Herzen der Ritter ausstreute, alle ihre Gedanken hierüber, die sich doch nicht unumstößlich beweisen ließen, für sich zu behalten, und lieber die ganze Sache, ohne weitere Untersuchung, ruhen zu lassen; ein Rath, welcher freylich zu Verhehlung der Boßheiten des Verräthers, der ihn gab, das sicherste Mittel war.

Walter hatte seine Annäherung zu Akkon melden lassen, und die Gesinnungen einiger der Tempelherren gegen den Verstorbenen, mogten jetzt seyn welche sie wollten, so konnte man doch nicht umhin, unserm Helden mit dem entseelten Körper des Großmeisters den Einzug zu verstatten, und dem Letztern das Begräbniß in dem Oratorio des Ordens zu verwilligen, wenn man nicht den größern und bessern Theil der Brüder, welche Odo fast angebetet hatten, und keiner Verläumdung Zugang zu ihrem Herzen ließen, aufbringen wollte. Man ließ den Abgeschickten, welcher Waltern die Freyheit brachte, mit der Leiche des Großmeisters nach Akkon zu kommen, so eilig abgehen, und beredete sich so lange, ob man denen von den Rittern, welche darum baten, erlauben sollte, die Ueberbleibsel des geliebten Odo feyerlich einzuholen, daß Walter schon an den Thoren der Stadt war, ehe man darüber einig werden konnte.

Walter entließ Saladins Leute, welche nur ihm und den er begleitete, zu Ehren mitgeschickt waren, und keinen Auftrag an die Tempelherren hatten. Er

hielt seinen Einzug in keiner andern Begleitung als seiner zehn Engländer, welchen er in der letzten unglücklichen Schlacht Saladins Neffen und das christliche Panier anvertraute, und die seit Terrikus Wiederkunft aus Damaskus, seinen Tod, davon dieser die Nachricht mitbrachte, so sehr betrauert hatten, als sie jetzt durch sein Leben entzückt wurden.

Auf das erste Gerücht von seiner Ankunft waren sie ihm, ohne um Vergünstigung zu bitten, entgegen gezogen, und führten ihn jetzt feyerlich zu Akkon ein. Man begleitete ihn zu dem Großmeister, und Odos Leiche wurde indessen in einer Vorhalle des Tempelhofs niedergesetzt. Walter nahte sich mit seinen Leuten, und gieng durch die Reihen der Tempelherren, die Arnolds Stuhl umgaben, ohne sich an einen von ihnen zu kehren.

Ihr wisset, sagte er zu Arnold, nach der Ehrenbezeugung, welche die Brüder ihrem Großmeister gewöhnlich machten, ihr wisset Ritter, was ich euch überbringe; es sind die heiligen Gebeine eures Vorgängers, und dieses ist sein letzter Wille, auf dessen Vollziehung er mir zu dringen geboten hat. Mit diesen Worten trat Walter, nachdem er den Brief überreicht hatte, einige Schritte zurück; Arnold öffnete ihn, und las bey sich selbst folgende Worte:

„Ich, Odo von St. Amantis, Großmeister des Tempelordens, gebiete in den letzten meiner Stunden, euch Arnold von Toroggio, oder wen sonst Gott zu meinem Nachfolger bestimmt hat, daß ihr die Unverletzlichkeit des letzten Willens eines Großmeisters unsers Ordens erwäget, und dem, was ich euch und dem gan-

zen Kapitel unserer Brüder auflege, schnell und unweigerlich nachkommt.“

„Walter von Montbarry, sonst auch nach seiner Mutter Klifford genannt, von edelm Herkommen aus England, von geprüfter Tapferkeit und Treue, und untadelhaften Sitten, wofür ich, euer Großmeister, Bürge bin, überbringt euch diesen meinen entseelten Körper, (welchem ihr ein ehrliches Begräbniß neben unsern Brüdern gönnen wollt.) Er fodert zugleich von euch Mantel und Kreuz, und begehrt in unsern Orden der Tempelherren aufgenommen zu werden. Weil es nun schon fünf Jahre sind, daß er als dienender Bruder unter uns gestanden, in welchen er uns manchen Sieg hat mit erfechten helfen, und ihm bisher nichts als die nöthigen Jahre zu seiner Aufnahme fehlten, welche er nun erreicht hat, so gebiete ich euch, nicht allein dieses, sondern auch alles das zu erwägen, was er, seit ich zu Belfort von euch getrennt ward, gethan hat; wie er Nureddin gefangen nahm, die Fahne des heiligen Kreuzes rettete, mir, eurem Großmeister, da jedermann mich verließ, in die Gefangenschaft folgte, und mehr als kindliche Treue an mir bewies; dieses bedenket, und nehmt ihn, nicht allein um meines Befehls, sondern vornehmlich um seiner Verdienste willen in die ersten Grade unsers Ordens auf. Dafern die Stelle meines Neffen, Hugo von St. Amantis, welcher zu Belfort sein Leben ritterlich aufopferte, noch ledig ist, so laßt ihn unverzüglich in diese, oder wiedrigenfalls in die nächstfolgende einrücken.“

„Dieses ist mein Befehl und ernstlicher Wille, und ich lege den Fluch auf den, der dieses und was

ich noch hinzuzusetzen habe, zu hindern oder umzustoßen gedenkt. Meine Verlassenschaft nehme der hin, welcher ein Recht auf dieselbe hat, sie ist klein, und wird schwerlich Anlaß zu Streitigkeiten geben; doch fodere ich, daß derjenige, der sich derselben anmaßet, meinem Freunde, Ritter Walter von Montbarry, dem ich als Großmeister hiermit zuerst den Nahmen eines Tempelherrn beylege, aus derselben ein kleines, wohlversiegeltes, und mit seinem Nahmen bezeichnetes Paket ausliefere, welches Schriften enthält, die für niemand als ihn und das Haus von Montbarry von Wichtigkeit sind."

Odo von St. Amantis,
Großmeister des Tempelordens.

Arnold las die Schrift mit sichtbarem Unwillen, bis zu Ende, wandte sie hin und her, und schien in sich selbst zu kämpfen, was er thun sollte. Endlich behielt die Redlichkeit, die er ungeachtet seiner mannichfaltigen Fehler doch noch nicht geradezu verletzt hatte, die Oberhand. Er wandte sich zu Waltern, den er bisher noch keines Blicks gewürdiget hatte, und sprach: Walter von Montbarry, Kraft des letzten Willens unsers verstorbenen Großmeisters, seyd ihr Tempelherr; er selbst nennt euch zuerst mit diesem geheiligten Nahmen, und ihr könnt eure knechtische Kleidung diesen Augenblick ablegen, und euch diesen Abend in unserm Oratorio einfinden, um das Kreuz, den Mantel und das Schwert von uns zu empfangen. — Ritter! antwortete Walter, ich danke euch für das Kreuz und den Mantel; das Ritterschwert erhielt ich den Abend vor der unglücklichen Schlacht

zu Belfort, von Odo von St. Amantis selbst, in der Versammlung der Tempelherren, die nachmahls an seiner Seite stritten, und ihr Leben aufopferten. Ich stehe also, ungeachtet meiner knechtischen Kleidung, nicht mehr als Waffenträger, sondern als Ritter von Montbarry vor euch. —

Walter hatte Recht. Odo hatte ihn an dem Tage, den er benannte, zum Ritter geschlagen, um den Muth des Jünglings zu erhöhen, und ihm alsdenn das Ordenskreuz einmahl desto geschwinder beylegen zu können. Aber unter den Tempelherren entstand über seine Rede ein unwilliges Gemurmel. Man foderte Beweise seines Vorgebens; Walter gab sie. Arnold und die Brüder mußten ihn für das erkennen was er war, und man entließ ihn.

Was diesen und folgende Abende bey der Einweihung des neuen Tempelritters vorgieng, bin ich nicht im Stande meinen Lesern zu melden. Man weiß, wie genau dieser Orden von jeher seine Geheimnisse zu verhehlen wußte; ich könnte also nichts von denselben wissen, wenn ich nicht selbst zu der geweihten Zahl gehörte, und würde ich nicht in diesem Falle auch schweigen müssen?

Es sey also genug zu sagen, daß niemand es wagte, Odos letztem Willen ein Wort entgegen zu setzen. Walter ward in die ersten Ordnungen der Tempelherren aufgenommen, und Hugos Stelle wurde ihm nur darum versagt, weil sie schon vergeben war. Die Auslieferung des Pakets aus Odos Verlassenschaft hatte etwas mehr Schwierigkeit. Vielleicht, daß man sich weniger Gewissen machte, diesen Punkt, welcher eine besondere Klausul in dem letzten Wil-

len des Großmeisters ausmachte, zu überschreiten; genug, man versicherte unsern jungen Ritter, es habe sich dieses ihm zu gehörige Stück noch nicht gefunden, und man würde nicht unterlassen, es, sobald es sich zeigte, in seine Hände zu liefern. Walter mußte sich dieses gefallen lassen, und hoffte von einer Zeit zu der andern diese wichtigen Schriften in seinen Händen zu sehen, welche man ihm, nach seinen Gedanken, um soviel weniger vorenthalten konnte, da niemand wußte was sie enthielten, und wie viel ihm daran gelegen war.

Jetzt war nun Walter das, was er so lange gewünscht hatte zu seyn, er war Tempelherr. Ich weiß nicht, ob diese blosse Vorstellung ihn so entzückte, oder ob die Einweihungsceremonie etwas so Großes und Herzerhebendes haben mogte, genug er war des andern Tages nach seiner Aufnahme, ganz ein anderer Mensch. Er war, als wäre er sich der Würde, die im Innersten seiner großen Seele, nicht in seinem neuen Stande, lag, lebhafter bewußt, als hätte er alle Niedergeschlagenheit mit dem grauen Waffenträgermantel abgelegt, als athmete er höhere und reinere Luft, dachte hellere und größere Gedanken; ich weiß mich nicht recht auszudrücken, genug es war etwas Unaussprechliches, etwas Triumphirendes in seinem ganzen Wesen, welches nur durch die traurige Ceremonie, die ihm an diesem Tage bevorstand, durch die Beerdigung seines Wohlthäters, des edeln Odo, niedergedrückt und unkenntlich gemacht werden konnte. — Er folgte der Leiche dieses Helden als erster Leidtragender zu Grabe; eine Ehre,

die ihm, aus einer gewissen Furcht und Scheu, die jetzt jeder für ihn hatte, niemand bestritt.

Wir aber wollen uns nicht mit zu den Leichenbegleitern des erhabenen Großmeisters gesellen, wollen uns nicht mit Beschreibung der damahls üblichen Leichengepränge aufhalten, sondern das Andenken dessen, der einmahl dahin ist, auf einige Zeit verlassen, und zusehen, wie unser Walter sich in seinem neuen Stande verhalten wird.

Sieben und dreyßigstes Kapitel.

Walter wächst schnell empor.

Da ich keine Geschichte der Tempelherren schreibe, so kommt nun eine Zeit in dem Leben meines Helden, wo ich wieder einige Jahre zusammen nehmen muß, weil sie nur durch Dinge ausgezeichnet wurden, welche dem Orden, aber nicht der Person unsers Walters, vorzüglich wichtig waren.

Saladins unvermutheter Vorschlag zum Waffenstillstand, der wohl meistens, da er mit sehr vortheilhaften Bedingungen für die Christenheit verbunden war, die Freundschaft des Sultans für den verstorbenen Odo zum Grunde haben mogte: die neue Festung, die Arnold auf den Gränzen der Sarazenen bauen ließ, und die von Saladin für einen Frie-

densbruch angesehen, bestürmt und erobert ward; König Balduins Furchtsamkeit, welcher die Tempelherren abermahls im Stiche ließ, und dadurch an der Eroberung der Festung hauptsächlich schuld war, und andere ähnliche Dinge würden meinen Lesern vielleicht sehr gleichgültig seyn, wenn ich sie auch weitläuftig erzählen wollte.

Walter war mit unter den Tempelherren, die bey dieser Gelegenheit in Saladins Hände kamen. Der Sultan verläugnete diesesmahl seine gütige Art ganz und gar in dem Betragen gegen seine Gefangenen; nur Walter ward verschont und freygelassen, ohne daß sein Vorbitten für seine Brüder etwas gegolten hätten. Dieser Vorzug, der ihm noch bey einigen andern Gelegenheiten wiederfuhr, erweckte ihm unter den Rittern viel böse Nachrede, vornehmlich da Saladin, wenn Vergleiche zu treffen waren, mit niemand handeln wollte als mit ihm, da er ihn öffentlich einladen ließ, die Seite seiner falschen Glaubensgenossen zu verlassen, und zu ihm zu treten.

Walter setzte diesem sonderbaren, mit tausend glänzenden Versprechungen verbundenen Zumuthen, feste Treu und Redlichkeit, der bösen Nachrede Geduld und standhaften Muth, Arnolds Stolz, gleichfalls Stolz, und Terrikus Schmeicheley, Verachtung und Zurückhaltung entgegen. Auf diese Art wandelte er mitten unter seinen Feinden seinen schönen Weg ruhig fort, ohne auf eine oder die andere Seite zu wanken.

Zu diesen unangenehmen Dingen, die sich ihm in den Weg setzten, um ihn irre zu machen, gesellten sich doch aber auch einige Freuden, die er sich nicht vermuthet hatte. Ich will der Ehre, die ihm

sein neuer Stand brachte, der Gelegenheit zu auszeichnenden Thaten, die er aufs beste nützte, und der Furcht gar nicht gedenken, in welche sein wachsendes Ansehen seine Feinde, selbst Graf Philippen setzte, der sich jetzt hütete, ihm nicht einmahl vor das Gesicht zu kommen; allein ein anderes Vergnügen, das sich ihm, seit er in den Orden getreten war, anbot, darf ich nicht mit Stillschweigen übergehen.

So lange er bloß Waffenträger war, hatte es der Stolz der Tempelherren nicht erlaubt, sich zu ihm herabzulassen, und das Beyspiel Odos und seines Neffen, die ihn so sehr hervorzogen, hatte nur wenig Eindruck auf sie gemacht. Jetzt, da er ihres Gleichen war, flogen ihm eine Menge guter Seelen entgegen, die, wenn sie auch die Vorzüge nicht ganz hatten, die Walter von einem Freunde foderte, wenn sie auch das Mittelmäßige in der Tugend nicht sehr überstiegen, doch immer Gefälliges genug an sich hatten, ihrem neuen Bruder manche angenehme Stunde in ihrem Umgange zu verschaffen. Sogar gab es einige unter ihnen, von welchen Walter voraus sahe, daß sie in der Zukunft Anspruch auf den Platz in seinem Herzen würden machen können, den Blondel und Hugo vormahls besaßen. Ob diese Hoffnung bey einem oder andern erfüllt ward, werden wir in der Folge sehen; jetzt will ich meine Leser mit einer Begebenheit unterhalten, an welcher Walter zu großen Antheil hatte, als daß ich sie übergehen sollte.

Saladin war noch immer im Besitz der neuen Festung, welche Gelegenheit zu Brechung des Waffenstillstandes, und zu Ermordung so vieler Tempelherren gab, und die Tempelherren hielten dagegen noch

immer Saladins Neffen in genauer Verwahrung. Tausend Vorschläge, zu Auslieferung des Letzten, waren in der Zeit von vier Jahren, welche der junge Prinz in der Gefangenschaft der Christen zugebracht hatte, vom Sultan gethan worden, und alle wurden als zu wenig vortheilhaft verworfen. Nureddin war seinem Oheim lieb wie sein Leben, er würde Jerusalem, wenn es in seiner Gewalt gewesen wäre, für seine Freyheit hingegeben haben, und die Christen konnten also, sie mogten ihn so lange zurückhalten als sie wollten, noch allemahl hoffen, wenn sie irgend einmahl in der höchsten Noth seyn würden, durch ihn einen vortheilhaften Frieden zu machen. Ueberdieses war Asads Sohn ein Held, und sie verlohren nicht allein einen wichtigen Gefangenen an ihm, sondern sie gaben auch in seiner Person den Sarazenen einen furchtbaren Anführer zurück, und stellten wider sich selbst einen Feind ins Feld, der ihnen mehr Schaden gethan hatte und noch thun konnte, als ein ganzes Heer. — —

Saladin ließ sich nicht abschrecken, daß er den Tempelherren so oft vergebliche Vorschläge wegen dieser Sache gethan hatte; er brachte jetzt einen neuen an. Er wußte wie lieb ihnen die neue Festung war, und erbot sich, solche gegen Nureddin zurück zu geben. Die Tempelherren hielten fleißige Berathschlagungen darüber; sie wollten die Festung nicht gern ausschlagen und den Gefangenen eben so ungern hingeben. Man dachte hin und wieder, wie beydes zu vereinigen wäre, und konnte keinen Ausweg finden. Endlich beschloß man, die Sache bey dem Alten zu lassen, Sultan Saladin sollte im Besitz der Fe=

stung bleiben, und sie wollten den gefangenen Prinzen behalten. Es war schon alles richtig gemacht, den Sarazenen diesen Entschluß kund zu thun, als Graf Philipp von Flandern, welcher bey dem jetzigen Großmeister in besserm Ansehn war als bey dem vorigen, zu Tabaria anlangte, wo sich damahls der größere Theil des Ordens aufhielt.

Arnold hatte zu große Begriffe von Philipps Einsichten, als daß er ihm die Sache, worüber so viel gestritten worden war, nicht hätte vortragen, und seine Meynung darüber vernehmen sollen. — Philipp lächelte, und sahe mit einem boßhaften Blicke vor sich nieder. — In Wahrheit, sagte er nach einer Weile, ich hätte nicht geglaubt, daß es dem weisen Arnold von Toroggio, daß es einer ganzen Versammlung von klugen und erfahrnen Männern, so schwer werden sollte, sich aus einer so leichten Sache zu finden. — Warum wollt ihr eure Festung, die euch so nöthig ist, nicht annehmen? Warum wollt ihr einen unnützen Gefangenen nicht um so eines Vortheils willen aufgeben? — Arnold stellte hierauf dem Grafen weitläuftig vor, was für wichtigere Vortheile sie vielleicht noch in der Zukunft durch Nureddins Auswechselung erhalten, und was für Schaden ihnen aus seiner Freyheit entstehen könnte. — Was das Erste anbelangt, sagte Philipp, so schlagt es euch aus dem Sinne: Ein gegenwärtiger kleiner Vortheil ist allemahl sicherer als ein zukünftiger weit größerer; und in Ansehung des andern? — o dafür lassen sich Mittel finden! Ein einziger Trunk, den man dem jungen Menschen zum Abschied giebt, kann machen, daß Saladins Freude über seinen Neffen nur kurz ist,

und die Christen sich nicht für seinen künftigen Thaten zu fürchten haben. — Arnold sahe Philippen steif an, die andern schauderten heimlich in sich zurück, und glaubten nicht recht gehört oder das Gehörte nicht recht verstanden zu haben. Keiner wollte reden, nur Terrikus nahm das Wort, und bat den Grafen seine Meynung, die ohnedem klar genug am Tage lag, deutlicher zu erklären. Philipp scheuete sich nicht es zu thun, und als jedermann widersprach, keiner in einen so teuflischen Anschlag willigen wollte, und es sich fast zu einem Aufruhre unter den Ordensleuten anließ, so sahe sich der Großmeister genöthigt, die Versammlung auseinander gehen zu heissen, und den Schluß auf ein andermahl zu verschieben.

Arnold ließ noch denselben Abend den engern Ausschuß der Ritter in seinem Pallaste zusammen kommen, um Philipps Vorschlag noch einmahl zu hören. — Obgleich Terrikus, der alles bey dem Großmeister vermogte, Sorge getragen hatte, eben nicht die Gewissenhaftesten unter den Brüdern zu dieser Zusammenkunft zu wählen, so wollte doch keiner von ihnen von der Hinrichtung des unschuldigen Nureddins etwas hören. Alle schrien, Gift und Meuchelmord wären entsetzliche Worte, die man nie einem christlichen Ritter müsse nachsagen können. — Nachsagen können? wiederholte Philipp, der die Meynung der Ritter ganz falsch verstand, wer wird euch so etwas nachsagen? Wer wirds erfahren, wenn ihr klug zu Werke geht? Und spricht Saladin in Zukunft etwas von dieser Art, so gilt euer Leugnen so viel, als seine Beschuldigung. Könntet nicht auch ihr ihm die

Ver-

Vergiftung eures vorigen Großmeisters vorwerfen, welche sehr wahrscheinlich, und doch, da wie ihr alle wißt, Odo eines natürlichen Todes starb, nicht wahr seyn würde? Er würde sie läugnen, ihr sie bejahen; — wer wollte die Wahrheit ergründen? Und wär es dann nicht einerley, ob er die That begangen oder nicht begangen hätte? — So auch mit Nureddin. Schuldig oder unschuldig an seinem Tode; wenn euch nur niemand etwas überweisen kann.

Terrikus, welcher, wie meine Leser gemerkt haben werden, schon sehr auf Philipps Seite war, sahe, daß diese Gründe nicht von der Art waren, die Tempelherren ihre Meynung ändern zu machen; er wußte wohl, daß die Meisten von ihnen nicht den Schein, sondern die That selbst scheuten, und diese gering zu machen, sie von dem schrecklichen Nahmen Meuchelmord und Vergiftung zu befreyen, das war nunmehr sein vornehmstes Bestreben. Er gieng in diesem Stücke so schlau zu Werke, wußte das Wohl der Christenheit, welchem man alles, selbst das Gewissen, aufopfern müßte, ähnliche, vielleicht von den Sarazenen empfangene Beleidigungen, welche, wenn man auch nur die entfernteste Möglichkeit von ihnen muthmaßen könnte, nicht ungerochen bleiben dürften, und eine Menge andere Dinge, so künstlich, mit solcher hinreißender Beredsamkeit anzuführen, daß alle zu wanken begunten, und Arnold schon völlig gewonnen war, als man auf einmahl beyde Flügel des Versammlungssaals aufspringen, und Waltern an der Spitze aller derer Tempelherren hereintreten sahe, welche man, aus Furcht vor ihrer Gewissenhaftigkeit, nicht zu dieser Berathschlagung gezogen hatte.

Walter war seit einiger Zeit in den Orden betreffenden Geschäften verreist gewesen, und hatte also weder von Saladins neuen Vorschlägen, noch Graf Philipps Ankunft und dem herrlichen Rathe, den er Nureddins wegen gab, etwas wissen können. — Mit was für Abscheu derselbe von dem größeren Theile der Brüder aufgenommen wurde, haben wir gehört, und das diejenigen, die sich Walters Freunde nennen konnten, mit unter dieser Anzahl begriffen waren, läßt sich errathen. Man hatte die große Rathsversammlung, in welcher des Grafen Anschlag so übel aufgenommen wurde, nicht so bald auseinander gehen heißen, als Walters Freunde sich unter einander versammelten, alle Gutgesinnte an sich zogen, und einig wurden, um den Orden für dem unschuldigen Blute zu bewahren, das Philipp auf denselben zu laden gedachte, Waltern zu ihrem Oberhaupte zu wählen, und sich der Ausführung von den Rathschlägen des Grafen offenbar entgegen zu setzen.

Die Ritter waren schon im Begriff Waltern entgegen zu ziehen, und ihn zur schleunigen Rückkunft nach Tabaria aufzufodern, als er selbst erschien. Er hatte seine Geschäfte beendigt, trat in seiner Wohnung ab, und erstaunte, daselbst eine solche Menge der Brüder versammelt zu sehen. Die Ursache ihrer Zusammenkunft vermehrte seine Verwunderung, und der Grimm, der seine ganze Seele erfüllte, als er alles umständlich erfuhr, ist nicht auszusprechen. Den Entschluß den er faßte, haben meine Leser gesehen. Er hörte nicht sobald, daß bey dem Großmeister geheimer Rath gehalten würde, und der Graf von Flandern dabey gegenwärtig wäre, so machte er sich mit

den Seinigen unverzüglich auf, und betrat den Ort der Versammlung in dem Augenblick, der für Nureddins Schicksal entscheidend seyn sollte. — Unmöglich ists, das Feuer des Unwillens das aus seinen Augen blitzte, unmöglich den Schrecken zu schildern, den seine Erscheinung über die ganze Versammlung ausgoß; auch bin ich nicht im Stande die Worte nachzuschreiben, mit denen er den Versammelten ihre Ruchlosigkeit verwies. Nureddin, schloß er, seine Rede, die niemand zu unterbrechen wagte, Nureddin ist eigentlich mein Gefangener, ich habe ihn mit Verlust meines Blutes, mit Gefahr meines Lebens in eure Hände gebracht, weil ich hoffte, durch ihn meinen Freund Odo, den ihr verriethet und verließet, zu retten. Ich glaubte meinen Gefangenen in den Händen des Oberhaupts unsers heiligen Ordens sicher, und war, hätte ichs nicht geglaubt, damahls zu schwach, ihn besser zu versorgen. Jetzt erkenne ich meinen Irrthum, jetzt bin ich im Stande ihn zu verbessern. Nureddin ist weder mein, noch des Großmeisters, noch einiger weniger Ritter Eigenthum, er gehört dem ganzen Orden, und diesem muß er augenblicklich ausgeliefert werden, oder ich werde mich der Macht bedienen, die jetzt auf meiner Seite ist.

Arnold bebte vor Wuth, sich von einem seiner Ritter, von einem, den er in vorigen Zeiten so verachtete, so kühnlich Trotz geboten zu sehen. Der Stolz, der ihn beseelte, gab ihm die Antwort auf Walters Forderung ein, aber dieser hörte auf keine Einwendung. Terrikus, welcher sahe, daß hier keine Widersetzlichkeit Statt hatte, redete dem Großmeister selbst zu, und viele von den Rittern, welche das To-

desurtheil über Nureddin hatten sprechen helfen, wären zu froh, daß sie eine Sache aufgeben konnten, in welche sie nur ungern gewilliget hatten, als daß sie viel wider Walters Begehren hätten reden sollen.

Arnold ward also genöthigt die Schlüssel zu dem Thurme, in welchem Saladins Neffe gefangen saß, auszuliefern. Walter nahm sie an, und wandte sich zu seinen Begleitern. — Ihr Ritter! sagte er, die ihr die Pflichten des Christenthums und unsers Ordens kennt, von nun an sey euch die Verwahrung eines Gefangenen anvertraut, dem ihr wohl zum Besten der Christenheit und unsers Ordens die Freyheit versagen, aber ihn nicht durch Gift und Meuchelmord aus dem Wege räumen dürft. Er ist edel und ein Held; ich kann ihm diesen Ruhm nicht nehmen, ungeachtet ich ihn nie lieben kann, ungeachtet er es war, der in der Schlacht bey Belfort, meinem Freunde, meinem Bruder, den edlen Hugo von St. Amantis, vor meinen Augen das Leben nahm. —

Das ganze Heer der Tempelherren rief Waltern zu, er solle selbst die Verwahrung des Gefangenen auf sich nehmen, weil sie in keinen bessern Händen seyn könne. Nein, antwortete Walter, ich bin Nureddins Feind; wiederführe ihm ein Unglück, so würde man mich in Verdacht der Selbstrache halten, und ihn von meinen Händen fodern. Wählet einen unter euch zu seinem Hüter, und dieser soll aus meinen Händen diese Schlüssel empfangen.

Die Tempelherren wählten nach kurzer Ueberlegung einen gewissen Konrad von Staufen; er empfing die Schlüssel aus Walters Händen, und entfernte sich darauf auf seinen Befehl mit der Hälfte

der Ritter, um für des Gefangenen Sicherheit zu sorgen.

Walter hatte nicht sobald dieses zur Richtigkeit gebracht, als er sich zu dem Grafen von Flandern, den er bisher keines Blickes gewürdigt hatte, wandte, und folgendermaßen anfieng:

Endlich Bösewicht! Mörder des Ritters Andreas! Verleumder Hunbergens! gottloser, verruchter Giftmischer und Meuchelmörder! endlich ist die Stunde gekommen, da ich das Blut des einen und die Schmach des andern von deinen Händen fodern, und dir zeigen kann, wer Walter von Montbarry sey! — Vertheidige dich, und sey versichert, daß einer von uns beyden diese Stelle nicht lebendig verlassen wird! — Arnolds Grimm wuchs, daß Walter sich immer grössere Freyheiten in seiner Gegenwart herausnahm, indessen wagte er es nicht ihm einzureden, weil er nur etliche zwanzig, hingegen Walter fast zweyhundert von den Rittern um sich hatte. — Er mußte einen Aufruhr und gänzliche Absetzung, wie schon manchem seiner Vorgänger geschehen war, besorgen, und hielt also für das Beste zu schweigen. Auch Graf Philipp schwieg; aber unter den Rittern erhub sich ein Murmeln, er müsse die ihm so oft angeschuldigte und nie zur Gnüge abgelehnte Mordthat des Tempelherrn Andreas, endlich einmal von sich abwälzen, oder sich nicht ferner unter ihnen blicken lassen. — Philipp ermannte sich, und fieng an, in ziemlich höflichen Worten sich gegen Waltern wegen dessen zu rechtfertigen, was er ihm aufbürdete, aber umsonst; Walter drang nur heftiger auf ihn ein. Du mußt sterben, schrie er, und vor deinem Tode noch alle

deine Unthaten bekennen; du mußt mir den Beweis derselben, die mir von Odo hinterlassenen Schriften, die, wie ich zuverläßig weiß, durch Arnolds Hülfe in deinen Händen sind, ausliefern, und dann den Lohn aller deiner Schandthaten von meinen Händen empfangen. — Philipp hatte nicht Zeit zu antworten, er mußte sein Schwert ziehen, und sein Leben schützen. Der Streit blieb nicht lange zweifelhaft. — Walters Widersacher war ein großer General, und hatte manchen beträchtlichen Sieg durch seine Leute erfochten, aber seine persönliche Tapferkeit war wie nichts gegen Walters Feuer und Heldenstärke. Bald lag er gestreckt zu Boden, und schon stand sein Ueberwinder auf dem Punkte, alles von ihm zu erhalten was er wollte, als sich in den Vorhallen des Versammlungssaals ein gewaltiges Getümmel erhub, und Walters Ritter, welche die Thüren besetzt hielten, schnell durch eine äussere größere Macht als die ihrige, zurück getrieben wurden. — Terrikus hatte Mittel gefunden, durch eine verborgene Thür aus dem Saale zu kommen, und Graf Philipps Leuten Nachricht von der Gefahr ihres Herrn zu geben. Sie waren es, welche jetzt mit Gewalt eindrangen und es Waltern unmöglich machten, sein Vorhaben auszuführen. Philipp ward seinen Händen entrissen, und die Tempelherren, welche sich gegen eine ihnen fast doppelt überlegene Anzahl wehren mußten, konnten nichts mehr thun, als Waltern in Sicherheit bringen. Sie zogen ihre übrigen Gefährten an sich, und brachten unsern Helden in seine Wohnung, die sie so stark besetzten, daß er keinen Ueberfall von seinen Feinden zu befürchten hatte.

Graf Philipp verließ noch in der nähmlichen Stunde Tabaria. Waltern geschahe von seinen Rittern einmüthig der Vortrag ihr Großmeister zu werden, und Arnold von Toroggio, welcher dieses fürchtete, fieng an, Gesandte an die abtrünnigen Ritter zu schicken, sie ihres Gehorsams zu erinnern, ihnen Vergebung zu versprechen, und Bedingungen vorzuschreiben. Walter, der nicht gesonnen war, die Großmeisterwürde mit Unrecht an sich zu reißen, nahm Arnolds Abgeschickte freundlich auf und bot beyde Hände zur Wiedervereinigung, doch mit Bedingungen, die Arnold sehr ungern eingieng. Er war indessen der Schwächere, Walter hatte ausser der größeren Menge, auch noch das Recht auf seiner Seite, und des fünften Tages kam es dahin, daß der Großmeister zwar von allen seinen Rittern den Eid der Treue von neuem empfing, aber vorher öffentliche Abbitte deswegen thun mußte, daß er durch Einwilligung in Graf Philipps mörderische Anschläge, die Heiligkeit ihrer Ordensregel verletzt hatte. Die erste Forderung, die er nach seiner von neuem bestätigten Würde, an die Brüder that, war, daß sie Waltern nöthigen sollten ihn des Verdachts einiger Mitwissenschaft um Odos verlohrne Schriften zu erlassen, als welchen er durch einen Eid von sich abzulehnen bereit wäre. Terrikus, welcher wohl wußte, daß es wider die Rechte des Ordens war, dem Großmeister einen Eid zuzumuthen, hatte ihm diese List eingegeben; sie that ihre Wirkung und Walter mußte schweigen.

Die Schlüssel zu Nureddins Gefängniß blieben indessen in Ritter Konrads Händen, und Walter war nun ein so furchtbarer Mann für alle seine Feinde

geworden, daß niemand es wagte, ihn zu beleidigen, und er überall freundliche Gesichter und demüthige Verbeugungen erhielt.

Acht und dreyßigstes Kapitel.

In welchem einige neue Personen auftreten. Die Fabel von dem Igel und der Schlange.

Graf Philipp nahm seinen Weg mit seinen Völkern nach Antiochien zurück, und stieß in einer geringen Entfernung von Tabaria, auf Saladins Heer, welches im Anzug war, um den Tempelherren die Foderungen des Sultans etwas näher ans Herz zu legen, und Nureddins Befreyung, dafern sie nicht mit der gegebenen Bedingung bewilliget werden könnte, mit Gewalt durchzusetzen. Der Graf von Flandern verlangte mit dem Heerführer der Sarazenen zu sprechen. Es ward ihm mit großer Mühe eine Unterredung bewilligt, denn der Feind hätte beym Anblick der christlichen Völker lieber gleich zu den Waffen gegriffen. Philipp ermangelte nicht, die Gesinnungen der Tempelherren auf das Gehässigste vorzustellen, und sich mit seiner Entfernung aus Tabaria zu rühmen, welche, wie er vorgab, die Folge von einer Uneinigkeit sey, die sich zwischen ihm und den Rittern über Nured-

dins Befreyung, welche er zu eifrig getrieben, erhoben habe. Philipps Absicht, durch diese halb wahre halb falsche Rede, ungeschlagen durch die Sarazenen hindurch zu kommen, mißlang. Der Heerführer antwortete ihm mit vielem Stolz: Er sey nicht gekommen, Worte mit den Christen und ihren Anhängern zu wechseln, sondern so lange sie widerspenstig blieben, nichts was ihren Nahmen führte, lebendig aus seinen Händen zu lassen. — Man schickte sich also zum Streit Philipp und seine Leute fochten verzweifelt; sie erhielten den Sieg, aber sie hüteten sich wohl, den größern Theil des feindlichen Heers, welchen sie in die Flucht schlugen, zu verfolgen, und wie sie wohl gekonnt hätten, aufzureiben. Die Sarazenen flohen nach Tabaria zu, und der Graf von Flandern hatte die süße Hoffnung, daß sie sich daselbst sammeln, frische Völker an sich ziehen, und den Tempelherren, seinen Feinden noch genug zu schaffen machen würden; denn die letzte Schmach, die Walter ihm erwiesen hatte, brachte seinen eingewurzelten Haß gegen den Orden auf den höchsten Gipfel.

Wie er gehofft hatte, so geschah es: Tabaria wurde belagert. Die Ritter thaten unter Arnolds und Walters Anführung Wunder; sie waren so glücklich, ihren grimmigen Feind endlich mit großem Verlust von ihrer Festung abzutreiben, aber ihn gänzlich zu entkräften, ihm alle neue Versuche, auf diesen oder jenen andern Platz unmöglich zu machen, dazu war ihre Macht zu geringe. Sie standen jetzt ganz allein, Graf Philipp und der Fürst von Antiochien waren beleidigt. König Balduin konnte oder durfte sich nicht sehr aus seiner Stadt hervor wagen; und die Volkshülfe, die man sonst

von Zeit zu Zeit aus Europa, zum Besten der Christenheit erhalten hatte, hörte nicht allein seit einigen Jahren ganz und gar auf, sondern die europäischen Fürsten ließen auch das, was sie noch etwa von Kriegsleuten in Palästina hatte, unter diesen und jenen Vorwand zurück rufen. Selbst König Henrich von England, *) foderte seine Dreyhundert Mann zurück, und als sich von ihnen niemand mehr stellen konnte, als die zehn Helden, welche dem Leser aus der Schlacht bey Belfort bekannt sind, so fand man dieses so wenig der Mühe werth, daß man ihnen erlaubte, in Palästina zu bleiben, und mit ihrem Blute, die Ermordung des heiligen Thomas vollends zu büßen, dafern das Blut, ihrer zweyhundert und neunzig Brüder dazu noch nicht sollte hinlänglich gewesen seyn. Sie kehrten zu Waltern zurück, und dieser, dessen Macht jetzt bey dem Orden nicht viel geringer war, als die Macht des Großmeisters, fand wenig Schwierigkeit, ihnen allen nach und nach das Ordenskreuz zu verschaffen. Er bildete sich dadurch, ohne es zur Absicht zu haben, aus ihnen und noch einigen von den Brüdern, die ihm mit Leib und Seele ergeben waren, eine Art von Garde, oder unzertrennlichem Gefolge, oder wie ich diese treuen Freunde sonst nennen soll, welches ihm bey den mächtigen Feinden, die er hatte, und bey dem Nei-

*) Der Leser wird sich aus den vorigen Blättern erinnern, daß es dem Könige von England vom Pabste aufgelegt ward, zur Buße, für die Ermordung des Erzbischofs Thomas a Becket, die man ihm Schuld gab, drey hundert Mann nach Palästina zu schicken.

de, welchen ihm seine wachsende Größe zuzog, höchst nöthig war.

Ich habe schon einmahl erwähnt, daß Walter so glücklich war, bey seinem Eintritte in den Orden, unter denen, die ihn vormahls verachteten, manchen edeln Mann zu finden, welcher seiner Freundschaft nicht unwürdig war, und es kommt nun die Zeit, meine Leser mit zweyen derselben bekannt zu machen, welche Walter vorzüglich liebte, und deren Nahmen wir in dem Verfolg der Geschichte noch oft hören werden.

Der eine war, Gerhard von Riedesser, eine weiche gefühlvolle Seele, schön und sanft wie Blondel von Nesle, und tapfer ohne Grausamkeit, wie Hugo von St. Amantis. Der andere war Konrad von Stauffen, den meine Leser schon einmahl in dieser Geschichte haben auftreten sehen, und dessen Nahme manchen unter ihnen den edeln Kurt von Stauffen in die Gedanken bringen wird, den Leßing so meisterhaft schildert. Ob diese beyden Nahmensbrüder, so wie sie genaue Zeitverwandten sind, auch einerley Person seyn mögen, kann ich nicht entscheiden; aber so viel ist gewiß, daß diese beyden Konrade viel Züge ihres Charakters mit einander gemein haben, wenn auch ihre Schicksale nicht mit einander übereintreffen sollten. — Mein Konrad war stolz, edel, kühn und unbiegsam, wie der Geliebte der schönen Recha, und diese Eigenschaften, die ihn dem großen Odo in den meisten Fällen so ähnlich handeln ließen, daß Walter oft in dem Ritter von Stauffen das Bild dieses treflichen Mannes lebendig vor Augen zu sehen glaubte, waren es, die unserm Helden diesen Ritter so theu-

er machte. — Diese beyden, nebst den zehen englischen Rittern waren, fast beständig um ihn, und machten durch ihre Gegenwart, manchen wider ihn gefaßten bösen Anschlag zu nichte; auch hatte er sich so fest mit ihnen verbunden, daß sie bey den meisten Begebenheiten seines künftigen Lebens, ihm nicht von der Seite kamen, und ungetrennte Theilnehmer aller seiner Schicksale waren.

Bey den damahligen wachsenden Bedrängnissen der Christenheit, waren es diese dreyzehn Helden, welche überall dem einreißenden Strom des Verderbens Einhalt zu thun suchten, auch waren sie es, die den ersten Einfall hatten, der allgemeinen Noth, durch Hülfe, die man in Europa suchen mußte, auf einmahl ein Ende zu machen. Ich habe vorhin erwähnt, wie viel die Tempelherren bey der damahligen Lage der Sachen auf sich hatten, wie geschwächt ihre Macht war, und wie wenige sich fanden, die ihnen wider die Sarazenen Hülfe leisteten. Die Hospitaliter befanden sich fast in eben der Verfassung, und diese gegenseitige Noth vereinigte auf gewisse Weise zwo Partheyen mit einander, welche sonst fast von Anbeginn ihrer Orden Feinde gewesen waren. Roger von Mulinis, der Großmeister der Hospitaliter, ein Mann von der geprüftesten Rechtschaffenheit, welcher schon mit Odo in gutem Vernehmen gelebt, und fast alle ehemahlige Feindseligkeiten in Vergessenheit gebracht hatte, wandte sich in Person an den Großmeister der Tempelritter, um mit ihm einen Zug nach Europa abzureden. Walter und seine Freunde hatten schon Arnold von Torrogio von dem Wunsche der meisten Brüder unterrichtet, welcher eben dahin gieng,

und der Vortrag der Hospitaliter fand also desto mehr Eingang.

Beyde Großmeister wurden einig, in Person nach Europa zu gehen, und ein jeder eine Begleitung von nicht mehreren als zwölfen ihrer Ritter mit sich zu nehmen. Roger von Mulinis, der bey seinem Orden ein fast königliches Ansehn hatte, konnte zu Gefährten wählen, welche er wollte; aber Arnold, welcher seit des letzten Handels wegen der Vergiftung Nureddins bey seinen Rittern viel von der ehemahligen Achtung und Liebe verlohren hatte, mußte sich gefallen lassen, daß seine Begleiter durch das Loos bestimmt wurden. Ein Ritter, wurde nach damahliger Gewohnheit durch eine zufällige Versetzung von Buchstaben und Zahlen, bey welcher aller Betrug unmöglich war, aus der Zahl der andern ausgehoben, welcher aber auf diese Art nicht selbst zum Zuge nach Europa benennt ward, sondern nur durch das Loos das Recht erlangte, Arnolds zwölf Reisegefährten zu wählen.

Gerhard von Ridesser ward getroffen, und daß die Zwölfe, welche er wählte, Walter, Konrad und die zehen englischen Ritter waren, das läßt sich errathen; er war seinen Freunden zu sehr ergeben, zu sehr von ihrem Eifer für das gemeine Beste überzeugt, als daß er anders hätte wählen sollen. Er selbst durfte nun freylich sich selbst nicht die Stimme zum Zuge nach Europa geben, und sahe sich also durch seine Wahl genöthigt, eine Zeit lang von denen, die ihm die Liebsten waren, getrennt zu leben; aber sein Schmerz über eine Trennung, die er zur Ehre seiner Freunde und zum Wohl der Christenheit für wirksam erkannte, verglich sich bey weiten nicht mit dem Unwillen des Groß-

meisters, daß er lauter solche Ritter zu Begleitern erhalten hatte, die er haßte, und die mehr die Stelle scharfer Aufmerker, als höflicher nachgebender Reisegefährten, die sich in alle seine Absichten schmiegten, vertreten konnten. — Wäre das Loos auf Terrikus gefallen, wie er wünschte, wie ganz anders würden dann die Sachen gegangen seyn! — Die Wahl war indessen unwiderruflich. Man bereitete sich von allen Seiten zur Reise, und hatte schon den Tag derselben festgesetzt, als schnelle Post von Jerusalem kam, welche die Sache verzögerte.

Der Patriarch Heraklius sandte an die Ritter mit höflicher Bitte, ihre Abreise ihm zu Liebe noch einige Tage zu verschieben, weil er gesonnen wäre, ihnen zu Akkon, wo sie sich damahls aufhielten, einen Besuch zu geben, und einige Sachen von Wichtigkeit mit ihnen abzuhandeln.

Niemand unter den Rittern war, dem dieser Aufschub lieb gewesen wäre, denn niemand liebte den geistlichen Herrn, der sie mit seinem Besuche beehren wollte. Man beklagte, daß es unmöglich gewesen war, die Anstalten zur Reise in solcher Stille zu machen, daß man in Jerusalem nichts davon erfahren hätte. Einige besorgten Verrätherey, einige Hinderung der Reise, und man ließ endlich, da man keine scheinbare Ursache erdenken konnte, dem Patriarchen seine Bitte zu versagen, ihm zurückentbieten: wie man erfreut wäre, etwas von dem Leben des ehrwürdigen Herrn zu vernehmen, und wie man daraus gute Schlüsse mache, daß gegenwärtig keine Feindseligkeiten von den Sarazenen müßten zu besorgen seyn, weil ausser dem der Patriarch seine geheiligte Person nicht

um eines unnöthigen Besuchs willen in Gefahr setzen würde. — Heraklius verstund diese spitzige Rede sehr wohl; er war es sich bewußt, wie so oft er ganz sicher nebst König Balduin und seiner Königin in der festen Stadt gesessen und geschwelgt hatte, indessen die geistlichen Ritter, und die übrige Christenheit in den umliegenden Gegenden, dem Tode, der Gefangenschaft, und dem äussersten Elend ohne Hülfe ausgesetzt waren. Niemand hatte zu solchen Zeiten daran gedacht, den Bedrängten nur einen Rath zu geben, niemand hatte sich ihrer erinnert, es müßte denn etwa gewesen seyn, einen ihrer guten Anschläge zu nichte zu machen, oder sie mit Hülfe zu täuschen, und sich dann in dem wichtigsten gefahrvollesten Augenblicke zurück zu ziehen.

Der geistliche Herr mogte indessen die zurückbekommene Antwort noch so gut fühlen und einsehen, so hielt er es doch jetzt nicht für die Zeit, sie zu ahnden, sondern stellte sich wider Gewohnheit ziemlich sittsam und ohne Gefolge ein. Ehe er aber erscheint, so sehe ich mich genöthigt, meine Leser etwas näher mit diesem Manne bekannt zu machen, dessen Nahmen wir in Zukunft noch so oft nennen werden.

Patriarch Heraklius schien zum geistlichen Fürsten gebohren zu seyn: das ist — ja ich wollte, daß meine Leser die drey geistlichen Herren kennten, welche mir eben jetzt in den Sinn kommen, so würde es mir leicht seyn, ihnen zu erklären, was ich hiermit ausdrücken will; da ich aber dieses nicht vermuthe, so sey mir es genug, ihnen zu sagen, daß er von jedem dieser drey ehrwürdigen Männer etwas Leibliches und Geistliches an sich hatte. Der Patriarch, ein Mann

von beynahe funfzig Jahren, besaß die ahnsehnliche, fast riesenmäßige Länge, des Kardinals *** nebst allem seinem geistlichen und weltlichen Stolze, den Embompoint des Erzbischofs ** und seine große Neigung zum bequemen weichlichen Leben, und schließlich die schwarzen blitzenden Augen und die frische Farbe des Prälaten * sammt allen seinen Talenten zur Intrigue, aller chamäleonartigen Verstellungskunst, aller Schmiegsamkeit in jede Charaktere und Umstände, die diesen Herrn auszeichneten. — Sagt mir, meine Leser! ob ein Mann mit solchen combinirten Talenten, nicht das werden mußte, was die genannten Personen zu ihrer Zeit waren, und wozu das Glück auch unsern hochgepreißten Heraklius zu der seinigen machte? Und war er es einmahl, ob etwas im Stande seyn konnte, ihn aus seiner Stelle zu verrücken? — In der That hatte es dem Patriachen nicht an Feinden gefehlt, welches dieses Letzte wohl gewünscht hätten. Graf Raimund von Tripoli, König Balduins gewesener Vormund, jetzt erster Staatsminister, ein alter redlicher Held, ein Hasser alles Unrechts, hatte seine stufenweise Erhöhung, vom niedrigsten Mönchsstande, bis zur höchsten geistlichen Ehrenstelle im Orient mit Unwillen zugesehen, aber zu groß, ihn durch Kabale zu unterdrücken, und zu schwach, es durch offene Gewalt zu thun, hatte er ihn müssen steigen lassen, bis er sich endlich auf einen Posten erhoben hatte, in welchem er Graf Raimunds Macht völlig die Wage hielt, und durch die Schwachheit des Königs, und die Partheylichkeit der Königin noch weit mehr vermogte, als dieser trefliche Mann.

Der

Der Graf von Tripoli, hätte sich diese Ueberlegenheit eines Menschen, der an Tugend so weit unter ihm war, noch endlich gefallen lassen, wenn er dieselbe nur nicht so sehr zu Unterdrückung des Rechts, und zu tausend Handlungen angewandt hätte, über welche die ganze orientalische Christenheit seufzte. Was er für eine Rolle in Ansehung der Tempelherren spielte, haben wir vorhin mit wenig Worten berührt; aber er begegnete niemanden, selbst seinen ehemahligen Brüdern, den Mönchen, nicht besser. Unermeßliche Reichthümer in die Klöster aufzuhäufen, und sie dann unter diesem und jenem Vorwande an sich zu reißen, die Mönche das Gelübde der Armuth fast bis zum Mangel an der täglichen Nahrung halten zu lassen, und sich selbst der Schwelgerey und allen Wollüsten zu ergeben; immer von Aergerniß und gutem Beyspiel sprechen, und doch den, der seinem erbaulichen Vorbilde nachahmte, oder seine Handlungen tadelte, mit Gift und Tod verfolgen; täglich neue Unordnungen durch geheime Kabalen anrichten, und dann Graf Raimunden wegen der Folgen derselben zur Rechenschaft fodern; dieses waren Dinge, die ihm nichts kosteten, ihm nicht einen einzigen Gewissensbiß verursachten, und sein genaues Verständniß mit Königin Sibyllen war, so offenbar, so landkündig, daß jedermann davon sprach, und wir uns also auch kein Bedenken machen dürfen, davon zu schreiben. Selbst König Balduin, schwachsinnigen Andenkens, konnte die Vertraulichkeit zwischen Heraklius und Sibyllen nicht verborgen seyn; denn einer von den Schriftstellern, von welchen wir unsere geheimsten Nachrichten haben, ein Mann, welcher lange am Hofe zu Jerusalem lebte,

will sehr oft gehört haben, daß der König, wenn er mit dem Patriarchen von der Königin sprach, sich des Ausdrucks unserer Sybille gebrauchte; ein Umstand, der zu den damahligen Zeiten, da sich die Könige des stolzen Wörtleins wir und unser noch nicht in anderer Bedeutung zu bedienen pflegten, viel sagen wollte.

So war Heraklius, und so waren seine Angelegenheiten ohngefähr beschaffen, und es ist vorjetzt nichts mehr von ihm zu sagen übrig, als die Ursache, warum er sich zu einem Besuche bey dem Tempelherren herabließ. Sie war nichts anders, als die Furcht, seine schlechte Lebensart mögte von ihnen bey ihrem Zuge nach Europa ausgebreitet werden, und sein guter Ruf und geistliches Ansehn mögte dadurch einen gewaltigen Stoß bekommen. — Er hörte nicht sobald von dem Vorhaben der geistlichen Ritter, so beschloß er, da er dasselbe nicht hindern konnte, sich zu ihrem Gesellschafter einzudrängen, und allem, was sie wider ihn vornehmen könnten, seine persönliche Gegenwart entgegen zu setzen. Keine geringe Nebenursache bey diesem Entschluß war auch das Vergnügen, das er sich von einer Reise in das schöne gesittete und aufgeklärte Europa versprach. Es gab eine feine Gemüthsergötzung und Erhohlung von seiner geistlichen Eingezogenheit. Er hatte Sybillen so lange geliebt, daß er ihrer fast müde war; vielleicht fanden sich in Europa andere Sybillen, bey welchen er die alte vergessen, und von denen er zu der alten, ihm denn wieder neugewordenen, mit erneuter Treue zurückkehren konnte.

Die Tempelherren, welche sowohl als die Hospitaliter unmittelbar unter dem Pabste standen, wuß-

ten zu gut, daß der Patriarch kein Ansehen über sie hatte, und haßten ihn zu sehr, als daß sie es ihm nicht auf alle Art hätten fühlen lassen sollen. Sie machten es ihm ohngefähr wie ehemals Graf Philippen; sie holten ihn nicht ein, ließen ihn einen ganzen Tag warten, ehe er beym Großmeister zur Audienz gelassen wurde, und schlugen es ihm sogar ab, als er den Morgen seiner Ankunft ihrem Oratorio die Ehre erzeigen, und eine Messe in demselben lesen wollte.

Heraklius merkte aus dieser Aufnahme bald, wie wenig er zu erwarten hatte, wenn er sich nicht ganz von seiner Größe entkleidete, keine von diesen Beleidigungen ahndete, nicht merken ließ, daß er einen andern Empfang fodern zu können geglaubt hätte, und sich den Rittern ganz in der sanften und demüthigen Gestalt zeigte, die er so wohl anzunehmen wußte, und die es war, welche ihm ehemals zu seiner gegenwärtigen Größe geholfen hatte.

Dieser Kunstgriff gelang. Die Tempelherren hatten sich mit allen ihrem verachtenden Stolz gegen seine Größe gerüstet, und erwarteten die Erscheinung des morgenländischen Pabsts. Er trat ein, aber nicht in Pontificalibus, sondern in geringer geistlicher Kleidung, wie sie kaum der Abt eines mäßigen Klosters tragen würde; den Weg nach dem Tempelhofe hatte er zu Fuße, ohne einen einzigen Begleiter gemacht, und zeigte sich nun, zwar nicht mit der demüthigen Miene eines Gnadesuchenden, aber mit dem offenen gefälligen Blicke, mit welchen ein Freund den andern besucht. Wie sein Ansehen, so war auch seine Rede, ohne Stolz und ohne Niederträchtigkeit, freye offene Darlegung seiner Meynung, doch mit Verheh-

lung seiner bewegenden Ursache, und Bitte, ihn in ihrer Gesellschaft mit nach Europa zu nehmen. — Da er eine Absicht mit ihnen zu haben vorgab, da er von wegen des Königs von Jerusalem Hülfe in Europa suchen wollte, da er bey Pabst Alexandern ziemlich gut stand, und da sein Rang und seine Macht in Palästina groß war, so konnte seine Mitreise den geistlichen Rittern aller Wahrscheinlichkeit nach eher nützlich als schädlich seyn. Seine Beredsamkeit war hinreißend, sein Betragen einnehmend, sie waren auf diese Art seiner Erscheinung nicht vorbereitet, sie willigten in alles was er bat, nicht forderte, und begiengen sogar die Unvorsichtigkeit, die Zahl seiner Begleiter nicht zu bestimmen. Sein gegenwärtiger Aufzug war ja so demüthig, so gering, wem sollte es nur einfallen, daß man ein zu großes Gefolge bey ihm zu befürchten hätte! —

Der Tag der Abreise ward angesetzt. Der Patriarch in Person gieng in den Hafen und machte gute Freundschaft mit dem, den die Ritter zum Aufseher über die einzuschiffenden Sachen gesetzt hatten. Man gieng zur bestimmten Zeit unter Segel, und erstaunte nicht wenig, bey genauer Erwägung zu finden, daß die Hälfte der Mannschaft und der Ladung dem Patriarchen gehörte, und die beyden Großmeister mit ihren Rittern und Knappen und dem, was ihnen zugehörte, nur die andere Hälfte ausmachten. Heraklius hatte alles, was seinen Stolz und seine Liebe zur Pracht in Europa vergnügen konnte, so in der Stille aus Jerusalem kommen, und alles so zu gelegener Zeit einschiffen lassen, daß niemand, selbst der bestochene Aufseher nichts davon hatte merken können. Die

Ritter wurden alsdann erst inne, wie sehr der Patriarch ihre Erlaubniß gemißbraucht hatte, als sie fühlten, wie sehr die Menge der Leute, mit denen das Schiff erfüllt war, sie beschwerte, und zu besorgen anfiengen, daß es ihnen auf der Länge des Weges, für so viele Menschen an Nahrung gebrechen mögte. Für dieses letztere hatten sie indessen nicht Ursache sich bange seyn zu lassen. Der Patriach und seine Diener wußten zu gut, was zu Erhaltung des Lebens diente, als daß sie nicht hierauf hätten Rücksicht nehmen sollen. Heraklius, der noch immer seine sanfte und gefällige Miene nicht abgelegt hatte, suchte die Ritter, als man ihm Vorstellung wegen seines zu zahlreichen Gefolges that, mit der Versicherung zu begütigen, daß er für sich und die Seinigen überflüßigen Unterhalt besorgt habe; er rechnete ihnen die Anzahl seiner Begleiter her, er demonstrirte bey jeden den er nannte, daß er ihn nicht entbehren könnte, und schloß endlich mit der Entschuldigung, daß man ihm die Stärke seines Gefolges nicht vorgeschrieben hätte, daß er also unwissend gesündigt habe, und daß man dem ganzen Uebel abhelfen könne, wenn die Hälfte der Ritter sich gefallen ließ zurück zu bleiben, oder wenigstens ihre Knappen zu entlassen, deren sie eher entrathen könnten als er seiner geistlichen Diener. Es fehlte wenig, daß die letzte Aeusserung sehr hoch aufgenommen worden wäre, indessen fühlten die Ritter, daß sie unvorsichtig gehandelt hatten, und der Patriarch ihnen gewachsen war; sie hielten es also fürs Beste, zu einer Sache zu schweigen, die nun nicht mehr zu ändern war, und es blieb bey einigen empfindlichen

Worten, die Heraklius mit Liebe und heiliger Sanftmuth aufnahm.

Anstatt, wie ihr Reisegefährte ihnen rieth, die Hälfte ihrer Leute zu entlassen, hätten sie lieber ihre Anzahl verdoppelt; aber dieses war zu spät, das Schif war zu klein, und sie befanden sich bereits auf dem hohen Meere. Das einzige Mittel, das Gleichgewicht, das sie mit den ihrigen, gegen ihn hatten, zu erhalten, bestand nunmehr in der Einigkeit; entzweihten sie sich, so war die Unterdrückung des einen oder beyder Theile gewiß. Zwar bezeugte sich Heraklius freundlich gegen sie, und ließ nicht das geringste Kennzeichen blicken, daß er Händel mit ihnen anfangen wollte; aber seine bekannte Tücke hießen sie auf ihrer Hut seyn, und sie fanden bald, daß sie Ursach zu dieser Behutsamkeit hatten.

Hospitaliter und Tempelherren lebten auf dem Schiffe in größter Einigkeit mit einander, so lange sie unter sich waren, aber nicht so bald fand sich zu einer aus diesen beyden Orden gemischten Gesellschaft, die sich vielleicht in brüderlicher Vertraulichkeit unterredete, einer von des Patriarchen Leuten ein, so wurden die alten Streitigkeiten auf die Bahn gebracht, beyderseitige Vorzüge untersucht, beyderseitige Mängel getadelt, oder davon gesprochen, welcher Theil von ihnen wohl in Europa den besten Fortgang in den Angelegenheiten der Christenheit haben würde. Dinge von dieser Art mußten zu kleinen Zänkereyen Anlaß geben, und diese würden bald ins Große gegangen seyn, wenn die Großmeister nicht in Zeiten die Absichten des hämischen Patriarchen eingesehen hätten, dessen Hand sie in den ausgestreuten Uneinigkeiten nicht

verkennen konnten. Er selbst nahm es über sich, die Häupter der beyden Orden mißtrauisch gegen einander zu machen, und gieng darinnen nicht ganz mit der ihm eigenen Behutsamkeit zu Werke. Seine Anschläge wurden merklich. Roger von Mulinis und Arnold von Toreggio entdeckten einander, was Heraklius mit einem jeden von ihnen insbesondere gesprochen hatte, und sahen die Fallstricke, die er ihnen legte, zu deutlich vor Augen, daß sie nicht gemeine Sache mit einander hätten machen, und ihm mit vereinter Macht entgegen arbeiten sollen. Er will uns entzweyen, sagten sie, und dann seinen Vortheil aus unserer Uneinigkeit ziehen; aber es soll ihm nicht gelingen. — Sie forderten beyderseits alle ihre Leute, Ritter und Knappen vor sich, offenbarten ihnen, was sie entdeckt hatten, und gaben ihnen die strengsten Befehle, alle Zwistigkeiten zu vermeiden. — Walter hatte diese Warnung nicht nöthig, aber sein hitziger störriger Freund Konrad desto mehr. — Man versprach, der gesetzten Ordnung nachzukommen, und nichts mehr auf die Anhetzungen der listigen Mönche zu achten. Selbst Konrad bezwang sich so weit, daß er diese Herren reden ließ was sie wollten, und beantwortete alle ihre ausgesonnene Spitzfündigkeiten so kalt oder so fein, daß sie endlich ihre Versuche aufgeben, und den übrigen Theil der Reise ruhig seyn mußten.

Die Reisenden legten ihren Weg glücklich zurück, und stiegen, ohne besonderes Ungemach von Wind und Meer ausgestanden zu haben, zu Brundisi ans Land.

Neun und dreyßigstes Kapitel.

Etwas weniges von Liebe, und etwas mehr von Gift, Mord und falschem Verdacht.

O Walter! wie war dir, als du den ersten Fuß auf das Land setztest, nach welchem deine Gedanken so oft wachend und im Traume geflogen waren? — Zwar zwischen Brundisi und England, wo du alle deine Lieben, nach denen dein Herz sich sehnte, vermuthetest, lag noch manche Meile Land und Meer; aber wer weiß nicht, daß dem, der lange durch die größten Entfernungen von seinen Freunden geschieden war, schon der Gedanke Trost und halbe Wiedervereinigung ist, sich mit ihnen in einem Welttheile zu befinden! — So sehr unser Walter auch in allen seinen Handlungen von heißem Eifer für das Beste der Christenheit getrieben ward, so können wir doch nicht leugnen, daß seine Freude über seine Reise und nunmehrige Ankunft in Europa nicht allein von diesem Heldentriebe, sondern vielleicht eben so sehr von der Erwartung herrührte, endlich einmal seine Wohlthäterin Hunberga und seine Jugendfreunde Blondel und Mathilde wieder zu sehen. Ihr Andenken war mitten in den tausendfältigen neuen Beschäftigungen, die er in Palästina fand, nie in seinem Herzen erloschen, aber er hatte nicht immer mit gleicher Ruhe an diese

drey lieben Personen denken können, ja des Andenkens zweyer derselben hatte er sich oft mit dem höchsten Grad von Unruhe und Unwillen über sich selbst entschlagen müssen. An seinen geliebten Blondel dachte er immer mit gleicher Freude und Sehnsucht; aber wenn Hunberga ihm vor Augen schwebte, und er sich vorstellte, was sie alles um seinetwillen gelitten hatte, und wie er demohngeachtet noch so gar nichts hatte thun können, um ihr das verlohrne Glück wieder zu verschaffen, so war es, als müßte er sich von ihrem Bilde hinwegwenden, als schämte er sich vor sich selbst, daß er so schwach, so unvermögend war. Was halfen ihm seine Heldenthaten? Hatte er Graf Philippen, Hunbergens Feind, demüthigen oder strafen können? — Brachte er seiner Pflegemutter etwas mehr mit, als die Muthmaßung, daß sie nicht durch den Willen ihres Gemahls, sondern durch die Boßheit ihres Stiefsohns aus Montçon vertrieben wäre? Wo waren die Beweise dieser Unthat, wo die Wiedereinsetzung in ihre Rechte? Hatte er ihren Feind auch nur nöthigen können, die Papiere heraus zu geben, von welchen er aus Odos Worten glauben mußte, daß sie für das Schicksal der Gräfin von Flandern von Wichtigkeit seyn mußten?

Die zweyte Person, deren Andenken sich unser Tempelherr nie ganz ohne Unruhe überlassen konnte, war Mathilde. — Wenn er sich sie in der Schönheit des angehenden jungfräulichen Alters dachte, wie er sie zuletzt sah, wenn er sich vorstellte, was sie nach ihren Anlagen, in einer Zeit von länger als zehn Jahren geworden seyn mußte, so entstand eine Bewegung in seiner Seele, die er sich selbst nicht zu erklären wuß-

te, die er aber nach seinem zarten Gewissen, bey einem geistlichen Ritter, der für nichts Gefühl haben sollte, als für Religion und Heldenmuth, für unrechtmäßig erkannte: und weil er nicht im Stande war Empfindungen von dieser Art zu unterdrücken, so trieb er lieber Mathildens Andenken so viel als möglich aus seiner Seele, und zürnte selbst mit seinen Träumen, die ihm das Bild dieses reizenden Mädchens nur gar zu oft mahlten. — Ungeachtet alles dieses innerlichen Kampfs, sehnte er sich doch mit allen Kräften seiner Seele nach ihr, und brachte oft ganze Stunden in der Einsamkeit zu, sich vor sich selbst zu rechtfertigen, und sich zu demonstriren, daß seine Neigung für Mathilden bloß brüderliche Freundschaft wäre, und daß ein Tempelherr gar wohl Freundschaft für ein schönes Mädchen haben dürfe. — Oft gelang es ihm, sich auf diese Art zu beruhigen, und nie besser, als wenn Geschäfte von Wichtigkeit von aussen dazu kamen, und ihn von allzuscharfem Nachdenken über sich selbst abhielten.

Dieses war auch jetzt der Fall. Sie hatten nun Italien betreten, und es war nöthig, ernstlich darauf zu denken, wie die Angelegenheiten der Christenheit mit gutem Erfolg könnten getrieben werden. — Auf Waltern, als den Vornehmsten unter den Begleitern des Großmeisters, kam viel bey diesen Berathschlagungen an; er hatte von den Gutgesinnten unter den Tempelherren, welche Arnolden nicht ganz trauten, den Auftrag, die Geschäfte der Christenheit selbst zu treiben, und sich nicht bey den Einrichtungen des Großmeisters, wenn sie nicht gut und zweckmäßig wären, zu beruhigen. Dieses war ein schwerer Auftrag, aber Waltern lag

die Sache der Religion zu sehr am Herzen, als daß er bey der Sorge für dieselbe schläfrig hätte sollen zu Werke gehen.

Der Patriarch, welcher die Zeit nicht erwarten konnte, sich von seinen lästigen Reisegefährten, den beyden Großmeistern und ihren Rittern zu trennen, und welcher aus Furcht, daß sie irgend etwas zu seinem Nachtheil vorbringen mögten, es lieber dahin gebracht hätte, daß sie gar nicht vor den Pabst gekommen wären, that in der ersten Berathschlagung den Vorschlag, daß man sich, um das Beste der Christenheit mit desto ausgebreiteterem Nutzen zu treiben, theilen müsse. Er für seinen Theil erbot sich, es bey dem Pabste durchzusetzen, daß er in allen christlichen Landen das Kreuz predigen lasse, und rieth, die beyden Großmeister mögten einer nach England und der andere nach Frankreich gehen, um die Gemüther der Könige und des Volkes, zum vorhabenden Kreuzzuge und zum Mitleiden gegen ihre bedrängten Brüder in Palästina vorzubereiten.

Die Absichten des Patriarchen bey diesem Vorschlage mögten seyn welche sie wollten, so war doch der Vorschlag selbst gut, und Roger von Mulinis, welcher blos um seiner heiligen Geschäfte willen nach Europa gekommen war, und alle Nebenabsichten verachtete, stimmte sogleich in Heraklius Meynung ein. Aber Arnold von Toroggio, welcher fürchtete, Heraklius möchte ihm beym Pabste Schaden thun, und der den Gedanken, den Patriarchen selbst zu stürzen, nicht aufgeben konnte, blieb dabey, daß er ehe er sich zu einer besondern Reise in die vorgeschlagenen Länder entschlösse, schlechterdings den Pabst sprechen, und ihm die Noth der

Christenheit selbst vortragen müsse. Walter und seine Gefährteten pflichten ihm nicht bey, aber da Arnolds Bewegungsgründe, die, wie er seine Ritter insgeheim versicherte, nichts als Furcht und Besorgniß wegen der Tücke des Patriarchen waren, untadelhaft schienen, so behielt der Wille des Großmeisters die Oberhand, und Heraklius mußte sich gefallen lassen, die Tempelherren zu Reisegefährten auf der Reise nach Verona zu bekommen, wo der Pabst damahls eine große Kirchenversammlung hielt.

Roger von Mulinis trennte sich gleich zu Brundisi von seinen Gefährten. Vom Patriarchen und den Seinigen nahm er sehr kalten Abschied, aber das Lebewohl, das er den Tempelherrn sagte, war etwas herzlicher: Lebt wohl Ritter! sagte er zu Arnold von Toroggio, indem er ihm treuherzig die Hand drückte, gebe Gott, daß wir uns glücklich in England oder Frankreich wiedersehen; aber wenn dieses geschehen soll, so müßt ihr euch nicht zu lange da aufhalten, wo der heimtückische Patriarch seinen Sitz aufschlägt. Ich ahnde nichts Gutes für euch. — Und euch, ihr Ritter, fuhr er fort, indem er sich zu den Tempelherren wandte, vornehmlich euch, Ritter von Montfarry, euch ermahne ich, sorgt für euren Großmeister, und trauet dem Patriarchen nicht zu viel. — Walter, welcher mit dem Großmeister der Hospitaliter einerley Meynung hatte, nahm sich diese Worte sehr zu Herzen, und ermangelte nicht, Arnolden in der Folge oft für dem genauen Umgange mit einem Manne zu warnen, den er haßte, und von dem er wiederum so herzlich gehasset ward; aber der Großmeister war zu gewohnt, alles, was Walter sagte, zu

mißbilligen, und in jedem seiner Worte, eine Spur von Obermacht, die er sich über ihn anmaßte, oder irgend etwas anders zu finden, das seinen Stolz beleidigte, als daß er ihm hätte Gehör geben sollen. Er fragte, was er glaubte, daß ihm Heraklius schaden könne? Und als Walter, dessen Furcht auf bloßen Muthmaßungen bestand, ihm keine bestimmte Antwort gab, so lachte er, und fand sich noch diesen Abend, Walters Warnungen zum Trotze, bey einem Gastmahle des Patriarchen ein, weil man, wie er sich ausdrückte, es mit diesem Manne nicht verderben, sondern äusserlich Freundschaft mit ihm halten müsse, um ihm heimlich desto sicherer zu schaden. Walter hatte einen Abscheu vor solchen Grundsätzen, und würde sich nie mit Heraklius eingelassen haben, oder zu einem von seinem Festen, die er häufig gab, gegangen seyn, wenn nicht Arnolds Sicherheit, für die ihn die Pflicht zu sorgen verband, ihn und die andern genöthigt hätte, ihn dahin zu begleiten. Heraklius hatte nun seine geistliche Demuth, die er bisher so meisterlich behauptete, gänzlich abgelegt. Er hatte nicht sobald italienischen Boden betreten, als er in der vollen Pracht eines weltlichen Fürsten erschien, und lange vor seiner Ankunft in Verona, von sich daselbst reden machte. Die Tempelherren machten eine so schlechte Figur neben ihm, daß sie von ihm abzuhängen, nur von seinem Gefolge zu seyn schienen. — Welches Wunder, daß der stolze Arnold dieses nicht bemerkte, ihn nach wie vor überall begleitete und bey allen seinen Festen war!

Der Pöbel fieng an, die Ritter für eine Art von Leibgarde zu halten, die der morgenländische Pabst

zum Staat oder zur Sicherheit um sich hätte. Wälter und seine Gefährten merkten dieses wohl, und schämten sich des; aber Arnold, vielleicht blos um ihrer Meynung entgegen zu handeln, blieb bey seiner angenommenen Lebensart, und begnügte sich, ins Geheim auf den Untergang des Patriarchen zu denken, dem er öffentlich freundliche Mienen machte. Je mehr sie sich Verona näherten, je näher hoffte der Großmeister zu seinem Zwecke zu kommen. Seine Absicht war, seinen stolzen Reisegefährten bey der ersten Audienz beym Pabste, oder lieber auf öffentlicher Kirchenversammlung zu beschämen, und sich dadurch für den Uebermuth zu rächen, den er jetzt von ihm erdulden mußte; aber sein Anschlag ward auf das schrecklichste vernichtet. —

Sie langten des Tages vor dem Osterfeste zu Verona an. Ihre Ankunft ward dem Pabste gemeldet und dieser ließ sie des andern Morgens zum öffentlichen Kirchgange, und dann zu Ablegung ihres Anbringens einladen. Heraklius lud diesen Abend noch den Großmeister und seine Ritter zu sich, um, wie er sagte, das Nöthige wegen der morgenden Audienz mit ihm abzureden. — Arnold wollte es, und man fand sich ungeachtet aller Gegenvorstellungen, die Walter machte, ein. —

Ich weiß nicht wie es war, ob Walter eine Ahndung hatte, oder ob er, wie einige versichern wollen, diesen Abend vor besonderer Nachstellung gewarnt war; genug, er beredete sich mit den Rittern, heute besonders auf der Hut zu seyn, und in alles, selbst in Speisen und Getränke, ein Mißtrauen zu setzen. Sie baten insgesammt den Großmeister, desgleichen zu thun und unter dem Vorwande, daß der Osterabend bey

ihrem Orden ein Fasttag sey, nichts von dem zu sich zu nehmen, was man ihnen vorsetzen würde. — Arnold versprach es mit genauer Noth, ob er es aber zu streng gehalten haben mag wie seine Ritter, welche auch sogar nichts von dem abgekochten Wasser kosteten, das man ihnen zu Ehren ihres Fasttages vorsetzte, das weiß ich nicht. Soviel ist gewiß, daß der unglückliche Arnold von Toroggio des Morgens, als ihn die Tempelherren zur Messe abholen wollten, todt im Bette gefunden ward. Seine Waffenträger schliefen in seinem Gemach, und die Ritter rund um ihn her, daß also alle Gewaltthat unmöglich war. An dem Leichnam konnte man kein Merkmahle sehen, die sich nicht eben sowohl auf Schlag als auf Vergiftung hätten deuten lassen, und die entseelten Körper zu öffnen, war damals noch nicht so gebräuchlich wie jetzt. Den Patriarchen, auf welchen sie alle muthmaßten, etwas zu beschuldigen, war unmöglich; wo waren die Beweise? Und diente nicht das selbst zu seinem Vortheil, daß die Tempelherren sich des vorigen Abends unter dem Vorwande eines Fasttages geweigert hatten, etwas bey ihm zu sich zu nehmen? Wer hatte es gesehen, ob Arnold dieser Weigerung ungeachtet doch etwas gegessen oder getrunken habe?

Man wandte alle Mittel an, den Großmeister zu sich selbst zu bringen; man überlegte, als dieses umsonst war, die eben angezeigten Dinge hin und her, der Schuß fiel endlich dahin aus, daß man sowohl aus Mangel an Beweisen, als auch um alle Weitläuftigkeit zu verhüten, und der abendländischen Christenheit nicht gleich anfangs durch Zwistigkeiten und so schreckliche Beschuldigungen, als

Vergiftung gewesen seyn würde, ein Aergerniß zu geben, seine wahren Gedanken verschweigen, und diese Sache der Rache des Himmels befehlen wolle.

Was indessen der Tod des Großmeisters für Unruhe und Aufsehen erregte, was für boshafte Winke Heraklius wegen der Ursach desselben gab, wie unsere Ritter genöthigt waren, sich durch einen Eid von allem Verdacht, der auf sie fiel, zu reinigen, dieses weitläuftig zu erzählen, werden mir meine Leser erlassen. Es ist ein mühseliges Geschäft, den Kampf der Unschuld mit falschem Verdachte zu schildern; es ist fürchterlich, sich die Möglichkeit lebhaft zu denken, daß oft die Wahrscheinlichkeit so ganz wider den Schuldlosen seyn kann, daß er mit Mühe im Stande ist, seine Sache vor dem gerechtesten irdischen Richter glücklich auszuführen, daß er hier oft unterliegt, und seine Rechtfertigung nur vom großen Weltrichter erwarten darf. Dieses letzte war indessen nicht der Ausgang von der Sache der Tempelherren; der Pabst untersuchte alles mit der äussersten Strenge, und fand unsre Ritter so unschuldig, daß er ihnen mit Widerwillen, und nur auf ihre eigene dringende Bitte, den Eid zuließ, es selbst über sich nahm, Arnolds Tod auf die beste Art nach Palästina berichten zu lassen, und Waltern zum Stellvertreter des Großmeisters in Europa ernannte, bis der Orden andere Verfügung deswegen getroffen haben würde. Was den Patriarchen anbelangt, so wurde er nach einer geheimen Unterredung, die Walter und Konrad von Stauffen, nachdem sie schon völlig losgesprochen waren, mit ihm hielten, so sanft und gefällig, daß er es gar nicht mehr Wort haben wollte, daß er der erste war, der

Anlaß zu dem schrecklichen Verdachte gab, dessen sich die Ritter so völlig und zur Zufriedenheit einer ganzen Kirchenversammlung entbrochen hatten, und daß er bis auf den letzten Augenblick durch tausend Kabalen ihre Lossprechung zu hindern gesucht hatte. — Was es für Worte gewesen seyn mögen, die der heldenmüthige Walter und der wilde Konrad dem ehrwürdigen Herrn ans Herz legten, um seine hämische Bosheit zur Ruhe zu bringen, hat man nie erfahren können; vermuthlich war es Furcht, seine Unthaten aufgedeckt zu sehen, die ihn so vollkommen mit denen aussöhnte, an deren Untergang er bisher gearbeitet hatte; genug er war ganz auf der Seite der Tempelherren, nannte sie seine lieben Söhne, und gab ihnen, als sie ihre Geschäfte beym Pabste geendiget hatten und Verona verließen, seine Absolution und seinen väterlichen Segen, ohne daß sie eins von beyden erbethen hätten.

Vierzigstes Kapitel.

Welches beweist, daß Walter sich besser ins Kloster, als an den Hof schickte.

Wer es je empfunden hat, was ein edles großes Herz bey falschem Verdacht leidet, und sollte es auch denselben bis auf den Grund haben zernichten kön-

nen, der stelle sich vor, wie Waltern bey den Beschuldigungen, die er und seine Gefährten zu Verona erdulden mußten, so völlig sie auch gehoben waren, zu Muthe gewesen sey. Sein Leben hätte er hingegeben, wenn er es hätte ungeschehen machen können, daß man es gewagt hatte seinem Charakter einen solchen Flecken anhängen zu wollen, und der bloße Gedanke an diese Geschichte, war lange nachher noch im Stande, ihn ganz ausser sich zu setzen.

Seine Ritter beschleunigten die Reise nach Frankreich, welche Walter sich vorgenommen hatte, da die Hospitaliter nach England gegangen waren, und hofften an König Philipps fröhlichem Hofe, Zerstreuung für ihres Anführers gekränktes Herz zu finden. Aber wie sehr hatten sie sich geirrt! Konnten die Vergnügungen, wie sie damahls in Frankreich Mode waren, Erhohlung für eine Seele, wie die Seele unsers Helden seyn? — Walter fand zu wenig Geschmack an allem, was er zu Rouen sahe und hörte, als daß er sich nur einen Augenblick dabey hätte aufhalten sollen; er trieb sein Hauptgeschäft mit Eifer, hatte aber weniger Fortgang darinne, als er erwartet hatte — König Philipp, ein würdiger Nahmensbruder des hochgepreißten Philipps von Flandern, hatte mehr zu thun, als an das Beste der Christenheit zu gedenken. Die Angelegenheiten des Königs von England und seiner Söhne, die er in steter Unordnung erhalten mußte, beschäftigten jetzt seine ganze Seele. Zween dieser unglücklichen Prinzen, die er zu Werkzeugen brauchte, den König von England zu kränken und zu beunruhigen, waren bereits dahin, der eine durch Krankheit, der andere im Turnier, und er gieng

jetzt eben mit Anschlägen um, auch den dritten, den edeln treflichen Richard, auf den Weg seiner Brüder zu leiten, und wider seinen Vater aufzubringen. Alles was nicht in diese Hauptangelegenheit seines bösen Herzens einschlug, fand wenig Eingang bey ihm, und man kann also denken, ob Walter mit seinen Vorschlägen zum Kreuzzuge viel Gehör bey ihm fand.

Die Prinzessin Alice, des Königs Schwester, eine Dame, welche die Welt bis aufs äusserste liebte, und ihre Vergnügungen bis auf die Hefen genoß, hörte nicht sobald von der Ankunft der Tempelherren, oder vielmehr, sie sahe sie nicht sobald in aller ihrer Heldenschönheit, als sie einen gewaltigen Trieb zur Andacht in sich spürte, sich zu einer mächtigen Beförderin der Angelegenheiten der Christenheit aufwarf, und mit Waltern und seinen Rittern sehr gern über dieselben konferiren mogte. Aber unsere Ritter mußten ihren Einfluß in die Entschließungen des Königs nicht für kräftig halten, oder sie mußten sich schämen, mit Weibern über männliche Angelegenheiten zu Rathe zu gehen, oder was ihnen sonst bey Alicen nicht anstand, genug sie gaben sich weder mit ihr noch ihren Damen ab, wurden von ihnen für Barbaren, für rohe ungesittete Menschen, für wilde Thiere gescholten, und wandten sich, da sie sahen, daß zu Rouen so gar nichts auszurichten war, zum Bischof Wilhelm von Tyre, durch dessen Vermittelung es ihnen endlich glückte, den König von Frankreich zu einem guten Entschlusse für die bedrängte Kirche im Orient zu bringen.

Bischof Wilhelm kannte seinen König und die Triebfedern, wodurch er in Bewegung zu setzen war;

er wußte wo Eigennutz und hämische Bosheit nichts zu thun hatten, da wirkte noch am ersten der Ehrgeiz. Wilhelm redete mit dem Könige, und er hatte ihm kaum einigemahle mit Nachdruck vorgestellt, daß Kaiser Friedrich Völker nach dem heiligen Lande schickte, daß sogar sein Feind, der König von England, dergleichen zu thun gesonnen sey, so fiel es ihm aufs Herz, daß er, der eben so viel, wohl noch mehr sey, als der Kaiser und der König von England, diesen beyden nicht nachstehen dürfe, und er bewilligte den Tempelherren in dem Eifer, der ihn bey diesem Gedanken ergriff, eine Volkshülfe, welche die Sarazenen allein aufgerieben haben müßte, wenn sie vollkommen so geleistet worden wäre, als sie versprochen ward. Bischof Wilhelm, welcher schon wußte, was hier etwa abzurechnen wäre, verbürgte sich bey Waltern für die Hälfte des Versprochenen, und dieser, zufrieden mit dem, was er ausgerichtet hatte, schickte sich nebst seinen Rittern zur Abreise.

Wohin diese Reise gehen sollte, werden meine Leser beynahe errathen. Nach England, wohin sein ganzes Herz sich neigte, nach dem glücklichen Lande, welches ihm die Freude des Wiedersehens kennen lehren, ihm seinen Blondel, seine Mathilde und die Gräfin von Flandern in die Arme liefern sollte; nach dem Lande, das er als das Land seiner Geburt kannte, wo er Vater und Brüder hatte, die er kennen lernen mußte, wo das Grab seiner Mutter war. Seiner Mutter! — Seine ganze Seele bewegte sich, wenn er an sie dachte, und zu den zärtlichen Empfindungen, die ihm der Nahme Rosemunde Klif-

ford erregte, gesellten sich schreckliche Gedanken der Rache, blutiger Rache an ihren Mördern.

Dieses waren die Bande, die sein Herz nach England zogen, ein Land, das er auch ausserdem mit seinen Rittern hätte besuchen müssen, um das, was die Hospitaliter daselbst ausgerichtet hatten, vollends zu Stande zu bringen, sich dann mit ihnen zu vereinigen, und in ihrer Gesellschaft nach Palästina zurück zu kehren.

Walter war schon im Begriff diese so lang gewünschte Reise anzutreten, als ihm der Bischof von Tyre zu verstehen geben ließ, es würde gut seyn, wenn er sich noch einige Zeit in Frankreich aufhielte, um König Philippen sein gethanes Versprechen in frischem Andenken zu erhalten; wenigstens mögte er sich nicht eher entfernen, bis man sehe, daß der König Anstalt zur Werbung der versprochenen Völker machte. Walter mußte sich diesen Aufschub gefallen lassen, aber der französische Hof mit seinen Lustbarkeiten, und Prinzessin Alice, die regierende Schönheit, und König Philipps Majestät mit allem was ihn umgab, war ihm so widerlich, daß er sich entschloß, die Zeit der Erwartung, die er noch aushalten mußte, in ganz kurze Erinnerungsbesuche beym Könige, und in kleine Reisen einzutheilen, die er sich während seines Aufenthalts in Europa zu thun vorgenommen hatte. Es war seine Schuldigkeit, die Tempelherren zu Barzelona zu besuchen, welche daselbst auf einem Schlosse ihren Sitz hatten, das Graf Raimund Berengar ihnen geschenkt hatte, und an welche er verschiedene Aufträge von dem Orden hatte. Gern hätte er den Hof König Alphonsus von Arra-

gonien, den Hauptsitz der Troubadurs und eben so gern den Hof zu Marseille besucht, wo er in seinen ersten Jünglingsjahren so freundschaftliche Aufnahme fand, und den er, wie wir wissen, fast ohne genommenen Abschied verließ. Aber vor allen andern lagen ihm seine geliebten Mönche auf den stöchadischen Inseln am Herzen; er hatte, als er sich von ihnen trennte, versprochen, sie zu besuchen, und er freute sich, daß er sich nun den guten Vätern in gegenwärtigem so ruhmvollen Stande zeigen konnte. Er besorgte keine Vorwürfe von dem frommen Abte, daß er das Klosterleben aufgegeben hatte, denn der Stand eines Helden, der für das Beste der Christenheit sein Leben aufopferte, mußte selbst diesem heiligen Greise, so sehr er auch für seine Lebensart eingenommen war, vorzüglich scheinen.

Walter fand so viel Vergnügen in der Vorstellung die Gegenden wieder zu sehen, wo er so manche traurige und frohe Stunde verlebt, wo er den ersten festen Gedanken gefaßt hatte, das zu werden, was er jetzo war, daß er sich entschloß, unter allen Orten die er sehen wollte, die stöchadischen Inseln zuerst zu besuchen.

Ein einziger Umstand hielt ihn noch kurze Zeit zu Rouen auf, es war das Gerücht von der Ankunft des englischen Prinzen Richard. Walter hatte so viel von ihm gehört, daß er begierig ward, ihn zu kennen; aber der lange Aufschub seiner Erscheinung, und ein gewisses Vorurtheil, das wider ihn in seinem Herzen Platz nahm, wenn er bedachte, was dieser Prinz durch König Philipps Verführung werden könnte, oder vielleicht schon geworden wäre, schwächte sein Verlangen

nach seiner Bekanntschaft, und er trat nebst seinen Rittern die vorgesetzte Reise ohne weitere Verzögerung an.

Ein und vierzigstes Kapitel.

Auch der Hof zu Marseille wird dem Kloster zu Liebe verlassen.

Meine Leser haben Waltern schon mehr auf Reisen begleitet, und sie wissen, daß es meine Art ist, ihn sehr geschwind an Ort und Stelle zu bringen; ich werde mich auch diesesmahl derselben bedienen, denn die Abentheuer, die ihm unterwegens begegneten, die Beschreibungen der Wege, die er nahm, und die Bemerkungen die er machte, sind theils unerheblich, theils würden sie mir den Platz zu Begebenheiten hinwegnehmen, die sich unter meiner Feder häufen, und die ich erzählen muß, wenn ich der Welt die Schicksale meines Helden nicht unvollständig liefern will. Vielleicht entschließe ich mich, das, was Waltern auf seinen bisherigen und folgenden Reisen begegnete, einmahl unter dem Titel: Reisen und Bemerkungen eines Tempelherrn, oder Beyträge zur Geschichte des zwölften Jahrhunderts, heraus zu geben; ein Nahme, welcher wenigstens in vorigen Zeiten, da jedermann

reiste, jedermann Bemerkungen machte, schon im Stande gewesen seyn würde mein Buch zu heben.

Walter langte in der Gegend von Marseille an, und obgleich seine Absicht war, den Hof des Vikomte von Barral diesesmahl vorüber zu gehen, so war es doch unmöglich, daß ein Mann wie er jetzt war, mit einem Gefolge wie das Seinige unbemerkt durchkommen konnte.

Die schöne Grasende, zwar jetzt um zehen Jahr weniger schön als da sie unser Held zum erstenmahle sahe, war noch immer eine so große Liebhaberin des Schönen und Vortreflichen wie damahls, und suchte Personen, die von diesen Eigenschaften etwas an sich hatten, noch eben so gern an ihren Hof zu ziehen. Man hörte zu Marseille, wo man alles in dem Augenblicke hörte da es geschahe, nicht sobald von der Ankunft der Tempelherren, von denen bisher in ganz Frankreich so viel gesprochen worden war, als der Vikomte von Barral sich mit seiner ganzen Hofstatt aufmachte, sie einzuholen.

Walter durfte der verbindlichen Einladung nicht widerstehen, und sahe sich also genöthiget, die stöchadischen Inseln auf eine kurze Zeit aus den Gedanken zu lassen. — Drey glückliche Tage lebte er an dem Orte, wo er den ersten Grund zu ritterlichen Uebungen legte, wo er die ersten Proben von dem gab, was er einmahl werden würde. Hätte ihn sein Nahme auch nicht verrathen, so wäre es ihm doch unmöglich gewesen, sich dem würdigen Vikomte und seiner schönen Gemahlin zu verbergen, denen er so viel zu danken hatte; aber es war hier keine Entdeckung nöthig. — Die schöne Grasende hörte nicht so bald beym Em-

pfange den Nahmen Walter von Montbarry nennen, als sie ihn fester ins Auge faßte, und mit einem Tone, aus dem Verwunderung und Freude sprach, ausrufte: Walter von Montbarry? der schöne Jüngling, der uns im Pilgerkleide verließ, ohne denen, die ihn so sehr liebten, das letzte Lebewohl zu sagen?

Walter wurde von diesem sanften Vorwurfe gerührt, er faßte die Hand der schönen Grasende, setzte ein Knie auf die Erde, und sprach mit einem Blicke, in dem die Thräne der Dankbarkeit blinkte: O ihr! die ihr mir ehemahls Mutter waret, verzeihet dem, der sich mit Gewalt von einem Orte losreißen mußte, wo er in Gefahr war, sich durch die sanftesten Bande von seiner Pflicht zurück halten zu lassen.

Die Vikomtesse schien froh zu seyn, daß ihr der Mutternahme, den ihr Walter beylegte, und der sonst nicht allen schönen Damen gefällig ist, das Recht gab, die Freude, die sie über ihren Gast hatte, völlig ausbrechen zu lassen. Sie schloß ihn in ihre Arme, nannte ihn ihren Sohn, und bat ihn, seinen ehemahligen Fehler nun durch einen desto längern Aufenthalt zu Marseille wieder gut zu machen.

Meine Leserinnen schütteln den Kopf über Grasendens Liebkosungen, womit sie den Tempelherrn beehrte, und ziehen vielleicht in Gedanken eine Parallelle zwischen ihr und der französischen Prinzessin Alice; aber sie thun der guten Vikomtesse unrecht, wenn sie hier etwas von der Art vermuthen, wie es zu Rouen Mode war. Es ist wahr, man liebte zu Marseille die Galanterie, man wußte Schönheit und Vortreflichkeit zu schätzen, aber die Neigung, womit man diese Eigenschaften beehrte, war von einer edleren Art,

als die, welche man an König Philipps Hofe kannte. Rouen war der Sitz der Ausgelassenheit, und Marseille hingegen der Ort, wo das, was man Chevallerie nannte, in der höchsten Vollkommenheit herrschte; Tugend und Miene in gleich hohem Grade. Schönheit ward daselbst bis zur Vergötterung geschätzt, und Tapferkeit und Dichtkunst stritten um den Vorzug, welche ihr die größten Opfer bringen konnte.

Auch männliche Schönheit und Tugend blieb nicht unbemerkt, und die Damen, vornehmlich die, welche schon die ersten Jugendjahre zurückgelegt hatten ohne ihre Reize zu verlieren, scheuten sich nicht, sich für Bewunderinnen derselben zu bekennen; aber sie äusserten ihre Neigung zu denen, die sie schätzten, auf die edelste Art. Freundschaft, Unterricht in den Gesetzen der Chevallerie, und mütterlicher Vorsorge war es, was ihren Günstlingen von ihnen zu Theil ward, und diese Gunstbezeugungen wurden ihnen von den Rittern mit mehr als kindlicher Zärtlichkeit, und mit dem ausgesuchtesten Bestreben ihnen Freude zu machen und Ehre zu erzeigen, vergolten. Kein Gemahl ward über Verbindungen von dieser Gattung eifersüchtig, denn alles blieb so in den engsten Schranken der Tugend und des Wohlstandes, daß nur die Lästersucht, welche in der Ferne von dem Tone, der zu Marseille herrschte, sprechen hörte, ohne selbst Zeuge zu seyn wie alles zugieng, etwas darauf zu sagen haben konnte.

Dieses Bestreben zu gefallen, diese gegenseitigen Zuneigungen und Bündnisse, welche hier durchgängig herrschten, und deren sich niemand schämte, machten Marseille zu einem so reizenden Aufenthalte, daß

mich meine Leser wohl nicht strafen werden, daß ich vorhin sagte, Walter habe hier glückliche Tage verlebt. Sie verstrichen nur gar zu bald, und reichten kaum zu, daß unser Ritter der schönen Grafende und seinen andern Freunden und Freundinnen so viel von seiner Geschichte erzählen konnte, als ihnen zu wissen nöthig war. Er drang auf seine Abreise, und machte durch seine Eilfertigkeit, daß er erst auf den stöchadischen Inseln eine Nachricht erhielt, die ihm von der äussersten Wichtigkeit war, und die er zu Marseille eben so gut hätte erfahren können, wenn er seinen Freunden Zeit gelassen hätte, ihm alles zu sagen, was sie für ihn auf dem Herzen hatten.

Der Vikomte von Barral, wollte Waltern auf die Insel des Klosters begleiten, aber er verbat es, weil sein vornehmstes Vergnügen darauf beruhte, diesen Ort ohne Zwang, und ganz in der Einsamkeit wieder zu sehen, in der er ihn ehemahls gekannt hatte, ganz den Umgang der ehrwürdigen Mönche, und der redlichen Landleute so zu geniessen, wie er ihn vormahls genoß. Um diesen Entzweck völlig zu erreichen, hätte er lieber auch seine Ritter von sich entfernt, wenn er nicht endlich ihren Bitten hätte nachgeben müssen.

Zwey und vierzigstes Kapitel.

Walter besucht einen Ort, den er nie so schön und ruhig wieder sehen wird.

Wollte ich meine Leser mit den Gefühlen unterhalten, die Walters Herz bey seiner Ueberfahrt nach dem Kloster einnahmen, so hätte ich Gelegenheit manche Seite mit Dingen zu erfüllen, die vielleicht nicht allen verdrüßlich zu lesen seyn würden; aber ich übergehe sie mit Stillschweigen. — Derjenige, welcher sich die Lage, in der unser Ritter diese Insel zum erstenmahl betrat, lebhaft denken, und dasjenige, was ihm seit dieser Zeit begegnet war, und wahrscheinlich noch bevorstand, dazu rechnen kann, der wird seine Empfindungen am glücklichsten errathen. — — —

Es war eine feyerliche, stille, gedankenvolle Stunde, die er auf dieser kurzen Reise zubrachte. — Um ihn her saßen seine Ritter, und weideten sich an den Schönheiten, mit welchen die Natur hier so verschwenderisch geschmückt ist. Die gränzenlose Aussicht ins Meer, die Pracht des Morgenhimmels, der sie umwölbte, und die lachenden Gegenden der zauberischen Inseln, die sich ihnen immer mehr nahten, waren Gegenstände, die auch den, der schon mehr Schönes gesehen hatte, entzücken konnten. Walter saß unter ihnen, bald mit tief ins Meer gesenkten, bald dankbar

zum Himmel erhobenen Blicken, bald mit einem stillen Lächeln, bald mit einer verhaltenen Thräne im Auge, und kein Laut als das Rauschen des Schiffs unterbrach die Stille. Sie stießen ans Land. Der Flor, in dem die ganze Gegend vor ihnen lag, und die blühenden Gesichter der arbeitenden Landleute, zeigten Waltern, wie vollkommen das Elend, daran er vormahls auf dieser Insel mit Theil nahm, verschmerzt war. Er gab sich vielen von denen zu erkennen, die ihm begegneten, und keiner war, der sich nicht mit Entzücken seines ehemahligen jungen Wohlthäters erinnert hätte. Sie erhuben ein allgemeines Freudengeschrey. Mancher, den er hier als Knabe von seinem Alter gekannt hatte, trug ihm seine Kinder entgegen, und mancher, der schon vor zehn Jahren ein Greis war, schlich am Stabe herbey, und freute sich, lang genug gelebt zu haben, um des geliebten Walters Wiederkunft zu sehen. Die Tracht, welche Walter und seine Gefährten trugen, und welche in der That etwas Großes und Majestätisches hatte machte zwar anfangs die guten Leute schüchtern, aber die freundliche Herablassung der Ritter, und der trauliche Ton, in welchem sie mit ihnen sprachen, verbannte bald alle Zurückhaltung. Einige unterhielten sich mit Walters Begleitern, und die meisten drängten sich um ihn selbst, und befleißigten sich, ihm tausend Dinge von ihren Privatschicksalen, und dem Zustande der Insel zu sagen, wovon sie Wunder dachten, wie wichtig sie ihm seyn müßten. Er hörte alles mit leutseliger Theilnehmung an, und bewies durch mancherley Fragen, daß ihm die höhere Sphäre, in

der er jetzt lebte, nicht das Andenken an vergangene Dinge benommen hatte.

In Gesprächen von dieser Art waren sie schneller bey dem Kloster angelangt, als sie gedacht hatten. Walter klopfte an die bekannte Pforte, und sie wurde auf die gewöhnliche Art eröffnet. — Er fragte nach dem Abte, und der Mönch, welcher ihn und die Seinigen einließ, zuckte die Achsel. Ihr müßt verzeihen, Herr! sagte er mit einer Demuth, die durch das herrliche Ansehen der Ankommenden noch vermehrt ward, ihr müßt verzeihen, daß unser Abt euch nicht selbst empfängt, aber seine Jahre! — —

Waltern traten die Thränen in die Augen. Er rechnete nach, daß der Abt, wenn es noch sein ehemahliger Freund wäre, wenigstens vier und neunzig seyn müßte, und sein Herz brach ihm, wenn er sich den schwachen entkräfteten Zustand vorstellte, in dem er ihn vielleicht wieder finden würde. Er bat, man mögte ihn und seine Gefährten zu ihm führen.

Er fand den ehrwürdigen Greis in seiner Zelle an der Seite eines andern Mönches sitzen, den er erstes Blicks für Hunbergens ehemahligen Diener Paul erkannte, für den, der ihn zuerst auf diese Insel gebracht, und der bey seiner zweyten Ankunft auf derselben, das Klosterleben erwählt hatte.

Mein Vater, sagte der Tempelherr, indem er sich dem Abte langsam näherte und seine Rechte auf die gefalteten Hände des Greises legte, kennt ihr euren Walter noch? Walter? wiederholte der Abt, indem er sein gesenktes Haupt ein wenig aufrichtete, o ja ihr seyd es, mein Herz sagt es mir, obgleich meine Augen eure Gestallt kaum mehr erkennen.

Gott! ists möglich? ists möglich, daß ich euch wieder sehe? — O mein Sohn! mein Lebensretter! setzt euch an meine Seite, damit ich euch bewillkommen kann, ihr sehet, ich bin sehr schwach. — Diese und andere mit gebrochner kaum hörbarer Stimme gesprochenen Worte, bewegten Walters ganze Seele. Er zog sich einen Sitz an die Seite des Greises, drückte und küßte seine Hände, und konnte vor Rührung lange kein Wort sprechen. Paul, dessen kaltes Herz sich bey dem Anblicke von Hunbergens Pflegesohn auch ein wenig erwärmte, fieng nun an, Walters Bewillkommung mit dem Abte zu theilen. Die Neuigkeit von der Ankunft der Fremden breitete sich bald im ganzen Kloster aus, und unser Ritter sahe sich, als er mit seinen beyden alten Freunden endlich zu deutlichern Fragen und Antworten gekommen war, als die erste Freude des Wiedersehens verstattet hatte, von der ganzen Zahl der Mönche umringt, welche das Kloster enthielt. Er fand unter denselben noch einige von seinen vorigen Bekannten, die ihn gleichfalls väterlich bewillkommten, und den Tag segneten, der ihnen eine solche Freude mitgebracht hatte. — Alles war im Kloster geschäftig die Fremden so gut als möglich zu bewirthen, indessen Walter vor allen Fragen, die ihm seine alten Freunde vorlegten, kaum zu Athem kommen konnte.

Der Abt war der erste, welcher Rechenschaft wegen seiner Kleidung von ihm forderte, und das, was er darauf erfuhr, gab ihm und seinen Mönchen so viel Stoff zu neuen Fragen, so viel Stof zu Lob, Freude und Verwunderung, daß dieser Tag vergieng, ohne daß man es gewahr wurde, und ohne daß man

sich den zehenten Theil von dem gesagt hatte, was man sagen wollte.

Walter hatte beschlossen, acht Tage im Kloster zu bleiben, und die guten Väter hatten also volle Zeit, sich an seinem Umgange zu ergötzen, und aus seinem Erzählungen Stoff zu Gesprächen auf ganze Jahre für ihr Kloster zu sammeln.

Unter den mancherley Bildern voriger Zeiten, die Waltern in diesen Aufenthalt seiner ersten Jugendjahre, mit doppelter Stärke vorschwebten, besuchten ihn keine fleißiger als Hunbergens und Mathildens; aber von ihnen zu sprechen, enthielt er sich vielleicht auch darum, weil er nicht hoffen konnte, hier jemand zu finden, der ihm etwas von ihnen sagen könnte. — Paul war der erste von ihnen beyden, der in einem ihrer Gespräche ihre Nahmen nannte. — O Ritter! rief er aus, warum seyd ihr nicht vor zwey Jahren um diese Zeit gekommen, als die Gräfin von Flandern bey uns war, euch noch in unserm Kloster vermuthete, und euch bey uns besuchen oder abholen wollte Hunberga? wiederholte Walter. Ja ja, die Gräfin von Flandern, sagte der andere. Sie verließ unsere Insel, um sich mit Mathilden, welche sie begleitete, nach Brignolle in das Kloster de la Celle zu begeben. O wie trauerten sie, als sie euch hier nicht fanden, und wir ihnen sogar keine Nachricht von euch zu geben wußten!

Eine Nachricht wie diese, war zu wichtig, als daß Walter nicht genauer nach derselben hätte fragen sollen, aber was er erfuhr, war nicht vielmehr, als die Wiederhohlung, daß er sich, ohne es zu wissen, ganz in der Nähe von seinen liebsten

Freun-

Freundinnen, nur durch wenige Meilen von ihnen getrennt befand, eine Bothschaft, welche ihm eine Empfindung verursachte, die schlechterdings nicht zu beschreiben ist; es war, als hübe er sich auf Flügeln empor ihnen zuzueilen, als sähe er sie schon vor sich, spräch mit ihnen wie vordem, und die ganze lange Zeit der Trennung wäre vor seinen Augen vernichtet, der gegenwärtige Augenblick hienge unmittelbar mit demjenigen zusammen, da er sie zuletzt sahe. Eine höchst sonderbare Empfindung, die denenjenigen nicht unbekannt ist, die einesmahls da, da sie es am wenigsten dachten, diejenigen wiedersahen, oder Hoffnung bekamen sie wiederzusehen, an denen ihre ganze Seele hieng.

Ich weiß nicht, ob nach dieser Post etwas vermögend gewesen seyn würde, Waltern länger auf der Insel zu halten, wenn nicht ohnedem die versprochenen acht Tage verflossen gewesen wären. Er hatte nichts mehr zu thun, als sich des andern Tages nebst seinen Rittern zu Schiffe zu setzen, und die Insel zu verlassen; wir aber, die wir eben so eilig sind ihn an den Ort seiner Wünsche zu bringen, als er denselben zu erreichen, übergehen seinen Abschied von dem Abte, den Mönchen, den Landleuten und Ufos Grabe, ohne einmahl zu erwähnen, daß er fast bey jeden, wovon er sich trennte, hätte sagen können: Zum letzten Mahl!

Drey und vierzigstes Kapitel.

O Wiedersehn! Vorschmack ewiger Freuden nach letzter Trennung.

Wie soll ich die Gemüthsfassung beschreiben, mit welcher Walter die Reise nach den Geliebten seines Herzens antrat! Freude, entzückende Freude war es, was er fühlte, aber mit einer gewissen Angst verbunden, die sich meine Leser aus demjenigen erklären können, was ich ihnen in einem der vorigen Kapitel, von seinen Empfindungen beym Andenken an Hunbergen und Mathilden, gesagt habe.

Die Gräfin von Flandern, sie, die des glänzendsten Schicksals würdig gewesen wäre, im Kloster wieder finden; nicht im Stande seyn, ihr das zu vergelten was sie an ihm that, und wodurch sie sich zum Theil ihr Unglück zuzog; — Mathilden wieder finden; in Gefahr stehen, da ihr Andenken ihm schon Unruhe genug machte, nun vollends durch ihren Anblick in einen Zustand versetzt zu werden, welcher so wenig mit dem Stande eines geistlichen Ritters zu vereinigen war! — Hätte Walter den Orden den er trug, nicht so sehr geliebt, er wäre bey Betrachtungen von dieser Art in Gefahr gewesen, den Entschluß, ein Tempelherr zu werden, zu verwünschen, da ihm die-

ser Stand noch so wenig zu Erreichung seiner vorgesetzten Endzwecke geholfen hatte, und ihm doch die liebste Hoffnung seines Herzens, Mathilden einst zu besitzen, vernichtete; ein Wunsch, eine Hoffnung, deren er sich in den ersten Jahren die er im gelobten Lande zubrachte, kaum bewußt war. Seine damahlige große Jugend, das Bestreben nach Ehre, und die Hindernisse, die ihm bey Erlangung des Ordenskreuzes in den Weg gelegt wurden, unterdrückten diese Gefühle; aber sie lagen immer in seinem Herzen, erwachten, so wie er an Jahren zunahm, und ein fester gegründetes Glück ihm mehr Muse zum Nachdenken gab, mit doppelter Lebhaftigkeit, und erreichten einen immer höheren Grad, je näher er dem Orte kam, wo Graf Raimunds schöne Tochter sich aufhalten sollte. Oft kam es ihm jetzt bey diesen Gedanken in den Sinn, sich der Freyheit zu gebrauchen, welche den Tempelherren unter gewissen Bedingungen nicht ganz versagt war, mit Vergünstigung des Pabsts, das Ordenskreuz niederzulegen, und als weltlicher Ritter zu leben; aber er verwarf solche Gedanken mit Unwillen, sein Herz hieng fast so stark an seinen Orden, als an seiner Geliebten, und es ward ihm so schwer unter beyden zu wählen, daß er sich des Nachdenkens über diesen Gegenstand gänzlich entschlug, und seine meiste Ruhe in der Vorstellung fand, daß er ja Mathilden im Kloster, und also vermuthlich als Nonne wiederfinden würde; daß auf diese Art eine nähere Vereinigung mit ihr, auch von ihrer Seite unmöglich gemacht würde, und ihnen folglich nichts mehr übrig blieb, als eine geistliche Liebe, oder ein gewisser höherer Grad von zärtlicher Freundschaft, wel-

che weder das Gelübde des einen noch des andern verletzen könnte.

Mit Betrachtungen dieser Art, setzte er seine Reise nach Brignolle fort, und brachte sie zu Ende. — Seine Ritter hatte er entlassen, um die Geschäfte des Ordens bey den Tempelherren zu Barzellona auszuſuchten, und er langte also ganz einsam vor dem Kloster de la Celle an.

Dieses Kloster war keines von den strengsten, und der Ritter fand also wenig Schwierigkeiten eingelassen zu werden; auch hätte er, wenn man nicht so bereitwillig gewesen wäre, die Pforten zu öffnen, nichts weiter zu thun gehabt, als den Namen seiner Freundin, der schönen Grasende von Barral zu nennen, deren Mutter, die Gräfin von Provence, die mit ihrer Tochter gleichen Namen führte, Aebtissin dieses Klosters war, und welche einen Ritter, der sich rühmen konnte, ihrer Tochter bekannt zu seyn, nicht würde haben abweisen lassen. Man ließ ihn ohne Weitläuftigkeiten ein, und Hunberga erfuhr nicht so bald, daß ein Tempelherr nach ihr frage, als sie mit aller der Ehrerbietung erschien, die man diesem Orden zu erzeigen pflegte.

Walters ganzes Herz bewegte sich, als er seine Pflegemutter, von welcher er nur ein Jahr hatte abwesend seyn sollen, und von der ihn das Schicksal auf so lange Zeit getrennt hatte, wiedersahe. — Hätte er seinen ersten Bewegungen gefolgt, er wäre ihr entgegen gestürzt, hätte sich zu ihren Füßen geworfen, sie in seine Arme geschlossen, oder wenigstens ihre theure Hand tausendmal an seine Lippen gedrückt; aber das neidische Gitter, und die Ehrfurcht, die man

einer Klosterfrau schuldig ist, verhinderten Ausdrücke von dieser Art.

Hunberga erschien in geistlicher Tracht, und diese gab ihrer Schönheit, welche unverwelklich zu seyn schien, ein hinreißendes Ansehn. Die Kleidung der Nonnen de la Cella war ganz weiß mit einem breiten goldnen Gürtel, und einem rothen Kreuz auf der Brust; eine Tracht, welche dem Tempelherrn um so viel mehr auffiel, weil sie eine große Aehnlichkeit mit der Seinigen hatte, selbst der goldene Ring, welchen diese Damen wegen des Namens Verlobte des Herrn, den sie führten, tragen durften, kam mit dem, den er als Ritter trug, überein, und der ganze Unterschied bestand in dem Schnitt der Tracht, und in dem feinen Schleyer, der die Gestalt der Nonnen bis auf die Knie bedeckte; eine Hülle, die so leicht und ätherisch war, daß sie zu nichts diente, als die geistvollen Augen und die blühenden Wangen, die sie bedecken sollte, mit mehrern Vortheil zu zeigen. — Noch einmal, Hunberga, ob sie gleich nicht mehr jung war, erschien hinreißend schön in dieser Kleidung.

Walter, der seine Empfindungen gegen seine Wohlthäterin, so viel als möglich zu unterdrücken suchte, nahte sich langsam dem Gitter, legte die Hand auf die Brust, wollte sprechen, und konnte nicht. Hunberga, welche bey seinem ersten Anblick wie von einer heftigen Bewegung zurück zu beben schien, faßte sich jetzt ein wenig. Sie sah den jungen Mann, der in solcher Bestürzung vor ihr stand, mit forschendem Auge an, schlug die Augen nieder, heftete sie von neuem auf ihn, schlug mit einem Mal die Hände zu-

sammen, rief: O mein Walter! und sank empfindungslos zur Erde.

Der Tempelherr ergriff die Glocke und läutete so stark, daß das Sprachzimmer bald mit einem Dutzend Nonnen erfüllt ward, welche sich bemühten, die Gräfin zu sich selbst zu bringen, und die, da sie alle schön waren, dem, der im Stande gewesen wäre auf sie zu achten, ein reizendes Schauspiel gezeigt haben würden. Unser Walter, welcher nur um Hunbergen bekümmert war, bemerkte sie kaum, und warf nur so viel Blicke auf sie, als nöthig waren, zu untersuchen, ob keine unter ihnen wäre, welche Mathilden glich. Er suchte vergebens. Hunberga kam wieder zu sich selbst, und bat die Schwestern, der Aebtißin die Ankunft ihres Sohnes zu melden. Die Nonnen eilten ihren Befehl auszurichten, und unsere beyden wiedervereinigten Freunde, nahten sich nun einander so viel sie konnten, und bestrebten sich, ihren Empfindungen, welche unaussprechlich waren, Luft zu machen. Aber wie soll ich beschreiben auf was für Art sie dieses thaten? Abgebrochne Worte, Thränen, Hand und Mund an das Gitter gedrückt, welches sie noch trennte, diese und dergleichen, Unempfindlichen vielleicht lächerlich scheinende Dinge, giengen unter ihnen vor, bis auf Befehl der Aebtißin das Gitter geöffnet, und der geistliche Ritter in das Innere des Klosters eingelassen wurde; eine Sache, welche wegen des Ordens, den Walter trug, um so viel weniger Schwierigkeiten hatte.

Der Tempelherr sank zu Hunbergens Füßen, sie legte die Hand auf seine Stirn ihn zu segnen, sie drückte ihn an ihre Brust, und die Klosterfrauen, wel-

che sich in noch größerer Anzahl eingefunden hatten als zuvor, standen umher, und weideten sich an dieser herrlichen Scene des Wiedersehens, die ich nicht ganz zu schildern vermag, und also so viel als möglich abkürze.

Hunberga eilte ihren Sohn der Aebtißin vorzustellen, und er ward von dieser ehrwürdigen Dame mit vieler Huld aufgenommen, man lud ihn ein, die Mahlzeit im Kloster einzunehmen, und so lange er zu Brignolle blieb, den Tag über so oft zu kommen, und so lange zu bleiben, als er wollte und der Wohlstand erlaubte. Ob der Ritter diese Erlaubniß mit Dank erkannte, läßt sich errathen.

Diesen Tag ward zwischen ihm und Hunbergen fast nichts Zusammenhängendes gesprochen. Beyder Herz war zu voll, als daß es zu einer ruhigen Unterredung hätte kommen sollen, und es war ihnen nicht unangenehm, daß die Aebtißin sich dieser Zeit, die doch für sie ungenützt verstrichen seyn würde, bediente, um mit dem Tempelherrn näher bekannt zu werden. Walter erzählte in der Gegenwart aller Nonnen, was alle wissen durften, und die Domina hörte keinen Theil seiner Erzählungen mit mehrerm Vergnügen, als den, in welchem ihrer Tochter, der schönen Vikomtesse von Barral gedacht ward. Sie war entzückt, in dem liebenswürdigen Fremdlinge, den alten Bekannten einer ihr so lieben Person zu finden und ihre Gespräche mit ihm, wurden dadurch so verlängert, so ins Weite gezogen, daß der Gräfin von Flandern und Waltern bange zu werden anfieng, sie mögten bey dem Geschmack, den die alte Dame an der Unterhaltung ihres Gastes bezeugte, des andern

Tages so wenig zu einer Unterredung unter vier Augen kommen können, als jetzt.

Die Aebtissin war indessen nicht so unbillig, und Walter fand, als er des andern Morgens ins Kloster kam, Hunbergen allein im Sprachzimmer. Ihre Gespräche waren diesesmal so ganz unerschöpflich, daß man zur Mittagsmahlzeit läutete, ohne daß noch die Hälfte von dem abgehandelt war, was sie sich zu sagen hatten. Besonders Eine Frage lag Waltern auf dem Herzen, welche er sich immer, er wußte selbst nicht warum, vorzubringen scheute, und die er vielleicht auch jetzt noch zurückgehalten haben würde, wenn ihm nicht Hunberga in derselben zuvorgekommen wäre. — Wie? sagte sie zu ihm, als sie nach der Tafel wieder allein waren, es sind nun schon mehr als vier und zwanzig Stunden seit wir uns wieder gesehen haben, und du hast noch nicht mit einem einzigen Worte nach deiner Jugendfreundin, deiner Mathilde gefragt? — Ach Gott, erwiederte der Tempelherr, indem eine glühende Röthe sein Gesicht überzog, ich weiß am Besten wie mein Herz schlägt, so oft sich eine Thür öffnet; wie ich in jeder neuen Klosterfrau die mir vorkommt, sie zu finden glaube, unter jeden Schleyer sie auszuspähen suche. — Und würde es dich freuen, erwiederte Hunberga, sie als Nonne wieder zu finden? — Walter schwieg. — Zwar fuhr sie fort, Mathilde war von jeher nichts als deine Freundin, und — du bist ein Tempelherr. — Walters Wangen glühten stärker, seine Augen trübten sich, und er faßte die Hand seiner Mutter, die er stillschweigend an sein Herz drückte. O Walter! Walter! sagte die Gräfin, indem sie ihm schärfer ins Gesicht sah, wie viele meiner Hoff-

nungen sind in dir vernichtet worden! — Als ich Mathilden zum erstenmahl sahe, als ich eure kindische Zuneigung gegen einander bemerkte, da hatte ich manchen Gedanken von euch beyden, der nun durch dein Kleid vernichtet wird. Himmel! dich als Tempelherr wiedersehen! in all dieser langen Zeit keine Nachricht von dir haben! Waren unsere Nahmen so unbekannt, daß du nicht unsern Aufenthalt hättest ausforschen können? Konntest du nicht den Mönchen auf den stöchadischen Inseln Nachricht von dir geben? — Ach wie ganz anders würde alles gegangen seyn, wenn mein Rath deine Entschließungen hätte leiten können! Du weißt nicht zu was für einer Rolle dich dein Schicksal bestimmt! Du weißt nicht, was du in Mathilden verlohren hast! Himmel! wie täuschte ich mich, als ich hoffte, aus deiner kindischen Freundschaft für sie, würde einst Liebe erwachsen!

Walters Herz ward zu sehr durch diese Worte bestürmt, er sprang auf, warf den Hut von sich, rieb die Stirne, gieng mit starken Schritten auf und ab, und die Farbe seines Gesichts veränderte sich so oft, daß man ihm den innern Kampf seiner Seele anmerken konnte. — Ach Mutter! rief er endlich, indem er sich wieder an Hunbergens Seite setzte, ich fürchte, dieß alles ist nun zu spät! Unglücklicher, armseliger Walter! was hättest du seyn können und was bist du jetzt! — Beruhige dich, mein Sohn, antwortete die Gräfin, Mathilde ist nun freylich für dich verlohren, aber wer wüßte auch, ob sie dir noch so wie in ihren Kinderjahren gefallen würde? Wer wüßte, ob sie sich deiner noch erinnerte? — Für das erste, erwiederte der Tempelherr, bürgt mir mein Herz; und das ande-

re — doch es ist nun zu spät! — Hunberga sah ihren Sohn lächelnd an; um dir, sagte sie, einen bessern Bürgen für das erste zu geben, als das kalte Herz eines Tempelherrn seyn mag, so nimm hier ihr Bild, und was das andere anbelangt, so kannst du nicht besser davon überzeugt werden, als durch Mathildens Geschichte. Agnes mag dir sie morgen erzählen, wenn ich mit den andern Nonnen in der Messe bin, du mußt sie ohnedem vorher wissen, ehe ich dir die Geschichte deiner Mutter, und die völlige Nachricht von deiner Geburt gebe, nach welcher du so sehr verlangst.

Hunberga und ihr Pflegesohn wurden hier durch die Ankunft der Gräfin von Provence gestört; der Tempelherr mußte der Aebtißin noch einige Nachrichten von ihrer Tochter geben, die er, wegen der Bewegung, in der er war, so kurz als möglich faßte, sich bald empfahl, und des andern Morgens sich sehr früh einstellte, um von Hunbergens Kammerfrau das zu erfahren, woran ihm, nachdem er Mathildens Bild gesehen hatte, noch unendlich mehr als zuvor gelegen war. Himmel! was für ein Bild! O Hunberga! ziemte es einer Klosterfrau einen solchen Abriß aller Vollkommenheit in die Hände eines geistlichen Ritters zu geben? Ziemte es dir, einen solchen mächtigen Funken irrdisches Feuers in ein Herz zu werfen, das dem Himmel geweiht seyn sollte?

Vier und vierzigstes Kapitel.

Geschichte Mathildens von Tripoli.

Mit matten Augen, den Zeugen einer durchwachten, vielleicht gar durchweinten Nacht, mit bleichen Wangen, auf denen die Züge tiefen Grams und hoffnungsloser Liebe zu sehen waren, fand sich unser Held im Kloster ein. Agnes hatte auf Hunbergens Befehl die Messe versäumt, und machte sich jetzt fertig, Waltern das zu erzählen, was meine Leser sogleich erfahren sollen.

Verzeiht mir, Ritter! sagte sie, wenn ich das, was ich euch zu sagen habe, mit Thränen beginne. Himmel! wer hätte es denken sollen, daß wir euch so wiedersehen würden! Wer hätte geglaubt, daß der muntre, fröhliche, muthige Knabe, der zu einem Weltbeherrscher gebohren zu seyn schien, einst dieses traurige Kleid, dieses lügenhafte Zeichen eines Mitteldings zwischen Freyheit und Sclaverey tragen sollte! Und die zärtliche, die unglückliche Mathilde! — Doch ihr werdet ungeduldig, ihr wollt keine Vorrede haben, und ich fange meine Erzählung an.

Wie wir zu Montzon nach eurer Abreise, bis zu Empfang des fatalen Briefs von Graf Theoderich, den der selige Herr immer hätte können ungeschrieben lassen, gelebt haben, das wird euch Paul bey seiner An-

kunst auf den stöchadischen Inseln gemeldet haben, auch kann euch die Art unsers schleunigen Abschieds von unserm schönen Schlosse nicht unbekannt geblieben seyn.

Wir eilten, dem widrigen Anblick von Graf Philipps Töchtern, nunmehrigen Besitzerinnen von Montçon auszuweichen, und waren froh, daß der ehrliche Mathias von Boulogne, wahrhaftig noch der Beste unter Theoderichs Kindern, uns behülflich war, unsere kleinen Schätze mit uns zu nehmen. Hunberga war fast nicht bey sich selbst. Der Stoß, den der abgeschmackte Zettel ihres Gemahls ihrer Ehre gab, durchbohrte ihr Herz. Mathilde weinte und rang die Hände, und ich, die einzige, welche die Gräfin von allen ihren Bedienten mit sich nahm, die einzige, welche bey dem Unglück das uns traf, ihres vollen gesunden Verstandes mächtig war, mußte für die Uebrigen sorgen, und kam dadurch unverdienter Weise zu der Ehre, die Hauptperson bey unserer Reise vorzustellen. Dieses kam vielleicht der Sicherheit unserer Flucht am besten zu Statten. Es fehlte uns auf unserm ganzen Wege nicht an Merkmahlen, daß wir verfolgt wurden, aber dem Himmel sey Dank, die Bemühungen unserer Feinde waren vergebens; man erkannte uns nicht, und wer hätte auch die Gräfin von Flandern in einem einzelnen Wagen, ohne Gefolge, und in einer Gesellschaft von drey Personen suchen sollen, in welcher ich die Hauptfigur vorstellte?

Von unserer Ueberfahrt nach England und von der Reise, welche wir, als wir ans Land gestiegen waren, noch bis zu dem Orte unserer Bestimmung zu thun hatten, kann ich euch wenig Merkwürdiges sa-

gen, als daß unsere Gräfin sich in der Luft dieses glücklichen Eilandes ein wenig zu erholen schien, und Fräulein Mathilde oft sagte, sie glaubte in England recht glücklich seyn zu können, wenn nur Walter bey uns wäre. — Walter seufzte, und Agnes fuhr fort.

Unser Weg lenkte sich nach Klifford, einem alten Schlosse am Ufer eines Flusses, dessen Nahmen ich vergessen habe. — Klifford? wiederholte Walter, welchen das Andenken an seine Mutter überfiel, und dem der Nahme, welchen er hörte, Hoffnung machte, hier etwas von ihr zu erfahren. — Ja, antwortete Agnes, was kommt euch in diesem Worte bedenklich vor? Nichts, versetzte der Tempelherr, ich wollte nur fragen, ob ihr wohl eine gewisse Rosemunde Kliffort gekannt habt? — Nein, sagte die Kammerfrau. Sie mag wohl etwa von der Familie des Schlosses gewesen seyn, weil sie seinen Nahmen führt; aber zu der Zeit, da ich diesen Ort zu sehen bekam, war keine einzige Dame daselbst zu finden, sondern das ganze weitläuftige Gebäude ward von einem widerlichen, eigensinnigen Manne, und seinen Bedienten bewohnt, welcher zwar den Nahmen Klifford führte, aber wie wir hernachmahls erfuhren, nur von einer Nebenlinie dieses Hauses war, und erst seit Kurzem die Besitzungen des kürzlich ausgestorbenen Hauptgeschlechts angetreten hatte.

Einige Damen in diesem verödeten Gebäude ankommen zu sehen, war so etwas Seltnes, daß alle Hausgenossen herbey liefen; sie kannten die wenige Verbindung, die ihr Herr mit unserm Geschlecht hatte, und es kostete uns einige Mühe Zutritt an einem

Orte zu bekommen, von welchem wir in der Folge so oft wünschten, ihn nie gesehen zu haben.

Obgleich unsere Gräfin wußte, daß der alte Lord Klifford, der Vater einer ihrer Freundinnen, vielleicht eben der Rosemunde, nach der ihr fragt, vor einiger Zeit gestorben war, so glaubte sie doch, den Bruder derselben hier anzutreffen, und sich seiner in ihren Angelegenheiten am englischen Hofe bedienen zu können; aber welches Schrecken, als sie in den, dem man den Nahmen Lord Klifford gab, ganz einen andern erblickte, als sie erwartet hatte. Wiewohl das traurige Ansehen, welches alles im Schlosse hatte, hättet ihr schon sagen sollen, was es jetzt für einen Besitzer haben müsse.

Er war ein Mann von ohngefähr vierzig Jahren, lang, hager und von einer widerwärtigen menschenfeindlichen Physiognomie. Er war nie verheyrathet gewesen, nicht wie ich anfangs dachte, aus einem natürlichen Widerwillen gegen das weibliche Geschlecht, sondern wie wir nachmahls erfuhren, aus einem Abscheu, den dasselbe von jeher gegen ihn gehabt hatte. Unser Empfang bey ihm war nicht besonders freundlich, doch entfaltete sich sein Gesicht ein wenig, als er den Nahmen der Gräfin von Flandern hörte. Wer hätte es wagen sollen einer Dame von solchem Stande die Gastfreyheit auf eine einzige Nacht zu versagen? denn mehr verlangte Hunberga nicht; das Schloß kam ihr abscheulich vor, nachdem sie erfuhr, daß es alle seine Besitzer, die sie ehedem kannte und liebte, verlohren hatte.

Die Gräfin und Mathilde wurden der widrigen gezwungenen Freundlichkeit ihres Wirths bald über-

drüßig. Sie begaben sich zeitig in die Zimmer, die man ihnen angewiesen hatte. — Die Gräfin begrüßte jede Stelle, die sie vordem gekannt hatte, mit Thränen, sie klagte gegen Mathilden, wie sich hier alles so ganz verändert habe. Warum sind wir hieher gekommen? sagte sie, und was sollen wir hier? Morgen mit anbrechendem Tage wollen wir dieses Schloß verlassen, das mir jetzt, nachdem es nichts mehr von dem enthält, was ich liebe, ein Grab zu seyn dünkt. Ach ihr edeln Kliffords! Vater und Bruder meiner Freundin, warum mußte ich euch nicht mehr lebendig finden? Wie sehr werden mir meine Anschläge verrückt! An wem werde ich mich nun in meines Walters Angelegenheiten wenden? Wen werde ich zum Unterhändler zwischen mir und dem Könige brauchen? Und wer wird mich für der Wuth der Königin schützen, wenn sie meine Anwesenheit erfährt? — Ich wiederhole euch diese Worte, welche ich behalten habe, so unverständlich sie mir auch sind, aus mehr als einer Ursache; vielleicht daß ihr euch mehr aus denselben nehmen könnet als ich.

Meine beyden Damen brachten die Nacht in Gesprächen und Berathschlagungen zu, von welchen ich, weil ich mich in einiger Entfernung halten mußte, nichts verstand, als das sie zum öftern euren Nahmen nannten, und des Königs und der Königin fleißig erwähnten. Des andern Morgens war unser erstes Geschäft, uns zur Abreise zu schicken, und Hunberga erschien nebst Mathilden nur darum beym Frühstück, wozu sie Lord Klifford einladen ließ, damit sie von ihrem unangenehmen Wirthe Abschied nehmen könnten. Aber diese Sache war nicht so leicht ausgeführt als sie

dachten. Der Herr des Schlosses weigerte sich schlechterdings in einen schleunigen Abschied zu willigen. — Dieses war sicherlich eure Absicht nicht, sprach er, mein Schloß so bald zu verlassen, da ihr es zu eurem Zufluchtsorte wählet, es ist euch nur darum verhaßt, weil ich der Besitzer desselben bin. Aber ihr seyd ungerecht gegen mich, schöne Damen, setzte er hinzu, indem er sich mit einer verhaßten Freundlichkeit zu Hunbergen kehrte, warum kann ich nicht eben so viel ausrichten, als die edlen Klifforde, der Vater und Bruder eurer verstorbenen Freundin? Kann nicht auch ich Unterhändler in eures Walters Angelegenheiten zwischen euch und dem Könige seyn? Kann nicht auch ich euch für der Wuth der Königin schützen, wenn sie eure Ankunft erfährt?

Hunbergen überlief ein kalter Schauer als sie den Lord alles was sie vergangne Nacht mit Mathilden gesprochen hatte, wörtlich wiederholen hörte, und aus allen Umständen merkte, daß uns unser gastfreyer Wirth behorcht haben müsse. Ihre Angst nahm zu, als er noch viel mehr, als ich gehört hatte, und als ich verstehen und nacherzählen kann, denn ihr wißt, Bediente müssen die Geheimnisse ihrer Herrn nicht verstehen, vor den Ohren seiner Leute, die beym Frühstück aufwarteten, zu wiederholen anfieng. — Um Gotteswillen, Mylord, sagte sie, indem sie seine Hand ergriff, bedenkt, daß wir nicht allein sind, und gebietet wenigstens euren Dienern sich zu entfernen, wenn ihr eure Zunge, die so geschwätzig ist als eure Ohren neugierig sind, nicht bezähmen könnt.

Lord Klifford ließ sich bewegen, Hunbergens Bitten zu erfüllen, und ich bekam von meiner Gebieterin Befehl,

fehl, an der Thür zu bleiben, damit kein Platz daselbst für einen Horcher wäre. Dieses Amt hätte in keinen bessern Händen seyn können als in den meinigen. Das Horchen ist niemahls meine Sache gewesen und ich bemühte mich also, nicht das zu hören, was im Zimmer zwischen meinen Damen und unserm Wirthe vorgieng, ungeachtet sie zu Seiten ziemlich laut wurden.

Die Thür öffnete sich endlich, und Hunberga kam nebst Mathilden ganz erhitzt und in Thränen gebadet heraus und gebot mir zu folgen. — Alles ist verlohren, schrie sie mit gefaltnen Händen, als wir wieder auf unsere Zimmer kamen; an unsere Abreise ist nicht zu denken. Lord Klifford ist einer von Eleonorens vertrautesten Anhängern. Alles, unsere geheimsten Heimlichkeiten, selbst Walters Aufenthalt auf den stöchadischen Inseln, hat er uns abgehorcht. Wir sind ganz in seiner Gewalt. Er wird alle seine Drohungen erfüllen, wenn wir uns nicht in seine Absichten fügen.

Was dieses für Drohungen waren, wurde mir nicht vertraut, und seine Absichten konnten meine Damen zur Zeit selbst noch nicht errathen. Wir wußten weiter nichts, als daß wir keinen Tritt aus dem Schlosse setzen durften; und von allen Seiten wie Gefangene bewacht wurden.

Die fleißigen Besuche des Lords und die Süßigkeiten, mit welchen er seine geheimnißvollen Drohungen, an denen er es nie fehlen ließ, immer vermischte, verursachten mir indessen bald den Argwohn, daß seine Absichten auf eine von meinen Gebieterinnen giengen, und daß er etwas der Liebe ähnliches in sei-

nem steinernen Herzen zu fühlen anfieng. Ich entdeckte meine Meynung Hunbergen, und es fand sich nur gar zu bald, daß sie gegründet war. Mathilde war der Gegenstand seiner Leidenschaft, er entdeckte sie ihr ohne Umschweif, und drang gleich nach der Entdeckung mit der nachdrücklichsten Kürze darauf, daß sie ihm ihre Hand geben sollte. Die Gräfin erstarrte vor Schrecken, Mathilde weinte, und er mogte noch so ungestüm in sie dringen, so blieb sie bey einem kurzen Nein, und versicherte, daß sie lieber sterben, als ihrer ersten Neigung untreu werden wollte. Auf wem diese Neigung gerichtet war, kann ich nicht wissen, vielleicht daß ihr, Ritter! der ihr mit dem Fräulein erzogen worden seyd, glücklicher muthmaßen könnt.

Lord Klifford verließ uns in einer Wuth, die ihn einem wilden Thiere ähnlich machte. Man schloß uns des andern Tages noch enger ein, und wir bekamen den ganzen Tag über weder ihn noch jemand von seinen vornehmern Bedienten zu sehen, die sonst beständig auf unsere Winke warteten, oder vielmehr alles was wir thaten, beobachten mußten. Indessen fehlte es uns nicht an Zeitvertreib; meine Damen beschäftigten sich mit ihrem Kummer, und ich hatte genug Unterhaltung für meine Augen. In dem Hofe, auf welchen unsere Fenster giengen, war von anbrechendem Morgen bis in die Nacht eine beständige Unruhe. Bestäubte Reuter kamen an, andere wurden abgeschickt. Es wurden Anstalten zu einer großen Reise gemacht, und ich fieng schon an meinen Gebieterinnen Trost einzusprechen, und sie zu versichern, daß wir unsern Verfolger gewiß auf einige Zeit los werden würden.

Schon ziemlich spät in der Nacht kam der Lord in unser Zimmer. Er wandte sich, ohne Mathilden anzusehen, an die Gräfin, und fragte mit einem kalten Tone, ob sie etwas an ihren Walter oder an die Königin zu bestellen hätte. Ihr seht, daß ich verreisen will, setzte er hinzu, und ihr seyd klug genug zu errathen, wohin. — Die Königin forderte mich zu sich, ich kann nicht wissen, ob sie schon etwas von eurer Ankunft erfahren hat. Wahrscheinlich wird sie mich nach den stöchadischen Inseln abschicken, wenn sie erfährt, daß sich eine Person daselbst aufhält, an der ihr so viel gelegen ist. Ich werde Waltern abholen müssen; sprecht daher, wenn ihr zu guter letzt noch etwas an ihn zu bestellen habt, ihr könnt glauben, daß ich es treulich ausrichten werde.

Mathilde stieß bey diesen Worten einen lauten Schrey aus, und fiel in Ohnmacht, wir bemühten uns, sie zu sich selbst zu bringen, und sie hatte sich nicht sobald wieder erholt, als sie zu Lord Kliffords Füßen sank, und um Gnade für euch, um Verschweigung eurer Geheimnisse bat. Hunberga vereinigte sich mit ihr in ihren Bitten; aber der Grausame blieb unbeweglich. Gestern, sagte er, gestern hättet ihr mich nicht beleidigen sollen; hättet ihr meine Hand angenommen, Mathilde! so wäre ich in eurer Gewalt. Was würde ich meiner Gemahlin abschlagen können? Aber jetzt? — Ihr haßt mich, ihr verachtet mich, ihr wollt lieber sterben als die Meinige seyn; und ich, was habe ich für Verbindlichkeit, einer solchen Person die geringste Gefälligkeit zu erzeigen? —

Mathilde antwortete mit nichts als mit Thränen, und Hunberga machte ihm tausend Vorwürfe. Grau-

samer! sagte sie, was habt ihr für ein Recht, Personen von unserm Range gefangen zu halten, und uns einen solchen unerhörten Zwang anzulegen? — Gefangen? unterbrach er sie, ja ihr habt recht, das ist grausam! nein, meine schönen Damen, ich fühle es, ich muß euch frey lassen. Geht! alle Thüren stehn euch offen! Befehlet nur wohin man euch führen soll; Pferde, Begleitung, alles steht zu euren Diensten; ich bin euch diese Dankbarkeit schuldig, da ihr euer bestes Geheimniß in meiner Gewalt lasset, und mich in den Stand setzet, durch Auslieferung eures Lieblings, meiner Königin einen so großen Dienst zu thun.

Meine Gebieterinnen befanden sich in der tödtlichsten Unruhe, sie wußten nicht was sie sagen und anfangen sollten. Klifford sahe sie eine Weile stillschweigend an, und verließ dann das Zimmer mit einem hämischen Gelächter. — In der Thüre kehrte er sich noch einmahl um. Nun, sagte er, ich denke ihr habt mich verstanden. Euch zu Liebe will ich meine Abreise noch bis morgen verschieben. Ueberlegt diese Nacht mit einander, was für euch das Beste seyn wird. Ihr seht wohl, da ich so gefällig für euch bin, da ihr mich nichts angeht, was ich im Stande seyn würde für meine Gemahlinn zu thun. Führt Mathilde einmahl diesen Nahmen, so ist euer Walter in Sicherheit, die Königin erfährt weder etwas von ihm noch von euch, und euer Geheimniß ist das Meinige.

In meinem Leben will ich den Jammer nicht vergessen, der sich nach Lord Kliffords Abschied bey uns erhub; eine schrecklichere, schlaflosere, angstvollere Nacht, habe ich kaum erlebt. Ihr waret nach unsern Gedanken schon so gut als in den Händen eurer Feinde.

Der Tod eurer Mutter, deren Nahme aber nicht genannt ward, wurde auf die grauenvollste Art erzählt, und euch ein ähnliches Schicksal prophezeyhet. Euer Leben und Tod hieng an Mathildens Munde, und auf das schreckliche Ja das sie aussprechen mußte, wenn sie euch retten wollte, kam ihr eigenes Glück und Elend an. Ihr werdet errathen, was sie wählte. Elend mußte sie durch die Verbindung mit einem Manne werden, wie Lord Klifford war; elend würde sie mit jedem Manne, ausser dem, den sie liebte, gewesen seyn; aber euch sterben, euch in den Händen eurer Feinde sehen? — Welch eine Wahl!

Der Morgen erschien. Meine Damen erneuerten ihre Bitten, und Lord Klifford seine Drohungen; er war unerbittlich, und Mathilde — ward Lord Kliffords Gemahlinn. — Verdammte Treulosigkeit der Weiber! schrie Walter, welcher bisher fast athemlos zugehört hatte, und nun wüthend aufsprang, Mathilde? Kliffords Weib? — Ihr bedenkt nicht was ihr redet, sprach Agnes, erwägt, weil ich doch deutlich mit euch reden muß, erwägt eure Verhältnisse mit Mathilden, bedenkt, ob sie euch größere Treue beweisen konnte, als indem sie ihre Hand dem gab, der euer Leben in seiner Gewalt hatte. Sie ein Mädchen, zwar nur von vierzehn Jahren, aber die euch schon mit allem Feuer einer erwachsenen Person liebte; ihr, zwar auch von diesem Alter, aber doch immer nur ein blosser Knabe, von dem sie nicht wußte, ob er je etwas mehr als Freundschaft für sie fühlen würde. Ihr in der augenscheinlichsten Todesgefahr; sie in der Nothwendigkeit eine Wahl zu thun, von welcher euer Leben und Tod abhieng. Armer Ritter! ihr lebtet damahls ruhig in

eurem Kloster, und wußtet nicht, was euch das beste Mädchen auf der Welt aufopferte, wisset es jetzt noch nicht, sonst könntet ihr sie nicht tadeln. — So, sagte Walter, indem er wüthend auf den Boden stampfte, also soll ich wohl noch für die Erhaltung dieses elenden Lebens danken, die mir mit dem Verlust meines höchsten Guts, meiner Mathilde erkauft ward? O Hunbergu! fuhr er mit wehmüthiger Stimme fort, nun verstehe ich dich: Mathilde ist für dich verlohren! Doch Mathildens Glück. — Wartet nur, unterbrach ihn die Erzählerin, ihr werdet schon hören, was für ein Glück sie in Kliffords Armen genoß. — Walter setzte sich mit verstörtem Gesicht an Agnes Seite, und diese fuhr fort.

Es ist unmöglich, euch das mannigfaltige Elend zu schildern, das eure unglückliche Freundin, um euret, ja ja, bloß um euretwillen bey ihrem Gemahl ausstand. Seine unangenehme widerwärtige Gestalt, alle seine körperlichen Unvollkommenheiten und seine verhaßten Arten, wären schon im Stande gewesen, eine Dame von Mathildens Jugend und Schönheit höchst unglücklich zu machen; aber dieses war noch immer der geringere Theil ihrer Leiden. Seine verabscheuungswürdige Gemüthsart, sein Geiz, sein Eigensinn, seine Unbescheidenheit, seine Härte gegen alle die von ihm abhiengen, seine Gottlosigkeit und seine Schwelgerey, machten ihr täglich so viel Herzeleid, daß es zu verwundern ist, wie sie es überstehen konnte. Ihr einziger Trost war Hunbergeus Umgang, und blos ihr zu Liebe theilte die Gräfin ihren Aufenthalt zwischen das nahgelegene Kloster zu Godstow und Kliffords Schloß, wo ihr nicht allemahl mit der gehöri-

gen Achtung begegnet wurde. O wie gern hätte sie Mathilde zuweilen zu Godstow besucht; aber Klifford hatte so einen Abscheu vor dem dasigen Marienkloster, und redete oftmahls in so räthselhaften und beleidigenden Ausdrücken von demselben, daß seine Gemahlin dasselbe nicht gern erwähnte, und froh war, daß Hunberga zuweilen es verließ, um ihr zu Klifford Gesellschaft zu leisten, ohne sich an die finstern Gesichter zu kehren, mit welchen sie von dem Lord aufgenommen wurde.

Mathilde ertrug alles mit bewundernswürdiger Geduld, sie bemühte sich sogar, den, der es so wenig verdiente, zu lieben. Sie sorgte für sein Leben, welches bey dem Hasse, den alle seine Unterthanen gegen ihn hatten, oft in Gefahr war; sie wartete ihn in seinen Krankheiten, den Folgen seiner Schwelgereyen; sie ertrug alle seine Launen mit himmlischer Sanftmuth, und die Belohnung dafür war, daß sie in beständiger Furcht euretwegen gehalten wurde, manchen Hohn euretwegen ausstehen mußte. Immer drohte er ihr, euch Eleonorens Grausamkeit zu übergeben, und sie hat zu der Zeit noch oft Todesangst euretwegen ausgestanden, da ihr, wie wir nun wissen, längst in Sicherheit waret und eure Feinde euch auf den stöchadischen Inseln vergeblich gesucht haben würden. Die Gräfin schickte in dieser Zeit oft Boten nach dem Orte eures Aufenthalts, um euch zu warnen, aber keiner kam zurück, und wir wissen nicht was aus ihnen geworden ist.

Wir hatten auf diese elende Art vier Jahr in unserer Einsamkeit gelebt. Kliffords Gemahlin war nun in ihr neunzehntes Jahr getreten, und prangte mit einer Schönheit, die ich mit Recht unvergleichlich nennen

kann. Der Lord sahe dieses sowohl als andere es würden gesehen haben, und entschloß sich, seinem Stolze ein Opfer zu bringen, und den Schatz, den er besaß, an König Heinrichs Hofe zu zeigen. Was für ein Triumph für einen Mann in seinen Jahren, für den, der von allen, auch von den Schönheiten der untersten Gattung, verachtet und verworfen worden war, sich den Gemahl einer solchen Dame wie Mathilde nennen zu können! Er kützelte sich mit der Vorstellung, wie er alle seine Verächterinnen durch Mathildens Reize demüthigen wollte, und eilte mit ihr nach Hofe, sie mogte bitten, sie mogte vorstellen wie sie wollte, daß sie die Einsamkeit allen Freuden der großen Welt vorzöge.

Hunberga hatte keine Lust sich Königin Eleonoren zu zeigen, und wählte in ihrem Kloster zu Godstow zu bleiben, ein Entschluß, der Mathilden so traurig als ihrem Gemahl erwünscht war. Er, der gewohnt war, alles zu hassen was andern Freude machte, haßte auch Hunbergen, und gönnte seiner Gemahlin das Vergnügen nicht, das sie in ihrer Gesellschaft genoß. Weil er wußte, daß sie auch mich liebte, so erhielt ich mit genauer Noth Erlaubniß, sie nach Hofe zu begleiten; indessen drangen doch Mathildens Bitten diesmahl durch, und ich war also Zeuge von allem dem, was ihr zu London begegnete.

Es schien, sie sey nur darum an König Heinrichs glänzendem Hofe erschienen, um ein neues ihr bisher noch unbekanntes Laster ihres Gemahls kennen zu lernen. Er, der sie selbst alles Bittens und Widerstrebens ungeachtet in die große Welt gezogen hatte, er, der sie überall zeigte, um sich mit ihrer Schönheit groß

zu machen, er scheute sich nicht, sie mit der wüthendsten Eifersucht zu quälen.

Unglücklicher Weise mußte der Hof zu eben der Zeit, da meine junge Dame nach London kam, zahlreicher und glänzender seyn als gewöhnlich. — Ihr wisset die beständigen Streitigkeiten König Henrichs mit seinen Söhnen, die der König von Frankreich so wohl zu unterhalten wußte. Henrich, der älteste von diesen Prinzen hatte sich jetzt gänzlich von seinem Vater losgerissen, und scheute sich nicht, die Länder, die ihm dieses guten Königs übertriebene Liebe überlassen hatte, von dem König von Frankreich als ein Lehn, gleichsam von neuem anzunehmen, und als sein Lehnsmann an seinem Hofe zu leben. Aber zu eben der Zeit, da der König von England den Kummer hatte, diesen verblendeten Prinzen für seine väterliche Liebe völlig verlohren zu sehen, war es ihm gelungen, durch seine gränzenlose Güte, seine übrigen drey Söhne in seine Arme zurück zu bringen; eine Freude, welche zwar nur kurze Zeit dauerte, die aber damahls, da wir nach Hofe kamen, noch ganz neu, und also in ihrer ersten Stärke war.

Alle drey Prinzen befanden sich am Hofe. Man feyerte die Vermählung des jüngsten von ihnen, mit Adelaiden, einer savoyischen Prinzessin, und jeder Tag dieses Hochzeitfests wurde durch neue Lustbarkeiten ausgezeichnet. Mathilde erschien bey diesen glänzenden Festen wie ein neuer unbekannter Stern; sie verdunkelte alles um sich her, und verblendete durch ihre Reize um so viel mehr, je weniger sie es wünschte, je weniger sie sich ihrer Vorzüge vor jeder andern Dame bewußt war. Ihre Jugend, ihre Un-

schuld und Schönheit, die bezauberte Anmuth, die stille ungekünstelte Einfalt, die in ihrem ganzen Wesen herrschte, und selbst der Anstrich von Schwermuth, den ihr ihre unglückliche Lage gab, zog aller Augen auf sie. Sie machte in einen Abend tausend Eroberungen, die ich weder alle kenne, noch alle nennen kann, sondern nur derer gedenken will, die Lord Kliffords Eifersucht am meisten erregten, und seiner unglücklichen Gemahlin unendlichen Kummer machten.

Mathildens Reize eroberten zu gleicher Zeit die Herzen dreyer Brüder, der drey Prinzen von England, und jeder von ihnen bezeugte ihr seine Neigung so unverholen, daß Lord Klifford schon beym ersten Schritte, den er seine Gemahlin in die Welt thun ließ, Ursach genug fand, seinen unüberlegten Einfall zu bereuen.

Der Bräutigam, dessen Hochzeitfest gefeyert wurde, Prinz Johann, der jüngste unter seinen Brüdern, ein leichtsinniger, gedankenloser Mensch, scheute sich nicht seine Braut zu verlassen, und Mathilden auf allen Schritten zu begleiten; Prinz Gottfried, der Zweyte unter diesen dreyen, ein wilder, lasterhafter, ausgelassener Jüngling, legte sich noch weniger Zwang an, er drängte Lord Klifford von der Seite seiner schönen Gemahlin, setzte sich zu ihr, und unterhielt sich den ganzen Abend mit seiner Leidenschaft, mit der Häßlichkeit und allen Unannehmlichkeiten ihres Gemahls, und mit dem Glücke, das sie an seiner Seite genießen sollte, wenn sie Kliffordchen verließ, und ihm die Hand gäb. Er that dieses mit so lauter Stimme, daß Mathildens

Beschämung, ihres Gemahls Grimm, und das Erstaunen der Anwesenden ohne Gränzen war.

König Henrich, welcher seine kürzlich wieder gewonnenen Söhne nicht von neuem aufbringen wollte, that als wenn er von dem unanständigen Betragen Gottfrieds nichts merkte, und die arme Mathilde hätte sich den ganzen Abend die überlästige Gesellschaft des Unbescheidendsten aller ihrer Liebhaber gefallen lassen müssen, wenn nicht Prinz Richard, der älteste von König Henrichs anwesenden Söhnen ihre Angst zu Herzen genommen, und durch Bitten und Drohungen Gottfrieden endlich genöthiget hätte, sie zu verlassen. Aber ihre unangenehme Lage ward hierdurch nur verändert, nicht aufgehoben. Unter dem Vorwande sie für den Zudringlichkeiten seines Bruders zu schützen, begleitete Richard sie überall, und gab ihr seine Liebe zwar etwas feiner als Gottfried, aber immer noch deutlich genug zu verstehen, um sie und ihren eifersüchtigen Gemahl zu beunruhigen.

Ich weiß nicht, Ritter, ob ihr den Prinzen Richard je gesehen habt, und ich finde es also schicklich, euch eine Beschreibung von seiner Person zu machen, um einen Wunsch zu rechtfertigen, den ich, ich bekenne es, damals that, und den ich mich jetzt noch nicht entbrechen kann zu wiederholen. Ich wünschte: O möchte doch die unglückliche Mathilde statt Lady Klifford, Prinzessin von England seyn! Richard war der schönste Mann den ich damals gesehen hatte. Erröthet nicht, Ritter, ich trete euch mit diesem Ausspruche nicht zu nahe; ich hatte euch zu jener Zeit noch nicht erwachsen gesehen, und doch

— selbst jetzt da ich euch vor mir sehe, kann ich mein damahliges Urtheil noch nicht ganz zurück nehmen; alles was ich thun kann, ist, daß ich bekenne, daß mir nie eine auffallendere Aehnlichkeit, als zwischen euch und dem unvergleichlichen Prinzen von England vorgekommen ist. Diese majestätische Gestalt, dieser königliche Anstand, diese Heldenmiene, das blendende Feuer im Auge, kurz alles, alles wie ich es an euch vor mir sehe; nur dünkt mich, ihr habt in diesem Zuge eures Mundes etwas Holdseligeres, und in diesem Blicke etwas Liebevolles, Schwärmerisch-zärtliches, das Richarden fehlt, der den Mund selten zum sanften Lächeln verzieht, und dessen Augen, auch wenn er sie zum höchsten Ausdruck des Wohlwollens mildert, immer etwas Furchtbares an sich haben.

So war Richards Gestalt, und ich glaube, ihr werdet mich nicht tadeln, daß ich ihn statt des häßlichen Kliffords an Mathildens Seite wünschte. — Aber dieses ist noch nicht genug. Wie soll ich euch vollends alle das Edle und Große schildern, davon seine ganze Heldenseele erfüllt seyn mußte, weil jedes seiner Worte, jede seiner Handlungen den Abdruck davon führte!

Hört auf, Agnes, rief Walter, indem er die Augenbraunen ein wenig zusammen zog, ich denke ihr wollt mir Mathildens Geschichte erzählen, und nicht eine Lobrede auf Richarden halten, dem ich übrigens unmöglich den Grad von Größe und Güte zugestehen kann, den ihr ihm beymesset. Wie wär es sonst möglich, daß er ein ungehorsamer Sohn eines solchen Vaters seyn könnte? — Es ist zu beklagen,

sagte Agnes mit einem kleinen Achselzucken, aber auch die edelsten Gemüther lenken sich zuweilen auf eine falsche Seite; wie wär es sonst zum Beyspiel zu erklären, daß man zuweilen, auch bey großen Seelen, Spuren von Mißgunst und Verkleinerung fremder Vorzüge findet?— Walter erröthete, und Hunbergens Kammerfrau fuhr fort. Weil ihr denn nichts mehr von Richarden hören wollt, so will ich den Abend dieses merkwürdigen Tages zu Ende gehen lassen, und nichts von allen den bezauberten Künsten erwähnen, die der Prinz von England brauchte, Mathildens Herz zu stehlen, wenigstens einen Anspruch auf ihre Freundschaft zu bekommen.

Man gieng auseinander. Richard trauerte über Mathildens Härte, Gottfried schäumte vor Wuth von ihrer Seite verdrängt zu seyn, und Johann hätte sich lieber beständig nur an ihrem Anblick geweidet, als daß er zu seiner Braut zurück gekehrt wäre. Adelaide weinte über ihres Bräutigams Betragen. Königin Eleonore schalt, und die arme Mathilde, mußte diese Nacht, und den ganzen folgenden Tag, bis es wieder Zeit war bey Hofe zu erscheinen, die bittersten Vorwürfe über das was vorgegangen war, von ihrem mürrischen Gemahl ausstehen. — Wie es diesen Tag gegangen war, so gieng es alle folgende, und niemals hat wohl eine Person die Bewunderung, die sie überall fand, so theuer bezahlen müssen, als die unglückliche Lady Klifford.

Gleichwohl that ihr die Leidenschaft der Prinzen von England und alle ihre übrigen Eroberungen, bey weitem nicht so viel Schaden, als die Liebe und der

Umgang eines andern viel geringern aber gewiß nicht weniger reizenden Jünglings, als die schönsten unter ihren Anbetern waren. — Ich weiß nicht, ob ihr euch noch auf einen gewissen Blondel von Nesle besinnt. — Blondel von Nesle? wiederholte Walter, er? mein Freund mein Nebenbuhler? — Ihr bedenkt nicht was ihr redet, Ritter, sagte Agnes mit einem kleinen boßhaften Lächeln. Sagt mir nur im Ernste ob ihr Mathilden liebt? Liebt ihr sie, welches sich doch schlecht zur geistlichen Rittertracht schicken würde, wer hat dieses errathen sollen, da ihrs vielleicht kaum selbst recht wissen möget? Und überdieses, wo sind denn eure Rechte auf sie, welche euch ausschließend erlauben, allein die Vollkommenheit ihrer Reizungen einzusehen? — Ihr schweigt? — Nun gut, ich fahre fort. Blondel von Nesle also befand sich in dem großen Gefolge von Minstrels, welche Richard, ein mächtiger Beschützer der schönen Künste, und selbst Sänger und Dichter, beständig um sich hatte. Er war Richards Liebling; er war noch mehr als dieses Wort gemeiniglich bey großen Herren sagen will; er war sein Freund. —

Mathilde sahe sich genöthiget, um Richarden nicht gänzlich zu beleidigen, ihm, dessen Hülfe sie wenigstens wider die Zudringlichkeiten seiner Brüder nöthig hatte, unter den Namen der Freundschaft einer Art von Umgang mit ihr zu verstatten, den die strengste Tugend nicht tadeln konnte, und den sich Lord Klifford, aus Furcht vor Richards Macht, nicht widersetzen durfte. Der Prinz besuchte sie oft, und weil er sich nicht getrauen durfte von Liebe mit ihr zu sprechen, so waren Musik und Dichtkunst, worinne

er Meister war, und die, wie ihr wißt, Mathilde immer mit Leidenschaft liebte, meistens der Gegenstand ihrer Unterhaltungen.

Einesmals gedachte er gegen sie seines Blondels, und Mathilde, welche sich augenblicklich ihres Jugendfreundes erinnerte, bezeugte das größte Verlangen diesen geliebten Jüngling wieder zu sehen. Sie erzählte Richarden von ihrer Erziehung mit ihm und mit euch, und bezeugte so lebhafte Theilnehmung an den jungen Minstrel, daß Richard ihn gleich des andern Tages zu ihr brachte, und daß von dieser Zeit an, fast kein Tag vergieng, daß Blondel nicht bald in Gesellschaft seines Freundes, bald allein die Gräfin von Klifford besuchte. Ich weiß nicht ob Blondel Mathildens Gemahl zu gering vorkam, um eifersüchtig auf ihn zu werden, oder ob eine Boßheit hinter seiner Nachsicht bey den Besuchen des jungen Minstrels verborgen lag, genug er, der sonst jedes männliche Geschöpf um den kleinsten Blick seiner Gemahlin beneidete, er, der sahe, daß Mathilde, ihrer ehemahligen kindischen Freundschaft mit dem lieblichen Harfenspieler eingedenk, freyer und freundlicher mit ihm umgieng als mit irgend jemand, sprach nie ein Wort wider den Umgang mit ihm. Mathilde überließ sich demselben um so viel ruhiger, da sie nichts von Blondels Leidenschaft merkte, und ich, die ich hierinnen weiter sah, fand die Zusammenkünfte mit einem so ehrerbietigen furchtsamen Liebhaber, so unschädlich, daß ich unmöglich meiner Lady die einzige Freude, die sie genoß, dadurch rauben konnte, daß ich ihr die Augen über des jungen Minstrels Neigung für sie öffne-

te, und sie dadurch nöthigte ihn zu fliehen. Ueber dieses, was waren für Bedenklichkeiten, bey Besuchen wo sich allemal ihr Gemahl gegenwärtig befand? Lord Klifford war vorsichtig genug, denselben allemahl beyzuwohnen. Er schien Geschmack an der Musik zu gewinnen, die hier allemahl der Gegenstand der Unterhaltung war, und die Harfe, welche weiland den bösen Geist von König Saul verjagte, schien bey seinem wilden Herzen oft die nähmliche Wirkung zu thun, und ihn etwas freundlicher und menschlicher zu machen. Doch dieses war eine gefährliche Stille, welche vor einem fürchterlichen Sturm hergieng. Wo dieser Sturm herkam, werdet ihr errathen, wenn ich euch nur einen einzigen Nahmen nenne; ihr habt ohnedem lange nichts von euren alten Freundinnen Graf Philipps Töchtern gehört.

Ihr wißt die närrische Neigung, die diese Fräuleins beyde für den Grafen von Leicester hatten, und ihr könnt wohl glauben, daß sie, nachdem sie Besitzerinnen von Montgon, und freye Gebieterinnen über sich selbst geworden waren, noch weniger als zuvor daran dachten, diese Leidenschaft zu unterdrücken. Nicht ein Jahr vergieng, nachdem Hunbergens Schloß ihr Eigenthum geworden war, so sahe sie schon England in seinen Gränzen.

Wir lebten damahls noch in der Einsamkeit zu Klifford, und wußten weder etwas von ihrer Erscheinung am englischen Hofe, noch von den Verfolgungen, welche Graf Leicester von ihrer Liebe auszustehen hatte, noch von dem Zwiste, der endlich seinetwegen unter ihnen entstand, und der sie nöthigte sich zu trennen. Anna gieng nach Frankreich unter die Hofstaat

der

der Prinzessin Alice, und ihr habt sie ohne Zweifel daselbst gesehn, ohne sie zu kennen. Edita aber, welche gemerkt hatte, daß Graf Leicester sie doch noch etwas besser leiden konnte als ihre Schwester, blieb in England, und wollte daselbst abwarten, ob sich das Herz ihres Geliebten nicht endlich völlig gegen sie erweichen ließ.

Sie befand sich noch daselbst, als Lord Klifford zuerst in der großen Welt erschien, und ob die Art ihrer Erscheinung und der Beyfall, den sie fand, ihrer neidischen Seele behagen konnte, vornehmlich da sie sah, daß der geliebte Leicester auch mit unter Mathildens Bewunderern war, das läßt sich errathen. — Edita sann auf Rache gegen die, welche sie von Kindheit an verabscheut hatte, gegen die, welche ihr von jeher im Lichte stand. — Ihr die allgemeine Bewunderung zu rauben, war unmöglich, aber es gab einen andern Theil ihres Glücks, den sie ebenfalls beneidete, und den sie zu untergraben suchte; sie neidete sie um das, weßwegen jeder andere sie beklagte, um die Ehre Lord Kliffods Gemahlin zu seyn. Der Nahme Gräfin von Klifford, der Glanz, mit welchen die Eitelkeit des Lords sie in der Welt erscheinen ließ, und andere ähnliche Kleinigkeiten, blendeten ihren schwachen Verstand, und sie nahm sich vor, ihre Feindin dieser Glückseligkeiten zu berauben.

Lord Klifford, so alt und häßlich er, und so schön und reizend seine junge Gemahlin war, beobachtete doch die eheliche Treue gegen sie nicht allemahl zum gewissenhaftesten, und wenn er sie nicht öfter überschritt, so lag es gewiß nicht an ihm, sondern an der ehlenden Gelegenheit. Ob Edita, die doch wirklich

schön genug ist, bey dieser Beschaffenheit sich vergeblich bemühte, ihn an sich zu ziehen, wenn sie die Absicht hatte es zu thun, das ist leicht zu ermessen. Es währte nicht lange, so hieng Lord Klifford so fest an ihr, liebte sie so zärtlich, als er vielleicht Mathilden nie geliebt hatte; eine Sache, die ich mit nichts, als mit der vollkommenen Gleichheit ihrer boshaften Seelen, und der daraus entspringenden Sympathie erklären kann. — Was für unnennbare Leiden für die arme Lady Klifford aus diesem Bündnisse entstehen mußten, brauche ich euch nicht erst zu sagen. Da sie ihren Tyrannen unmöglich lieben konnte, so fand zwar hier keine Eifersucht Statt, aber gekränkte Eigenliebe, Bewußtseyn eigener Vorzüge und Verdruß, sich Unwürdige vorgezogen zu sehen, wie können diese nicht ein gefühlvolles Herz quälen! und doch waren diese Leiden noch die geringsten von denen, die Mathilde auszustehen hatte, aber — doch ich übergehe alles womit die übermüthige Edita und ihr boshafter Liebhaber meine unschuldige Gebieterin kränkten; ein Grausen kommt mir an, wenn ich an die Beleidigungen denke, die sie erdulden mußte, und ich wende mich schnell zu dem, was den meisten Einfluß auf die Entwickelung ihres Schicksals hatte.

Lord Klifford hatte, wie ich vorhin erwähnte, den unschuldigen Umgang zwischen Blondel und Mathilden lange stillschweigend angesehen; niemand konnte besser von der Schuldlosigkeit desselben überzeugt seyn als er, der überall mit gegenwärtig war. Editens Anreizungen gaben das Signal, das bisherige Stillschweigen zu brechen, und auf einmahl brach der Sturm loß. Er überhäufte seine unschuldige Gemahlin ohne den

mindesten Anlaß mit den schrecklichsten Beschuldigungen; er begegnete ihr mit verdoppelter Grausamkeit; er ließ es nicht dabey bewenden, ihr insgeheim tausend Qualen anzuthun, er wollte sie auch öffentlich beschimpfen, und nicht lange, so war die Klage wider sie fertig. Er drang darauf von ihr geschieden zu werden. Aller Beweis, den er von der Untreu, deren er sie beschuldigte, aufbringen konnte, war ein Bild von ihr, das sie Blondeln geschenkt haben sollte, das sich auch wirklich bey ihm fand, aber kein andere als dasjenige war, welches er, wie ihr euch erinnern werdet, am Tage seiner Einweihung von Hunbergens Hand erhielt. Welch ein armseliger schwacher Beweis! vornehmlich da es in die Augen fiel, daß das Bild Mathilden nicht anders als in ihrem zwölften oder dreyzehenten Jahre vorstellen konnte. — Dem ohngeachtet drang Lord Klifford mit demselben durch, und seiner Gemahlin ward die Rechtfertigung zuerkannt. Wie konnte sie sich rechtfertigen, da alle Beweise ihrer Unschuld, selbst der, der von ihres Gemahls Gegenwart bey allen ihren Zusammenkünften mit Blondeln hergenommen war, verworfen wurden? Sie erbot sich zur Wasser- und Feuerprobe; aber König Henrich hatte diese Art die Unschuld zu retten, vor kurzem in seinen Landen abgeschffat, und es war uns also nichts weiter übrig, als unsere Sache dem göttlichen Gericht zu übergeben, das ist, sie durchs Schwert ausmachen zu lassen. — Die Rechtfertigung durch den Kampf vor dem göttlichen Gerichte, konnte ihr nicht versagt werden, und Lord Klifford so, sehr er auch dawider murrte, mußte ihn eingehen. — Da er der Stärke seines eigenen Arms

nicht traute, so stellte er zum Vertreter seiner Sache einen berühmten dänischen Ritter von fast riesenmäßiger Größe, welcher wegen der vielen Siege, die er erfochten hatte, für unüberwindlich gehalten wurde. Mathilde war zu angebetet von jedermann, als daß dieser fürchterliche Umstand jemand von ihrer Vertheidigung hätte abschrecken sollen. Ganze Schaaren von Rittern, und unter ihnen, zu Editens größter Kränkung, auch Graf Leicester, boten sich zu ihren Kämpfern an; aber sie wurden alle verworfen, und der höchste und vortreflichste Ritter des Königreichs, Prinz Richard behielt den Vorzug. — O Ritter, wo waret ihr damals! vielleicht beschäftigt irgend einen unbedeutenden Vortheil von den Sarazenen zu erringen, indessen euer Arm so nöthig war, die Unschuld, das Leben der Freundin zu retten, die euch alles aufgeopfert hatte! — Doch zweifle ich, daß der Prinz von England sich von euch das Recht, die Dame die er anbetete, und seinen liebsten Freund zu vertheidigen, würde haben streitig machen lassen. — Der Tag des Kampfs erschien, ich zitterte für meine Dame und für ihren erhabenen Kämpfer. Ihr kennet die grauenvollen Zubereitungen zu einem Gottesgerichtskampfe. Das furchtbare Ansehn der Kampfrichter, das offene Grab für den Ueberwundenen, das Läuten der Sterbeglocke, die langen Reihen der trauernden Verwandten, der schwarzbezogne Schauplatz, die Todtenstille, die bey der unzähligen Menge der Zuschauer fast unglaublich ist, und die nun plötzlich durch die feyerliche Stimme des Herolds unterbrochen wird, der die Kämpfer vor das Gericht Gottes, des Rächers der Unschuld ladet, um

durchs Schwert zu beweisen, was wahr ist, und dann dreymal im Namen Gottes betheuert, daß das Unrecht auf den Kopf des Unterliegenden fallen, und von der Unschuld nicht mehr soll gefodert werden. Schrecklich, schrecklich waren mir diese Feyerlichkeiten, und ich hielt es für unbillig, daß sie nicht um des geliebten Richards, des Sohns des Königs willen, ein wenig gemildert wurden, der festeste Heldenmuth mußte nach meinen Gedanken durch dieselben weit mehr als durch das Schwert des Feindes erschüttert werden. Ob der Held, der unsere Sache vertheidigte, gezittert habe, mag der Ausgang beweisen.

Er kämpfte, und wenn ihr seine Tapferkeit so gut kennt wie jedermann, so wird es unnöthig seyn hinzuzusetzen: er siegte. Mathilde war für unschuldig erkannt. Lord Klifforden ward das Recht sich von ihr scheiden zu lassen abgesprochen, und ihr hingegen bekannt gemacht, daß sie durch die Boßheit ihres Gemahls die volle Freyheit erhalten habe, sich mit Beybehaltung aller seiner Güter und Titel von ihm zu trennen.

Mathilde war zu edel, zu gewissenhaft, zu fest von der Unzertrennlichkeit des Bandes der Ehe überzeugt, als daß sie sich dieser Erlaubniß hätte bedienen sollen. Kliffords Freunde, die entzückt über ihre Großmuth waren, führten ihn zu ihren Füßen. Ich verzeihe euch, sagte sie, indem sie ihn mit dem himmlischen Blicke, den ihr kennet, von der Erde aufhub, ich verzeihe euch wie ich wünsche, daß mir Gott in meiner letzten Stunde verzeihen mag. Hierauf erneuerte sie öffentlich das Gelübde der ehelichen Treue, das sie nie mit einem Gedanken gebrochen hatte, und kehrte wieder in sein Haus zurück, welches sie, ob ihr gleich bald wieder auf den alten Fuß in demselben begegnet ward, doch gewiß nie verlassen haben würde, wenn sich nicht bald deutliche Spuren gezeigt hätten, daß ihr grausamer Gemahl, welcher vor Verlangen brannte sich mit Editen zu verbinden, ihr mit Gift nachstellte.

Der König drang nun selbst darauf, daß sie diesen Unmenschen verlassen sollte. Sie mußte sich unter den Schutz der Königin Eleonore begeben, und Lord Klifforden ward das Leben abgesprochen, ohne daß

jemand von seinen ehemahligen Gönnern, ohne daß selbst die Königin, deren Gnade er sich ehemals so sehr rühmte, es wagte, für ihn zu bitten. Mathilde ward durch einen Spruch des Pabsts für frey erklärt; sie nahm dieses auf Bitten ihrer Freunde an, doch nur unter der Bedingung, daß man ihrem Verfolger das Leben schenken sollte. Was konnte man einer solchen Vorbitterin abschlagen? Die Todesstrafe des Verbrechers ward in ewige Verweisung auf seine Güter verwandelt, und Mathilde blieb im Gefolge der Königin, welche ihr mehr Gnade zuwandte, als sie vielleicht in ihrem Leben einer Person erzeigt hat. Mathilde hat etwas Zauberisches an sich, welches im Stande ist die wildesten Herzen, nur nicht die Herzen eines Kliffords und einer Edita zu besänftigen.

Die Ruhe, welche sie an Eleonorens Hofe genoß, war indessen nicht von langer Dauer. — Sie liebte ihren Erretter, den edlen Prinzen von England, mit einer Freundschaft, wie sie die Dankbarkeit in einem Herzen wie das ihrige nur hervorbringen kann; aber Richards Bitten, ihm nun da sie frey sey, ihre Hand zu geben, wurden zu dringend, und Mathilde hatte nur Ein Herz, das sie schon in ihrer Kindheit vergeben hatte. — Ich leugne es nicht, ich war eine große Tadlerin dieser schwärmerischen Treue, und an mir lag es nicht, Ritter! daß euer Ebenbild, der unvergleichliche Richard, nicht glücklich ward; aber eure Freundin blieb unbeweglich. Anfangs diente ihr Lord Kliffords Leben und ihr Gewissen zum Vorwand, welches ihr vor seinem Tode keine neue Verbindung erlaubte; aber als dieser ein Jahr darauf an den Folgen seiner Schwelgerey starb, und sie noch immer unerbittlich blieb, als Prinz Richard aus Verzweifung nach Frankreich gieng, wo man sich nicht ohne Erfolg bemühte ihn wider seinen Vater aufzuhetzen, als der König und die Königin anfiengen ihr ungnädige Mienen zu machen, und sich nicht scheuten, sie ins Gesicht die Ursach aller dieser Unordnungen zu nennen, so verließ sie den Hof, und begab sich zu Hunbergen in das Kloster zu Godstow, das ich schon mehr erwähnt habe.

Hunberga traute der Sicherheit in England nicht mehr, und beredete Lady Klifford nebst ihr dieses Land zu verlassen. Sie begaben sich in dieses Kloster, wo die Gräfin von Flandern den Schleyer annahm, und Mathilde gewiß das nämliche gethan haben würde, wenn sie es nicht aus Liebe zu demjenigen unterlassen hätte, dessen Bild ihrem Herzen unauslöschlich eingedrückt ist. Die Hoffnung, euch noch in diesem Leben wiederzusehen, welche oft bey ihr ganz verschwunden war, lebte wieder auf, als wir bey unserer Reise auf die stöchadischen Inseln, von den Mönchen vernahmen, daß ihr nach dem heiligen Lande gegangen wäret, und also die weitere Entfernung den Mangel an Nachrichten von euch entschuldigte, aber euch einst als Tempelherr wieder zu sehen, Himmel wer hätte das gemeint!

Unsere Nachforschungen nach euch waren vergebens. Gram und fehlgeschlagene Hoffnung, fiengen an Mathildens Herz zu verzehren, und an ihrem Leben zu nagen. Das eingeschränkte Leben im Kloster, und die beständige Einsamkeit mit sich und ihrem Kummer, würde sie endlich getödtet haben, wenn sich nicht eine Gelegenheit gezeigt hätte, diesen Ort auf einige Zeit zu verlassen.

Wir trafen bey unserer Ankunft in diesem Kloster eine junge Dame an, welche Mathilden an Schönheit und Charakter so ähnlich war, daß eine gegenseitige Freundschaft unter ihnen entstehen mußte. Es war die Prinzessin Zoe des Königs von Zipern Tochter. Die fromme Unschuld, die sie mit meiner jungen Dame gemein zu haben schien, war bey ihr mit so viel Anlage zur Fröhlichkeit, und einem so muntern Geiste begleitet, daß wir die Wirkung ihres Umgangs an Mathildens zunehmender Heiterkeit bald spürten.

Zoe ward vor dem Jahre von ihrem Vater in sein kleines Königreich zurück gefodert, sie bat Mathilden sie dahin zu begleiten, und die Gräfin von Flandern fand diese Reise ihrer Pflegetochter so zuträglich, daß endlich diese sich bereden ließ, den Bitten und Vorstellungen ihrer beyden Freundinnen nachzugeben. — Wir haben unterschiedliche Mahl Nachricht von ihr

gehabt, aber doch nicht so umständlich als wir wünschten, weil der König von Zypern etwas darunter sucht, keine ausführlich geschriebenen Briefe aus seiner Insel abgehen zu lassen.

So weit war Agnes in ihrer Erzählung gekommen, und sie schien derselben noch etwas hinzusetzen zu wollen, als Hunberga aus der Messe zurück kam, und sie störte.

Die Gräfin von Flandern wandte sich zu dem Tempelherrn, um seine Meynung über das, was er gehört hatte, zu vernehmen, aber er war so ausser sich, so in Nachdenken versunken, daß sie nur einsilbige Antworten aus ihm bringen konnte. — Geh, mein Sohn! sagte sie, als sie sahe, daß er sich gar nicht aus seinem Tiefsinn zu reißen vermochte, geh, ich sehe, daß du für heute genug gehört hast, und daß alles andere, selbst die Geschichte deiner Mutter, die ich dir auf diesen Nachmittag zugedacht hatte, nur einen halben Zuhörer an dir finden würde.

Walter hörte nicht sobald die Geschichte seiner Mutter erwähnen, als er sich ein wenig aus seinem Nachdenken empor riß und die Gräfin bat, ihm dieselbe nicht länger vorzuenthalten.

Morgen, morgen, mein Sohn! sagte Hunberga indem sie ihm freundlich die Hand drückte, und morgen, morgen sagen wir zu unsern Lesern, indem wir den ersten Theil unsers Buchs schließen.

Ende des ersten Theils.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Naubert, Benedikte,

Walter von Montbarry, Grossmeister des Tempelordens

Bd.: 1. - 408 S. (..., 24,1)

Frankfurt u.a. 1809

P.o.germ. 118 gd-24,1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10105548-8